3

Des

Herrn Duport du Tertre

Geschichte

der sowohl

alten als neuern Verschwörungen

Meutereyen

und

merkwürdigen Revolutionen.

Aus dem Französ. übersetzt.

Sechster Theil.

Breßlau,
verlegts Wilhelm Gottlieb Korn.
1768.

Verschwörung der Baronesse von Alby.

Die Franzosen hatten den Spaniern Catalonien abgenommen. Diese, die den Verlust einer so schönen Provinz nicht vergessen konnten, waren stets auf Mittel bedacht, sie wieder unter ihre Bothmäßigkeit zu bringen. Da sie sich nicht getraueten mit Gewalt dazu zu gelangen, so nahmen sie ihre Zuflucht zur List, und ein Frauenzimmer war es, welcher sie die Ausführung ihres Vorhabens auftrugen. Hippolite d'Arragon, Baronesse d' Alby, welche die Herrschaft der Franzosen verabscheuete, schien ihnen sehr geschickt, eine mächtige Faction wider die Franzosen zu veranlassen. Diese Dame hatte viel Verstand und Muth, eine große Einsicht

in die Staatsgeschäffte, und eine bewunderns-würdige Geschicklichkeit, sie zu führen. Ihre aus-nehmende Schönheit zog ihr eine Menge Anbe-ter zu; sie trug sogar kein Bedenken, mit ihren Reizen freygebig zu seyn, wenn sie ihrem Stolze oder ihrer Rachgier dadurch Genüge leisten konnte. Sie war fähig, zum Besten der Spa-nier alles zu unternehmen, weil sie ihren Mann haßte, der den Franzosen gänzlich ergeben war.

Der Herzog von Toralto, Gouverneur zu Tarragona, der den Character und die Neigun-gen der Baronesse von Alby kannte, offenbarte ihr die Projecte des Hofes zu Madrid, und that ihr die Erklärung, daß man sie zur Ausführung derselben ersehen habe. Sie nahm einen so ge-fährlichen Auftrag mit Freuden an. Ihre Ei-telkeit stellte ihr blos die Ehre vor, die mit der glücklichen Ausführung eines solchen Vorhabens verbunden wäre. Der Herzog und die Baro-nesse fielen gleich Anfangs darauf, daß man den Abt de Gallicans, Deputirten der Geistlich-keit, zu gewinnen suchen müsse. Es ist für einen jeden, der mit einem Aufruhre schwanger gehet, eine sehr wichtige Sache, die Geißlichen auf seine Seite zu ziehen, wegen der großen Gewalt, die sie über die Gemüther des Volks haben. Der Abt de Gallicans schien auch weit leichter zu bestechen, als ein anderer Catalonier, Na-mens Onuphrius Aqvilles. Dieser war eben nicht von vornehmer Herkunft; aber uner-meßliche Reichthümer, die er auf eine edelmü-thige Art verthat, hatten ihm viel Freunde ge

macht. Man wollte ihm die Austheilung des Geldes auftragen, das der König in Spanien für Catalonien bestimmt hatte, um sich Anhänger zu verschaffen. Aqvilles war es, der sich zu dieser Sache am besten schickte; denn da alle Welt wußte, daß er ungemein freygebig war, so konnten seine Geschenke nicht verdächtig seyn, und er würde alles Gold der Spanier ausgetheilt haben, ohne daß sich die Franzosen im geringsten darüber beunruhigt hätten.

Die Baronesse von Alby, welche wußte, daß Aqvilles heftig in sie verliebt wäre, suchte sich die Schwachheit des Cataloniers zu Nutze zu machen, und ihm von seiner Pflicht abzuziehen. Eines Tages, als er um ihre Gegenliebe weit eifriger flehete als jemals, redete ihn die Baronesse folgender Gestalt an: „Ihr könnet „alles von mir erhalten, wenn ich sehe, daß „Ihr meiner Zärtlichkeit würdig seyd; wenn Ihr „Euch aber meinem Verlangen nicht gemäß be„zeuget; so erwartet von mir nichts als Abscheu „und Verachtung. Ich habe Euch übrigens „nichts vorzutragen, als was gerecht und rühm„lich ist. — „Erkläret Euch geschwind, ant„wortete Aqvilles, und traget kein Bedenken, „Euch einem Manne zu vertrauen, der sich zu „Eurem Vortheile allemal von ganzem Herzen „aufopfern würde. Nun so vernehmet, wor„auf es ankömmt, fuhr die Baronesse fort. Der „König von Spanien hat die Absicht, sich durch „Hülfe der Catalonier, welche ihrem alten Herrn „noch ergeben sind, von Barcelona Meister zu

„machen. Es kömmt auf Euch an, ob Ihr „Eurem Herrn dienen, und der Austheiler seines „Geldes seyn wollet. Wenigstens ist dieses das „einzige Mittel, wodurch Ihr zum Besitz mei„nes Herzens gelangen könnet.„

Onuphrius Aqvilles, der von Natur die Ruhe liebte, und alle schlimme Folgen voraus sahe, womit Unternehmungen von dieser Art insgemein begleitet werden, konnte den Vorschlag, der ihm gethan wurde, ohne Entsetzen nicht hören. „Was denken sie, Madame? rief „er aus. Was! ich soll mein Vaterland verra„then? Verschonen Sie mich mit einer so ver„haßten That, und um das Glück zu haben, Ih„nen zu gefallen, zwingen Sie mich nicht, ein „Verbrecher zu werden. — Gehen Sie, ge„hen Sie! erwiederte die Baronesse, ich sehe „wohl, daß Sie mich nicht lieben. Doch es „ist noch wenig, daß Sie gegen mich undank„bar sind; Sie sind es auch gegen einen Prin„zen, der Sie mit Wohlthaten überhäuft hat. „Wenn Sie einen angesehenen Rang in der „Welt haben, wem haben Sie es wohl zu dan„ken? Nicht eben dem Könige a) von Spanien, „dem Sie ihren Dienst versagen?„ Diese Vorwürfe rührten den Onuphrius Aqvilles, oder seine Leidenschaft verblendete ihn vielmehr so sehr, daß er das vergaß, was er seinem rechtmäßigen Herrn

a) Aqvilles war vom Könige von Spanien in den Adelstand erhoben worden, als Barcelona noch unter spanischer Bothmäßigkeit war.

Herrn schuldig war. Er ließ sich in die Verschwörung ein, und um einer unwürdigen Buhlerinn zu gefallen, setzte er sein Vermögen, seine Ehre und selbst sein Leben aufs Spiel.

Den Abt de Gallicans zu gewinnen, kostete es keine Mühe. Da er den Spaniern gänzlich ergeben war, so ließ er sich mit Freuden auf das Complot ein, das man gemacht hatte, um sie nach Catalonien zu rufen. Man gab dem Herzog von Toralto und den andern Ministern von dem glücklichen Anfange dieser Sache Nachricht, und man war sogleich bedacht, die nöthigen Veranstaltungen zu treffen. Zu Madrid hielten die Spanier verschiedene Berathschlagungen, um die Mittel zur glücklichen Ausführung eines so wichtigen Unternehmens ausfindig zu machen. Die Baronesse von Alby, Onuphrius Aqvilles und der Abt de Gallicans gaben sich eben diese Mühe zu Barcelona, und nach vielen Berathschlagungen, beschloß man, daß die Zeit bis zum nächsten Feldzuge angewendet werden sollte, für den König in Spanien Creaturen anzuwerben; daß man dem Don Aqvilles eine Summe Geldes zustellen wollte, um sie unter diejenigen auszutheilen, die mit Nutzen bey der Sache gebraucht werden könnten; daß sich die Flotte von Barcelona einfinden sollte, wenn man bereit wäre die Verschwörung ausbrechen zu lassen; daß fünf bis sechs tausend Mann Landtruppen vor den Mauern der Stadt sich lagern, und thun sollten, als ob sie dieselbe belagern wollten; daß alsdann der

Abt de Gallicans den allgemeinen Rath versammeln, die Catalonier zu einem Vergleiche mit dem Könige in Spanien vermahnen, und dahin sehen sollte, daß der Vergleich zum Vortheile der Provinz ausfiele. Wenn der Cardinal diese Parthey nicht ergreifen wollte, so würde beschlossen, daß der Abt de Gallicans mit der gesammten Geistlichkeit aus der Stadt herausgehen, und zuerst ausrufen sollte: Freyheit, Friede mit Spanien! daß bey diesem Geschrey alle Verschwornen die Waffen ergreifen, die Gefängnisse erbrechen, und sich des Zeughauses bemächtigen sollten; daß sodann die Soldaten von den Schiffen aussteigen, und mit der Landarmee zugleich den Platz angreifen sollten.

Nachdem dieser Entschluß gefaßt war, fiengen die Verschwornen heimlich an, Hand ans Werk zu legen. Sie machten die Umstände der Franzosen herunter, und gaben zu verstehen, daß die Spanier, welche große Vortheile über die Feinde hätten, sich bald im Stande befinden würden, Barcelona wieder zu erobern. Man sprach davon um so viel freyer, da kein Vicekönig mehr in der Provinz war. Der Marschall de la Mothe war zurück gerufen worden; so bald man aber erfuhr, daß der Graf von Harcourt an seine Stelle kommen, und mit einer guten Anzahl Truppen das Commando in Catalonien übernehmen werde, geriethen die Aufrührer in große Verwirrung, und wollten erwarten, wie es mit dieser Veränderung ablaufen würde.

Der

Der Graf von Harcourt kam bald darauf an, und hielt seinen Einzug mit außerordlicher Pracht. Er zeigte nicht die geringste Gewogenheit gegen diejenigen, die bey seinem Vorfahrer in Gunst gestanden hatten. Als Don Joseph Marguerit, Gouverneur der Provinz, und ein vertrauter Freund des Marschalls de la Mothe sahe, wie der neue Vicekönig in Ansehung seiner gesinnet war, kam er eines Tages zu ihm, und redete ihn folgender Gestalt an: „Ich müßte der dümmste unter allen Men„schen seyn, wenn ich die Abneigung nicht ge„wahr würde, welche Eure Hoheit gegen mich „blicken lassen. Seitdem ich die Ehre habe „meine Stelle zu bekleiden, habe ich allezeit mei„ne Pflicht aufs genaueste zu erfüllen gesucht, „und ich glaube nicht, daß man mir darüber ei„nigen Vorwurf machen könne. Ich sehe wohl, „daß meine Ungnade aus einer andern Quelle „kömmt. Sie wissen, daß der Marschall de „la Mothe mein Freund ist, und daß ich ihm „bey allen Gelegenheiten gern zu Diensten bin. „Es ist wahr, daß ich ihm stets ergeben blei„ben werde, und dieses sollte Ihnen sogar einige „Hochachtung gegen mich beybringen. Ich habe „diesem Marschall mein Glück zu danken, und „Eure Hoheit könnten mich mit Recht einer Un„dankbarkeit beschuldigen, wenn ich dagegen „nicht erkenntlich wäre. Er sitzt im Gefäng„nisse, und Sie sind in Catalonien. Ich glaube „nicht, daß Ihr Interesse dem seinigen so ent„gegen sey, daß ich nicht sein Freund seyn könne,

„ohne Sie zu beleidigen. Urtheilen Sie nach „dem, was ich für ihn gethan habe, von dem, „was Sie von meiner Treue erwarten können, „wenn Sie mir erlauben wollen Ihr Diener zu „seyn.

Diese lobenswürdige Freymüthigkeit that nicht die Wirkung, die sie thun sollte. Der Graf von Harcourt blieb dem Gouverneur stets abgeneigt. Die Verschwornen hatten eine große Freude darüber, und hofften aus dieser Uneinigkeit Vortheil zu ziehen. Ihr Vergnügen verdoppelte sich, als sie sahen, daß der Graf von Harcourt sich fertig machte, zur Armee abzureisen. Die Baronesse von Alby und ihre Anhänger beschlossen, einige Franzosen zu gewinnen, die ihnen von allem Nachricht geben, und bey dem Vicekönige gute Dienste leisten sollten. Sie warfen die Augen auf den Chabot, den Vetter des Grafen von Harcourt, und einen offenbaren Feind des Gouverneurs. Das war so ein Mann, wie sie ihn gern haben wollten: eitel, eingebildet, von kurzen Einsichten, und dadurch sehr geschickt, die Projecte der Verschwornen befördern zu helfen, ohne es selbst zu wissen. Sie bedienten sich eines dreyfachen Mittels, um ihn in ihr Interesse zu ziehen, und das schlechteste davon war allein schon hinreichend. Das erste hieng von der Baronesse von Alby ab, welche sich ihrer Reize nochmals zu bedienen beschloß, und den Chabot in sich verliebt machen wollte. Da dieser französische Cavalier nicht allzu reichlich mit Glücksgütern versehen war,

so bot ihm Aqvilles seine Börse an, und das Anerbieten des großmüthigen Cataloniers wurde mit Freuden angenommen; und dieses war das zweyte Mittel, dessen man sich bediente. Man nahm seine Zuflucht noch zu einem dritten Kunstgriffe, der ohnfehlbar gelingen mußte. Da man wußte, daß Chabot ein Mann wäre, der sich mit Hirngespinsten gern belustigte, so gab man ihm unter der Hand zu verstehen, daß er suchen solle, Gouverneur von Catalonien zu werden, wozu er durch Vorschub seines Vetters, des Vicekönigs, leicht gelangen könnte. „Es „ist zwar wahr, sagten sie zu ihm, daß nach den „Verfassungen unserer Provinz der Gouverneur „ein Catalonier seyn muß; aber es wird sich „diese Schwierigkeit leicht heben lassen: Sie „dürfen sich ja nur naturalisiren lassen.„ Dem Chabot gefiel dieser Vorschlag ungemein wohl; er beschloß sogleich, am Hofe um das Gouvernement in Catalonien anzuhalten; er konnte sich nicht genug bey denen bedanken, die sich so ernstlich für sein Glück zu interessiren schienen; er bat sie, alles zu seinem Besten zu thun, und gieng zur Armee ab, den Kopf ganz voll von diesen schönen Projecten.

Die Verschwornen, voller Freuden, daß sie einen Mann, wie Chabot, auf ihre Seite gebracht hatten, arbeiteten an der Beschleunigung ihres Unternehmens ernstlicher als jemals. Das Geld, das sie sehr zu rechter Zeit auszutheilen wußten; die prächtigen Versprechungen, die sie Personen thaten, welche große Dinge im Kopfe

hatten; der Haß, den sie gegen die französische Herrschaft rege zu machen suchten; alle diese Mittel, und noch viele andere wurden mit Nutzen angewandt. Nicht allein in Barcelona war es, wo sich die Aufrührer so viel Mühe gaben: sie suchten auch die auf ihre Seite zu ziehen, die einiges Ansehen in den Gegenden außerhalb der Stadt hatten. Sie gewannen den Amtmann zu Mattaro, einen aufrührischen Mann, der unter den Bauern und Einwohnern sehr viel galt. Dieser versprach ihnen fünfhundert Mann mit Dolchen und Pistolen bewaffnet in die Stadt zu schicken, und sich selbst in derselben einzufinden, wenn man es zur Ausführung des Projects für nöthig erachtete.

In dieser Verfassung befand sich die Sache der Verschwornen, als sie erfuhren, daß der Graf von Harcourt die Schlacht bey Liorens gewonnen, und dieser Sieg die spanischen Truppen in eine entsetzliche Verwirrung gebracht habe. Die Bestürzung breitete sich bald unter allen Verschwornen aus; sie glaubten nun nicht, daß ihr Vorhaben je glücklich von statten gehen werde. Der spanische Staatsrath machte sich selbst keine bessere Hoffnung. Indeß verlohren sie den Muth noch nicht ganz, sondern gaben dem Commandanten der Flotte vor Barcelona Befehl, die Anker zu lichten, welches auch sogleich geschahe. Der Gouverneur der Stadt aber, der schon einigen Verdacht hatte, verdoppelte die Wachen, und war überall so vorsichtig, daß die Verschwornen sich außer Stande sahen, etwas zu unternehmen.

Nach-

Nachdem der Graf von Harcourt von der Bewegung der spanischen Flotte war benachrichtigt worden, schickte er einen französischen Officier ab, der auf die Erhaltung der Stadt Barcelona bedacht seyn, und Achtung geben sollte, ob nicht etwan eine Verschwörung dahinter steckte. Da dieser Officier sahe, daß die Flotte sich zurück gezogen hatte, kam er wieder ins Lager, ohne einige Entdeckung gemacht zu haben.

Chabot indessen, welcher nicht vermuthete, daß die Baronesse von Alby und Don Aqvilles etwas wider den König in Frankreich vorhätten, ließ sich mit ihnen in einen Briefwechsel ein, meldete ihnen alle Neuigkeiten, und bediente sich der Börse des Aqvilles. Da dieser aber sahe, daß die Sachen der Verschwornen schlecht liefen, und kein glücklicher Ausgang zu hoffen war, so war er mit dem Gelde auch nicht mehr so freygebig; da er sich aber gegen Chabot zu weit herausgelassen hatte, so mochte er ihm doch auch nichts abschlagen.

Die Flotte ließ sich indeß wieder vor Barcelona sehen, und blieb einige Zeit allda; da es aber nicht möglich war, etwas zu unternehmen, so zog sie sich wieder in ihre Häfen zurück. Die Verschwornen befanden sich in außerordentlicher Verlegenheit, und wußten nicht, wozu sie sich entschließen sollten. Sie versammelten die Vornehmsten von der Parthey, um sich über die gegenwärtigen Umstände zu berathschlagen. Aqvilles, den es schon reuete, daß er sich so unbedachtsamer Weise eingelassen hatte, stellte

seinen

seinen Bundesgenossen vor, daß sie ihr Vorhaben fahren lassen sollten; daß sie vergebens auf Unterstützung warteten; daß, wenn ihnen auch die Spanier einige Hülfe zuschickten, sie durch die Anstalten, welche der Vicekönig getroffen, dennoch unnütz gemacht würde; daß die Verschwornen jetzt noch der Strafe entgehen könnten, weil die Verschwörung nicht wäre entdeckt worden; daß sie aber alles zu befürchten hätten, wenn sie auf ihrem erstern Vorsatze beharrten. Man würde diesem Rathe vielleicht gefolgt haben, wenn der Abt de Gallicans die Gemüther nicht in Hitze gebracht hätte. „Schmeicheln „wir uns nicht zu viel, sagte er, wenn wir glau„ben, daß unsere Absichten lange verborgen blei„ben werden? Wenn eine Verschwörung von „drey bis vier Personen nicht unentdeckt bleibt, „wenn man dabey zu langsam zu Werke gehet, „wie können wir hoffen, daß eine Faction, wo„bey die halbe Stadt interessiret ist, verborgen „bleibe? Wenn wir auch jetzt unsere Projecte „fahren lassen, so wird man doch allzeit erfah„ren, daß wir dergleichen gehabt haben, und „der Wille ist in dergleichen Fällen eben so straf„bar, als die Ausführung. Wir müssen also „allemal der grausamsten Strafe gewärtig seyn. „Alle, welche mit dergleichen Unternehmungen „schwanger gegangen sind, haben ihren Zweck „nicht besser erreicht, als durch Kühnheit; gelinde „und bescheidene Wege sind Verschwornen alle„mal nachtheilig gewesen. Die Geschichte aller „Jahrhunderte stellt auch Beyspiele vor Augen,

„vor denen ihr erzittern müsset. Entschließet „euch demnach von heute an, und ergreifet die „Parthey, die mit euren wahren Absichten am „besten übereinstimmet.„

Diese Rede erhielt den Beyfall der ganzen Versammlung; selbst Aqvilles konnte sich nicht entbrechen, wenigstens dem Scheine nach, ihr den seinigen zu geben. Die Baronesse, die sich zu ihm wandte, sagte ganz heimlich: „Meine „Meynung ist, daß man das Aeußerste wagen, „und selbst meinen Gemahl nicht verschonen müsse. „Wir können ja einander heyrathen, wenn wir „ihn aus dem Wege geschafft haben.„

Die Verschwornen machten sich demnach zur Ausführung ihres Vorhabens fertig. Sie veranstalteten alles, und gaben dem Commandanten der Flotte Ordre, daß er sich vor Barcelona einfinden sollte. Dieser aber fand sich am bestimmten Tage nicht ein, weil es ihn entweder verdroß, daß er schon zweymal vergebens gekommen war, oder weil er, wie er hernach vorgab, Mangel an Lebensmitteln hatte, und sie erst in allen Häfen zusammensuchen mußte. Dieses Außenbleiben der Flotte vereitelte alle Maaßregeln der Verschwornen. Da sie nun sahen, wie ihr Anschlag mißlungen war, überließen sie sich der Verzweiflung, und wünschten weiter nichts, als nur der Strafe zu entgehen. Sie verbanden sich mit den fürchterlichsten Eidschwüren, daß sie einander nicht verrathen wollten. Diese Vorsicht stillte ihre Unruhe noch nicht. Mitten unter dieser Gährung kam der

Graf

Graf von Harcourt zu Barcelona an. Alles lief zu, um ihn zu bewillkommen, und die verdächtigsten Personen waren es, die sichs am meisten angelegen seyn ließen, ihn ihrer Ergebenheit und Treue zu versichern. Der Vicekönig ließ sich durch alle diese Versicherungen der Treue und Ergebenheit nicht blenden; er suchte hinter das Geheimniß zu kommen, und wandte dazu alle mögliche Mittel an. Er versprach Begnadigung, Geld, Belohnungen für alle die, die ihm einiges Licht in der Sache geben würden. Man machte ihm den Amtmann zu Mattaro namhaft; dieser wurde augenblicklich in Verhaft genommen, und in den königlichen Palast zu Barcelona gebracht. Der Gefangene wurde noch an eben dem Tage verhört; und ob man sich gleich aller möglichen List bediente, so war es doch nicht möglich, etwas von ihm herauszubringen. Einige Officiere, die zu Mattaro in Garnison standen, redeten dem Amtmanne beym Vicekönige das Wort; sie sagten, daß sie noch keinen Catalonier gefunden hätten, der so sehr auf französischer Seite gewesen wäre; daß er, bey allen zwischen der Bürgerschaft und den Soldaten vorgefallenen Händeln, stets die Parthey der letztern genommen habe, und daß er die Spanier eben so sehr zu hassen schiene, als er die Franzosen liebte.

Diese Vorstellungen, und die wenigen Beweise, die man gegen den Amtmann hatte, fiengen an einigen Eindruck auf den Vicekönig zu machen, als dieser eine zweyte Nachricht erhielt, welche

welche die erste in etwas bestärkte; aber weit gefehlt, daß sie zu einer völligen Ueberzeugung hinreichend gewesen wäre, so hatte man nicht einmal Vermuthung genug, um ihn auf die Tortur bringen zu können. Man sahe sich genöthigt, sein ganzes Leben, so zu sagen, auszuschütteln, und nach einer genauen Untersuchung fand man gewisse alte Verbrechen, deren sich der arme Mann kaum mehr erinnern konnte. Da er darauf nicht vorbereitet war, oder vielleicht sich nicht vertheidigen konnte, so verdammte man ihn zum Tode, und nach dem Verdammungsurtheile, wurde er auf die Tortur gebracht. Die Gewalt der Schmerzen, und die wenige Hoffnung, die er vor sich sahe, machten, daß er alles gestand. Er klagte den Don Aqvilles, als einen der vornehmsten Anführer der Verschwörung an, und nachdem man alles, was er wußte, von ihm herausgebracht hatte, vollzog man das Todesurtheil an ihm.

Eine so schleunige Hinrichtung erschreckte alle Verschwornen, und unter andern einen gewissen Amingan, der alle seine Heimlichkeiten einem Cavaliere, Namens Margarolla, vertrauet hatte, und dessen Verschwiegenheit ihm verdächtig zu werden anfieng. Er wollte ihn bereden, Barcelona zu verlassen; da er es aber dahin nicht bringen konnte, bestach er ein paar Männer, die ihn anklagen mußten. Amingan gieng darauf selbst zu ihm, um zu erfahren, was er wohl wider ihn aussagen würde; zu

gleicher Zeit aber bat er ihn, sich aufs geschwindeste aus dem Staube zu machen, um sich, und alle seine Freunde vor der Gefahr zu sichern. Margarolla sahe den Kunstgriff ein, und um dem Amingan allen Verdacht zu benehmen, versprach er ihm, daß er auf ihre gemeinschaftliche Sicherheit durch die Flucht bedacht seyn wolle. Anstatt aber sein Wort zu halten, gieng er zum Grafen von Harcourt, bat um Gnade, und daß er der Vergebung theilhaftig gemacht würde, die man denen versprochen, welche die Verschwörung entdecken würden. Er versicherte anbey den Vicekönig, daß er ihm wichtige Dinge, die Verschwörung betreffend, bekannt machen könne. Man versprach ihm Begnadigung; er sagte dafür alles, was er wußte, und klagte den Amingan als einen der Hauptverbrecher an. Dieser letztere wurde arretirt, und in ein enges Gefängniß gesperrt. Unterdessen suchte man den Aqvilles mit großer Sorgfalt auf; er hatte sich aber so heimlich aus der Stadt hinausgemacht, daß man nicht wußte, was für einen Weg er genommen habe, oder wo er sich etwan aufhielte.

Man nahm noch andere Verschworne in Verhaft. Amingan, der davon benachrichtiget wurde, hielt seinen Untergang für unvermeidlich, wenn er das nicht sagte, was man von ihm wissen wollte. Das Beyspiel des Margarolla gab ihm einige Hoffnung, und er versprach, alle Verschwornen zu entdecken, wenn man

man ihm Gnade wiederfahren ließe. Der Vicekönig versprach sie ihm, und erfuhr dadurch die ganze Gestalt der Sache. Man ließ alle Angeklagten in Verhaft nehmen, und verwies hernach die Ankläger, denen man das Leben geschenkt hatte, aus Catalonien. Einige von den Angeklagten wurden am Leben gestraft; aber weder der Baronesse von Alby, noch dem Abte de Gallicans wurde etwas gethan. Aqvilles erhielt von allem Nachricht, was in seiner Abwesenheit vorgieng; und da er sahe, daß man die vornehmsten Häupter der Verschwörung in Ruhe ließ, so glaubte er, daß vielleicht für ihn auch keine Gefahr sey. Er kam in die Stadt zurück, hielt sich aber im Verborgenen. Niemand, außer der Baronesse, wußte, wo er war. Diese Frau, die auf alle Bewegungen des Vicekönigs genau Achtung gab, erfuhr, daß er neue Belohnungen versprochen habe, wenn ihm jemand den Aqvilles schaffen könnte, und daß man einige Muthmaßungen von seinem Aufenthalte in der Stadt habe. Die Baronesse begab sich sogleich zu ihrem Liebhaber, benachrichtigte ihn von der Gefahr, in welcher er wäre, setzte ihn in ihre Carosse, und brachte ihn so heimlich als möglich ins Kloster der Carmeliter. Man fuhr indeß immer fort, ihn zu suchen; aber vergebens; und fast gab man alle Hoffnung, ihn zu finden, auf, als er auf folgende Art entdeckt wurde.

Der Thorwärter bey den Carmelitern wußte, daß der Vicekönig eine beträchtliche Summe

Geldes denen versprochen hatte, die ihm den Aqvilles ausliefern würden. Dieser Mönch gieng zu seinem Bruder, der ein Handwerksmann zu Barcelona war, und kaum von dem leben konnte, was er verdiente. „Ich habe, sagte er zu ihm, „ein sehr zuverläßiges Mittel, „dich geschwinde reich zu machen. Aqvilles „ist in unserm Kloster; du darfst das nur dem „Grafen von Harcourt sagen, so wirst du eine „Belohnung bekommen, daß man dich Zeit Le„bens für einen reichen Mann wird halten kön„nen.„ Der Handwerksmann ließ sich das nicht noch einmal sagen, sondern gieng sogleich, den Aufenthalt des Staatsverbrechers bekannt zu machen.

Der Vicekönig, voll Ungeduld, den Aqvilles bald in seinen Händen zu sehen, gieng, die Messe bey den Carmelitern zu hören, und ließ hernach im ganzen Kloster Aussuchung thun. Endlich fand er den, den er suchte. Man nahm den unglücklichen Catalonier, und führte ihn in das Schloß zu Barcelona. Kaum hatte man ihn ins Gefängniß gebracht, als man mit seinem Processe schon den Anfang machte. Er wurde den folgenden Tag zum Tode verurtheilt; man gab ihm zwey Tage nach einander die Tortur, und so groß auch die Martern waren, die man ihm anthat, so wollte er doch nie seine Mitverschwornen verrathen. Er schien zum Sterben entschlossen, ohne etwas gestehen zu wollen, es sey nun aus Hartnäckigkeit oder aus Standhaftigkeit gewesen. Ein Capuciner aber, welcher

cher sein eigener Bruder war, stellte ihm die Umstände der andern Welt so lebhaft vor, daß der unglückliche Aqvilles glaubte, die Personen, die er in dieser Welt zurück ließe, giengen ihn nichts mehr an. Er verlor seine ganze Standhaftigkeit, und nachdem er alles gestanden hatte, was man ihn fragte, wurde er hingerichtet. Er war ein Mann von Lebensart, sehr freygebig und uneigennützig; seltene Eigenschaften bey einem Catalonier. Eine unglückliche Leidenschaft war die Ursache seiner Widerwärtigkeiten.

Chabot, mit sich selbst unzufrieden, daß er Geld von einem Verräther genommen hatte, suchte um die Confiscation der Güter des Verbrechers an, und bewies mit Freuden, durch eine Rache von dieser Art, seinen Eifer für das Interesse des Königs. Der größte Theil der Catalonier bezeigte eine aufrichtige Freude über die glückliche Entdeckung dieser Verschwörung. Alle Gesellschaften der Stadt statteten beym Vicekönige ihre Glückswünsche darüber ab. Der Abt de Gallicans selbst hatte die Dreustigkeit, daß er an der Spitze der Geistlichkeit kam, dem Grafen von Harcourt Glück zu wünschen, daß er die Urheber und Theilnehmer der Verschwörung entdeckt habe. „Ja, antwortete der Vicekönig, „ich kenne jetzt alle Verschwornen, und „Sie sind einer der vornehmsten.„ Er befahl zu gleicher Zeit der Wache, den Abt gefangen zu nehmen, und ihn nach dem Zeughause zu führen, bis man ihn nach Salses schickte. Man

nahm hierauf die Baronesse von Alby in Verhaft. Ihr Geschlecht, ihre Schönheit, die Verdienste ihres Schwagers, des Don Joseph Dardenne, der den Franzosen sehr ergeben war, machten, daß man mit dieser Dame nicht nach der äußersten Strenge verfuhr. Man verwies sie blos nach Tarragona. Vor ihrer Abreise machte man ihr einen Theil der Vorwürfe, die sie verdiente. Sie antwortete darauf, daß sie weder dem Könige von Frankreich noch ihrem Vaterlande ungetreu zu seyn glaube; daß, da sie eigentlich aus Arragonien gebürtig, und folglich eine Spanierinn wäre, sie weiter keine Verbindung mit Catalonien habe, als in Ansehung ihres Mannes, dessen Interesse aber von dem ihrigen sehr unterschieden wäre. „Wenn man „mich demnach strafen will, setzte sie hinzu, so „muß man es nicht als an einer Feindinn von „Frankreich thun, sondern als an einer, die „demselben zu keiner Treue verbunden ist.„ Als die Baronesse vor den Thoren zu Tarragona ankam, nahm sie von den Franzosen, welche sie begleitet hatten, Abschied, erwies ihnen viel Höflichkeit, und sagte ihnen, daß keine Nation auf dem Erdboden solche Vorzüge hätte, als die französische; daß sie dieselbe ungemein hoch schätzte, daß es ihr aber unmöglich wäre, sie zu lieben, weil sie Feinde ihres Königs wären.

Dieses war der Ausgang einer Verschwörung, welche den Cataloniern nichts als Ungemach und den Spaniern Beschämung brachte. Der Graf von Harcourt zeigte dabey eben soviel

viel Lebhaftigkeit, als Klugheit. Er befand sich mit der einzigen Compagnie seiner Garde mitten unter einem übelgesinnten, oder wenigstens sehr verdächtigen Volke. Der wenigen Leute ungeachtet, die er zu seiner Vertheidigung hatte, wenn sich ein Aufruhr hervorthat, ließ er die Häupter der Verschwörung am Leben strafen, und jagte die andern von Barcelona weg. Man muß gestehen, daß er dazu alle seine Herzhaftigkeit und Klugheit nöthig hatte. Man wird vielleicht nicht zufrieden seyn, wenn man diese Verschwörung lieset, daß man den Don Aqvilles umkommen siehet, da indeß die Baronesse von Alby und der Abt de Gallicans, die weit mehr verbrochen hatten, blos mit dem Exilio bestraft werden. Ich habe schon gesagt, was der Baronesse das Leben rettete; in Ansehung des Abts muß man wissen, daß es gefährlich gewesen wäre, einen Geistlichen in einem Lande ums Leben zu bringen, wo man die spanischen Grundsätze eingesogen hatte.

Verschwörung des Thomas Aniello.

Währendd daß Neapel unter der spanischen Herrschaft stand, drückten die Vicekönige, die man in dieses Königreich schickte, das Volk mit harten Auflagen, ohne sich an die Privilegien der Nation zu kehren. Diese beklagte sich anfänglich im Geheim über die Härte der Regierung; endlich aber brach ihr Mißvergnügen aus, da sie alle Jahre sechzig tausend Ducaten von den Gartenfrüchten bezahlen sollten. Der Herzog von Arcos, der damals Vicekönig war, und die Neapolitaner von einem Aufruhr nicht weit entfernt mehr sahe, versprach ihnen alles, was sie verlangten, und hielt von allem nichts. Das Volk verlohr darüber die Geduld, und legte zu dreymalen Feuer an dem Hause an, wo diese neue Abgabe bezahlt werden sollte. Nach dieser ersten rebellischen That erklärten die Aufrührer öffentlich, daß, wenn man fortführe, sie zu unterdrücken, sie sich von einer solchen Tyranney leicht zu befreyen wissen würden.

Man feyert alle Jahre zu Neapel am ersten Julius auf eine seltsame Art das Fest der heil. Maria der Gnaden. Man führet auf dem öffentlichen Platze eine Art eines hölzernen Schlosses dazu auf. Die jungen Leute aus der Stadt,

in

in Compagnien vertheilt, belagern es, und haben anstatt der Kugeln Aepfel, Birnen und andere dergleichen Früchte, womit sie es beschiessen. Zu der Zeit, von welcher wir reden, im Jahr 1646, war der Anführer dieser Belagerer ein junger Mensch, Namens Thomas Aniello, insgemein Mazaniello genannt. Seine niedrige Herkunft, und sein verächtliches a) Geschäfft ließen es nicht vermuthen, daß er eines Tages Herr von Neapel seyn, und darinne uneingeschränkt gebieten werde.

Er gab aber seine kühnen Anschläge zeitig genug an den Tag. Als er eines Tages vor einer Kirche vorbey gieng, fragte ihn ein Banditen-Hauptmann, warum er so mürrisch aussähe. *Ich muß entweder gehangen werden*, antwortete er, *oder meinem Vaterlande ein glücklicher Schicksal verschaffen*. Man konnte sich nicht enthalten, über diese Worte zu lachen. *Ey, sehet doch den wichtigen Mann*, sagte man, *der Neapel wohl in eine andere Form bringen wird. Spottet so lange ihr wollet*, gab er zur Antwort; *wüßte ich nur zwo oder drey Personen zu finden, die so sind wie ich, so sollte man wohl sehen, was ich zu thun vermag. Ey! und was wolltest du wohl thun?* fragte man ihn. *Wollet ihr gemeinschaftliche Sache mit mir machen?*

 sagte

a) Er trug Fische auf den Gassen zum Verkauf herum.

sagte Mazaniello zu ihnen. Warum nicht, antworteten sie. Nun wohlan! gebet mir euer Wort, fuhr der junge Mensch fort, und ihr sollet bald sehen, was ich thun will. Nachdem der Hauptmann und noch ein anderer Bandit, der bey ihm war, ihn versichert hatten, daß er auf sie rechnen könnte, so verließ er sie, um das Volk zu einem Aufruhre vorzubereiten. In dieser Absicht lief er durch die vornehmsten Straßen zu Neapel, und schrie vor allen Buden, wo Gartenfrüchte verkauft wurden: Ohne Accise, ohne Accise! Er sahe sich bald von einer Menge junger Leute umringt, welche ohn Unterlaß schrien: Es lebe der König von Spanien! Verdammt sey die schlechte Regierung!

Alle sahen den Mazaniello für einen Narren an. Ihr werdet von mir nicht immer so denken, sagte er; lasset mich nur machen, und wenn ich euch die Abgaben nicht vom Halse schaffe, so haltet mich für keinen rechtschaffenen Kerl. Man setzte dem ohngeachtet kein großes Vertrauen in seine Versprechungen. Er beunruhigte sich deswegen wenig, und war stets darauf bedacht, sein Vorhaben auszuführen. Er brachte bis auf zwey tausend Mann zusammen; alles junge Leute, die entschlossen waren, die Absichten ihres Anführers zu unterstützen. Er bewaffnete sie mit Stöcken, die er für das Geld gekauft hatte, das er von einer Bude zur andern zusammen bettelte.

Am

Am siebenten Julius, als verschiedene Krämer Früchte zum Verkauf auf den Markt gebracht hatten, waren keine Käufer da. Mazaniello war Schuld, daß die Waare nicht abgieng. Man griff sogar die Verkäufer mit anzüglichen Worten an, indem man sagte, daß es bey ihnen stünde, die Taxe zu bezahlen, wenn es ihnen so beliebte. Es entstand darüber einiger Tumult. Einer von den Spießgesellen des Mazaniello, der den Pöbel immer mehr aufbringen wollte, stieß zween große Körbe Früchte um; und sagte: „Gott giebt uns Ueberfluß, „während daß die schlechte Regierung eine Theu„rung verursachen will. Weil mir von dem al„len nichts zu gute kömmt, so will ich, daß alle „sichs zu Nutze machen.„ Ein Marktmeister, der den Aufwieglern mit Stockschlägen und den Galeeren drohete, wurde mit Kothe geworfen, und ein Hagel von Steinen, der darauf folgte, nöthigte ihn endlich, sich aus dem Staube zu machen. Mazaniello stieg sodann auf den höchsten Tisch der Obsthändler, und hielt folgende Anrede an das Volk: „Freuet euch, meine „Freunde, und danket Gott für das Glück, des„sen ihr bald theilhaftig werden sollet. Dieser „arme Mensch, den ihr in einem so elenden Zu„stande sehet, soll, als ein anderer Moses, der „das Volk Israel aus der Sclaverey befreyete, „auch euch von der Tyranney der Accise befrey„en, die man anfänglich nur auf eine gewisse „Zeit einführte, die aber durch den unersättlichen „Geiz der Einnehmer ewig geworden ist. Ein

Fischer,

„Fischer, Namens Petrus, brachte die Stadt „Rom, und hernach die ganze Welt aus der „Sclaverey des Satans zur Freyheit Jesu „Christi. Der Fischer Mazaniello wird sein „Vaterland von den Abgaben befreyen, womit „es überladen ist, und es wider in seine Rechte „und Freyheiten einsetzen. Ihr sollet endlich „das unerträgliche Joch abschütteln, das euch zu „Boden drückt. Wenn ich euch nur diesen Vor„theil verschaffe, so liegt mir nichts daran, ob „ich in Stücken gerissen, und auf den Gassen zu „Neapel herum geschleppt werde. Man schlage „mir den Kopf ab; man vergieße mein Blut, „bis auf den letzten Tropfen; man hänge mich, „als den Urheber des Aufruhrs, an einen Gal„gen: mein Tod wird allemal rühmlich seyn, „wenn er nur meinem Vaterlande nützlich ist.„

Diese Rede brachte die vorhin schon erhitzten Gemüther noch mehr auf. Mazaniello machte sich die Neigung des Volks zu Nutze, und befahl, daß man alle Zollhäuser und Wohnungen der Einnehmer in Brand stecken solle. Dieser Befehl wurde sogleich vollzogen. Die Rebellen, die bis auf zehn tausend angewachsen waren, nahmen hierauf den Weg nach dem Palaste, wo der Vicekönig wohnte. Die meisten hatten auf ihren Hallebarden Brodte stecken, welche die Becker zu klein machten, und schrien aus allen Kräften; „Es lebe der König in Spa„nien, und nicht der der Wucher!„ Die zwey tausend junge Leute, welche Mazaniello anfänglich zusammen gebracht hatte, trugen anstatt der

Fahne

Fahne ein Stück Leinwand, das sie an einen Stock gebunden hatten, und sagten in einem kläglichen Tone: Habet Mitleiden mit diesen armen Seelen im Fegefeuer, die, da sie eine so schwere Last nicht länger tragen können, sich einige Erleichterung zu verschaffen suchen. Brüder, arbeitet mit uns! Schwestern, stehet uns in einem so gerechten als vortheilhaften Unternehmen bey! Mit diesem Geschrey kamen sie an die Gefängnisse zu St. Jacob. Sie ließen die Gefangenen heraus, und nahmen sie in ihre Gemeinschaft auf. Als sie unter die Fenster des Palasts kamen, schrien sie, daß sie nicht allein von der Auflage auf die Früchte, sondern auch von allen andern, und besonders von der, die aufs Mehl gelegt wäre, befreyet seyn wollten.

Der Vicekönig, da er diesen Lärm hörte, ließ sich vor den Aufrührern sehen, und sagte, daß man ihren Gesuch in Ueberlegung nehmen wolle. Der Pöbel aber war mit diesem Versprechen nicht zufrieden, sondern wollte alle Auflagen sogleich abgeschafft haben. Ein Theil desselben drang mit Gewalt durch die Wache ins Schloß ein, kam vor das Zimmer des Vicekönigs, in welchem sich dieser verschlossen hatte, und war schon im Begriff die Thüren aufzuschlagen, als sich der Herzog von Arcos an einem Fenster sehen ließ, und denen Verschwornen versprach, daß sie vollkommene Genugthuung haben sollten. Sie antworteteten ihm, daß sie gern näher mit ihm sprechen möchten; der Vicekönig aber, der

nicht Lust hatte, sich einem rasenden Pöbel zu überlassen, und der sich in Gefahr sahe, ihm in die Hände zu gerathen, warf einige Gold- und Silberstücken unter die Aufrührer, und während, daß diese sich mit dem Auflesen derselben beschäfftigten, nahm er die Flucht, und rettete sich in ein Kloster. Der Palast wurde geplündert, und alle Kostbarkeiten zum Fenster hinaus geworfen. Der Pöbel gieng sodann auf das Kloster los, und wollte den Vicekönig heraus haben. Da dieser die Gefahr sahe, in welcher er war, rief er dem Volke zu: Haltet ein, ich bin bereit euch zu befriedigen.

Der Cardinal de Filomarino, Erzbischof von Neapel, kam in diesem Augenblicke an, und suchte die Rebellen zu besänftigen, indem er versprach, ihr Mediateur zu seyn. In der That gieng er auch mit dem Herzoge von Arcos zu sprechen, welcher den Marquis von Torrecusa mit einer Declaration abfertigte, durch welche die Abgabe von den Früchten und auch die vom Mehle zum Theil aufgehoben wurde. Nachdem das Volk diese Declaration hatte verlesen hören, war es mißvergnügter als vorher, und rief: „Wir sind verrathen, greift zu den Waffen.„ Ein Theil der Verschwornen eilte nach dem Kloster, in welches einige Damen und vornehme Herrn von Neapel geflüchtet waren. Die Wächter, die um das Kloster herum gestellet waren, und den gewaltsamen Einbruch verhindern wollten, wurden von den Rebellen getödtet. Das Scharmützel, das bey dieser Gelegenheit vorfiel, gab den

den Damen Zeit, sich in den Zellen der Mönche zu verbergen, und dem Vicekönige, über die Mauer zu steigen, und sich nach dem Schlosse Saint=Elme zu retten.

Da die Aufrührer hörten, daß der Vicekönig ihnen entwischt sey, ließen sie das Kloster in Ruhe, und kehrten nach dem Palaste zurück, um die Spanier zu entwaffnen. Ob diese gleich Degen und Flinten hatten, so konnten sie doch einem rasenden Pöbel nicht widerstehen, der mit nichts, als mit Stecken und Steinen bewaffnet war. Die Neapolitaner entwaffneten alle Wachen in der Stadt, suchten hernach den Dom Tiberius Caraffa auf, und baten ihn, daß er mit ihnen zum Vicekönig gehen, und auf die gänzliche Abschaffung der Accise dringen möge. Unterwegens steckten sie noch eins von diesen Zollhäusern in Brand. Nachdem sie sich in verschiedene Banden abgetheilt hatten, nahmen sie den Prinzen von Bisagnano in die Mitte, und baten, daß er ihnen zum Haupt und Anführer dienen wolle. Dieser Prinz aber, und Tiberius Caraffa, welche keine Lust hatten, sich an die Spitze einer solchen Parthey zu stellen, fanden Gelegenheit zu entwischen. Die Verschwornen, deren Anzahl sich damals auf funfzig tausend Mann belief, da sie sahen, daß sie niemanden zum Anführer hatten, weil von den Adelichen keiner den Auftrag annehmen wollte, beschlossen unter einander, dem Mazaniello das Commando aufzutragen. Dieses Project wurde ausgeführt,

geführt, und der neue General brachte sogleich das übrige Volk vollends in Aufruhr.

Der Vicekönig wandte indeß alles an, um die Ruhe zu Neapel wieder herzustellen. Er besetzte die wichtigsten Posten mit guten Truppen, und befahl den Beckern, das Brodt mehr ins Gewicht fallend zu backen b). Alles dieses war nicht hinreichend, die Rebellen wieder ruhig zu machen. Sie versammelten mit dem Klange einer Glocke eine ungeheuere Menge von Einwohnern, die sie in verschiedene Compagnien theilten, und begaben sich vor die Stadt hinaus, um alle Häuser zu verbrennen, wo der Zoll eingenommen wurde. Sie schlugen die Gewölber und Läden auf, in welchen sie Flinten, Kugeln, Pulver und Lunte wußten. Alle, die ihnen diese Waaren nicht geben wollten, wurden entweder umgebracht, oder ins Gefängniß geworfen. Ein Kaufmann wollte sich ihnen widersetzen, und tödtete in der Hitze einen von diesen Rasenden; sogleich zündete man sein Haus an, und da sich einige Fässer Pulver in demselben fanden, so flog es mit entsetzlichem Krachen in die Luft, so daß sieben und achtzig Personen dabey ums Leben kamen, und vier und vierzig beschädigt wurden.

Man

b) Wegen der Auflage auf das Mehl hatten die Becker am Gewichte abgebrochen. Der Vicekönig verordnete, daß man Brodte zu drey und dreyßig Unzen backen, und sie nicht theurer, als die zu vier und zwanzig Unzen, zu verkaufen.

Man hörte in der ganzen Stadt nichts, als den Lärm der Trommeln und Trompeten. Neapel war ein Sammelplatz der Waffen geworden, wo man mit nichts als den Zurüstungen zu einer blutigen Unternehmung beschäfftigt war. Das Landvolk trug zur Vergrößerung des Schreckens nicht wenig bey. Man sahe sie mit Aexten, Pflugscharen, Heugabeln und großen Messern in die Stadt gelaufen kommen, um ihre Dienste zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung anzubieten. Die Weiber selbst waren nicht weniger aufgebracht, als ihre Männer, und schienen geneigt, alles zu thun, was man von den unerschrockensten Soldaten hätte erwarten können. Neapel stellte unter diesen Umständen das schreckhafteste Schauspiel vor, das man sich nur einbilden konnte.

Als Mazaniello in Erfahrung gebracht hatte, daß fünfhundert Deutsche auf Befehl des Vicekönigs in die Stadt kommen sollten, gieng er ihnen entgegen, hieb sie in Stücken, und machte es mit zwo italiänischen Compagnien eben so. Der Herzog von Arcos, der sich nicht im Stande sahe, die Rebellen zu bändigen, ließ ihnen sagen, daß er bereit sey, alle Auflagen abzuschaffen, welche die beschwerlichsten zu seyn schienen. Mazaniello gab zur Antwort, daß er außer der Abschaffung der Auflagen noch begehre, 1. daß das Volk, so gut als der Adel, das Recht habe, seine Stimmen zu geben, wenn obrigkeitliche Personen erwählt werden sollten; 2. daß aus dem Volke eben so

viele erwählt würden, als aus dem Adel; 3. daß der Magazinverwalter der Stadt vom Volke ernennt werden dürfe; 4. daß man nie eine neue Auflage machen könne, ohne das Oberhaupt des Volks dabey zu Rathe zu ziehen, welches ein Mann von Stande und Character seyn solle; 5. daß dieses Oberhaupt vom Volke ernennt werden müsse, und daß er das Schloß Saint-Elme in seiner Gewalt haben solle.

Der Vicekönig wollte diese Vorschläge nie annehmen; Mazaniello griff daher zu neuen Mitteln. Seitdem er an der Spitze der Rebellen war, hatte er den Banditenhauptmann, von welchem wir geredet haben, und welcher Peron hieß, zum Gehülfen angenommen. Er wählte sich noch einen dritten Anführer, Namens Julius Genoin. Die Operationen dieses Triumvirats fiengen sich mit der Anzündung verschiedener Häuser an, welche den Staatsministern gehörten. Man hatte sie im Verdachte, und ich weiß nicht ob mit Unrecht, daß sie mit den Einnehmern unter der Decke lägen, um das Volk zu ruiniren. Es war bey Lebensstrafe verboten, das geringste von den Gütern wegzunehmen, die den Zollpachtern oder Einnehmern gehörten. Mazaniello wollte, daß alle ihre Schätze ein Raub der Flammen seyn sollten. Einer der Verschwornen, der nur ein Tischtuch zu sich genommen hatte, wurde auf der Stelle niedergemacht. Zween andere hieng man, weil sie einiges Hausgeräthe, das eben nicht viel werth war, weggenommen hatten.

Ma-

Mazaniello gab allen Kaufleuten und Handwerkern Befehl, in die Häuser der Adelichen zu gehen, und das Gewehr, was sie daselbst finden würden wegzunehmen. Dieser Befehl wurde in kurzer Zeit ausgeführt. Die Flinten, die man daselbst fand, wurden, unter die Rebellen ausgetheilt, und Canonen in den Gassen der Stadt aufgeführt.

Der Herzog von Arcos wollte nochmals sich auf einen Vergleich einlassen; man gab aber seinen Vorstellungen kein Gehör. Mazaniello machte bekannt, daß er sich, es koste was es wolle, von dem Thurme des heiligen Laurentius Meister machen müsse, weil dieser Posten vortheilhaft wäre, wenn er benöthigten Falles die Sturmglocke wollte lauten lassen. Um nun die spanische Wache aus diesem Thurme heraus zu bringen, legte er Feuer an demselben an, und fand dadurch das Mittel, sich desselbigen zu bemächtigen.

Die Weiber zeigten, wie ich schon gesagt habe, nicht weniger Eifer, als die Männer, für die gemeinschaftliche Sache. Sie machten Compagnien, bey welchen Ordnung und Kriegszucht sehr gut beobachtet wurden. Die Anführerinn zog mit einem bloßen Degen in der rechten und einem Dolche in der linken Hand vor ihnen her. Die andern mit Hellebarden und Flinten bewaffnet zogen hinter ihr drein; andere trugen Faschinen, um, wie sie sagten, die Verräther des Vaterlandes zu verbrennen. Das seltsamste, was man sehen konnte, war eine Compagnie

kleiner Mägdchen, die alle nicht über vier bis fünf Jahre hatten, und mit Stöcken bewaffnet waren. Die Bauern und Bäuerinnen fanden sich gleichfalls unter den Waffen ein, und stellten sich dem General Mazaniello zur Musterung vor, welcher ihnen ihren Posten außerhalb der Stadt anwies, um zu verhindern, daß man den Spaniern nicht zu Hülfe käme.

Da die Neapolitaner verlangten, nach den Privilegien regieret zu werden, die ihnen ehemals durch den König Ferdinand und den Kaiser Carl V eingeräumt waren, so kam es nur darauf an, wie weit sich diese Privilegien erstrecken. Man händigte sie dem Volke aus; der Vicekönig ließ zugleich eine Amnestie ausrufen, und erklärte, daß man allen ohne Unterschied verzeihen wolle, die sich des Verbrechens der Rebellion schuldig gemacht hätten. Der Pöbel gerieth bey dem Worte Rebellion in Wuth, und schrie, daß man den Krieg fortsetzen müsse. Fünfhundert Deutsche, die auf Befehl des Vicekönigs von Capua ankamen, wurden auf der Stelle entwaffnet. Mazaniello ließ hernach ein großes Gerüste auf dem öffentlichen Markte aufrichten; er stieg in seinem Fischerhabite hinauf, von seinen beyden Adjutanten Peron und Genoin begleitet. Sie gaben auf diesem Gerüste Audienz, nahmen Klagen und Bittschriften an, sprachen Urtheile in bürgerlichen, Criminal- und Militarsachen, und entschieden in allem mit einer unumschränkten Gewalt.

Nach-

Nachdem der Cardinal Filomarino endlich mit dem Vicekönige einen Vergleich getroffen hatte, worinne er den Rebellen alles einräumte, was sie verlangten, so wurde beschlossen, daß man sich zu Pferde nach der Carmeliterkirche begeben, und daselbst die Artikel des Tractats lesen und bekannt machen wolle; ein neuer Zufall aber hinderte die Wirkung des Vergleichs. Fünf hundert wohlbewaffnete Banditen kamen in die Stadt geritten, unter dem Vorwande, das Volk zu unterstützen. Der Capitain Peron, der mit einer Verrätherey gegen den Mazaniello umgieng, versicherte, daß diese Truppen in keiner andern Absicht nach Neapel gekommen wären, als um den Einwohnern zu helfen. Unterdeß hatte man sie blos kommen lassen, um sie gegen die Rebellen zu brauchen, und Peron war davon benachrichtigt. Mazaniello glaubte anfänglich alles, was ihm der Capitain sagte; da dieser aber verlangte, daß die Banditen in der Stadt herum reiten, und ihre Quartiere an einem abgesonderten Orte nehmen sollten, so fieng Mazaniello an, einige Verrätherey zu argwohnen. Er legte daher die Truppen an einen Ort, wo er nichts zu fürchten hatte, und verbot ihnen, diesen Posten zu verlassen. Die Banditen, da sie sich so außer Stand gesetzt sahen, nach ihrem Gutdünken zu handeln, wurden gegen den Mazaniello aufgebracht, und schossen einigemal nach ihm, trafen ihn aber nicht; er fand, nachdem es geschehen war, blos einige Schrootkörner in seinem Hemde. Die Rebellen geriethen über den An-

blick der Gefahr, worinne sie ihren General sahen, in Wuth; sie gaben Feuer auf die Banditen, schossen über dreyßig von ihnen tod, hieben ihnen die Köpfe ab, welche auf Pfälen mitten auf dem Markte aufgesteckt wurden. Die andern ergriffen die Flucht, und verbargen sich in verschiedenen Winkeln. Peron wurde in Verhaft genommen, und mit Ketten belegt; das Kloster der Carmeliter wurde ausgesucht, und man fand verschiedene Banditen darinne, denen man sogleich ihr Recht that. Sie offenbarten vor ihrem Tode noch das Geheimniß einer Verschwörung, die durch den Herzog von Matalonne wider den Mazaniello war angesponnen worden.

Man brachte den Capitain Peron auf die Tortur. Er machte verschiedene Orte nahmhaft, die man mit Pulver angefüllt hatte, um das Volk in die Luft zu sprengen. Nachdem man alles, was man wissen wollte, von ihm heraus gebracht hatte, wurde er enthauptet. Da Mazaniello erfahren hatte, daß der Herzog von Matalonne sich nach der Capucinerkirche zu St. Effrain begeben habe, begab er sich mit einem starken Corps Truppen dahin, um diesen Urheber der Verschwörung ums Leben zu bringen; der Herzog aber hatte schon die Flucht ergriffen, und sich nach Benevent begeben. Seine Bediente erfuhren die Wuth des Mazaniello; die meisten wurden getödtet, ob sie gleich nichts begangen hatten, das den Tod verdiente. Nach dieser barbarischen Expedition lief das Volk

wü-

wüthend nach dem Kloster der heiligen Maria de la Nova, wohin sich Dom Joseph Caraffa, der Bruder des Herzogs von Matalonne, begeben hatte. Dieser, den man suchte, um ihn ums Leben zu bringen, und der die Gefahr sahe, mit welcher er bedrohet wurde, verkleidete sich, nebst vieren von seinen Bedienten, in einen Mönch, und nahm seine Zuflucht zu einer öffentlichen Buhlerinn, welcher er die herrlichsten Versprechungen that, wenn sie ihm das Leben retten wollte. Dieses Frauenzimmer, welche ihrem Stande gemäß dachte, lieferte den unglücklichen Dom Joseph dem wüthenden Pöbel in die Hände; man brachte ihn ohne Barmherzigkeit um, und sein Kopf, den ihm ein Fleischer abgehauen hatte, wurde auf eine Pique gesteckt, und eine Schrift folgendes Inhalts darunter gesetzt: **Das ist Dom Joseph Caraffa, der Rebell gegen sein Vaterland, und Verräther eines getreuen Volkes.** Seine vier Bediente wurden auf gleiche Weise ums Leben gebracht; man trug ihre Köpfe auf den großen Platz, schleppte indeß ihre Körper auf den Gassen herum, warf sie mit Steinen und mit Kothe. Mazaniello befahl, den Kopf des Dom Joseph in einen eisernen Käficht zu stecken, und ihn vor dem Thore des heiligen Januarius, durch welches man nach dem Pallaste des Matalonne gieng, öffentlich auszustellen. Alle Edlen zitterten, da sie sahen, wie man einem Manne von höchstem Range begegnet war.

Mazaniello, überzeugt, daß der Herzog von Arcos sich in das Complot des Capitains Peron eingelassen gehabt, hielt alle Lebensmittel an, die man nach dem Schlosse bringen wollte, in welchem der Vicekönig war, und ließ die Wasserröhren verstopfen, welche ihn mit Wasser versahen. Da der Herzog sich so der nöthigsten Dinge beraubet sahe, bat er den Erzbischof Cardinal, die Neapolitaner zu versichern, daß er keinen Antheil an der Verschwörung gehabt, und daß er alles mögliche thun werde, um der Banditen habhaft zu werden, welche dieses Complot angesponnen hätten, um sie an das Volk auszuliefern. Der Prälat brachte es auch so weit, daß er die Wuth des Mazaniello besänftigte; dieser aber war immer auf seiner Hut, und verließ sich gar nicht auf alle Versprechungen des Vicekönigs. Um vor allem Ueberfalle sicher zu seyn, ließ er publiciren, daß sich ein jeder bereit halten solle, die Waffen zu ergreifen, so bald die Sturmglocke gehört würde; und damit auch die Deutschen und Spanier, die nach Neapel kommen sollten, seine Leute auf ihren Posten nicht anfallen möchten, ließ er spanische Reuter an alle Ecken der Straßen setzen, bey welchen diese Truppen vorbey zogen. Er befahl ferner, daß man in der Nacht vor jedem Hause Lampen oder Laternen aufhängen sollte, um der Verwirrung und der Unordnung vorzubeugen, welche manchmal in der Dunkelheit zu entstehen pflegen. Alle diese Befehle wurden mit eben so großer Genauigkeit als Fleiße ausgeführt. Nachdem

dem über hundert und funfzig Banditen, die sich in die Verschwörung des Herzogs von Matalonne eingelassen hatten, dem Mazaniello in die Hände gefallen waren, ließ er ihnen die Köpfe abschlagen, die man an den höchsten Orten aufsteckte, um durch diesen gräßlichen Anblick alle die schüchtern zu machen, die in Versuchung wären, sich wider ihn zu erklären. Nie hat ein Mensch besser gewußt, sich Gehorsam zu verschaffen. Er durfte nur sagen: das gefällt mir; ich will es haben; so richtete man sich sogleich nach seinem Willen.

Da er beständig einen Groll wider den Herzog von Matalonne im Herzen hatte, so ließ er ein Urtheil publiciren, durch welches er diesen Herrn für einen Rebellen und Verräther des Vaterlandes erklärte, und demjenigen, der ihn entweder tod oder lebendig überliefern würde, eine Summe von dreytausend Thalern versprach. Er schickte Truppen aus, um ihn zu Benevent aufzusuchen; er konnte aber seiner Person nicht habhaft werden. Als Mazaniello bemerkt hatte, daß einige Neapolitaner Waffen unter ihren Kleidern verbargen, um sie unter die Banditen auszutheilen, verbot er bey Lebensstrafe, Mäntel, Ueberröcke und andere dergleichen Kleider zu tragen; selbst den Weibern war es nicht erlaubt, sich in langen Röcken sehen zu lassen.

Der General der Rebellen befahl auch dem ganzen Adel, daß er seine Waffen an das Volk abgeben, und von seinen Bedienten zum Dienst

des Vaterlandes so viele abschicken solle, als ihm möglich wäre. Der neapolitanische Adel gehorchte sehr ungern, weil er wohl sahe, daß man ihn der Wuth des Pöbels aussetzte. Mazaniello setzte hierauf den Preiß der Eßwaaren fest, und machte andere die Policey betreffende Einrichtungen. Diese Beschäfftigungen hielten ihn nicht ab, bisweilen in das Kloster der Carmeliter zu gehen, um mit dem Erzbischof von Neapel zu negociren, welcher den Schiedsrichter unter beyden Personen abgeben wollte. Nach verschiedenen Berathschlagungen setzte man die Artikel zu einem Vergleich auf. Es wurde endlich beschlossen, daß alle Auflagen abgeschofft, und eine General-Amnestie verstattet werden sollte. Diese Art von Friedenstractat sollte in der Carmeliterkirche, in Gegenwart des ganzen Volks, publicirt werden.

Nachdem das Gerücht von diesem Vergleiche sich überall ausgebreitet hatte, lief der Pöbel haufenweise nach dem Orte zu, wo die Publication geschehen sollte. Man las alle Artikel des Friedenstractats, und diese Vorlesung ward mit einem allgemeinen Freudengeschrey begleitet. Genoin bestieg die Kanzel, von welcher man die Capitulation verlesen hatte, und sagte mit lauter Stimme: „Mein Volk, endlich haben „wir das erhalten, was wir so sehnlich gewünscht „haben. Wir hatten uns seit den Zeiten des „Herzogs von Ossonne alle Mühe gegeben, „um einen so schätzbaren Vortheil zu genießen, „wir konnten es aber damals nicht dahin bringen.

„gen. Jetzt nun, da wir durch die Gnade Got„tes und der heiligen Jungfrau den Gipfel „unserer Wünsche erreicht haben, jetzt müssen wir „dem Himmel unsern Danck für einen so herr„lichen Sieg abstatten. Lasset demnach die Luft „vom Freudengeschrey erschallen!„ Er stimmte sogleich das Te Deum an, welches mit Music gesungen wurde.

Mazaniello, in einem Kleide von Silberstoff, begab sich nach dieser Cerimonie mit dem Erzbischofe nach dem Pallaste, den der Vicekönig inne hatte. Er hatte befohlen, die Gassen zu reinigen, und die Fenster der Häuser mit den reichsten Tapeten zu bekleiden. Ehe er abgieng, würde ein Courier an den Vicekönig abgefertigt, um zu vernehmen, ob Se. Excellenz diesen Besuch genehmigen würden. Der Herzog von Arcos ließ ihm melden, daß es ihm sehr angenehm seyn werde. Sobald Mazaniello diese Antwort bekommen hatte, setzte er sich zu Pferde, und ritt vor dem Erzbischofe mit dem Degen in der Hand voraus, unter einer Begleitung, die eben so glänzend, als zahlreich c) war. Zur Rechten an der Carosse Sr. Eminenz ritt der Bruder des Mazaniello, welcher Matthäus von Amalfi hieß. Er war in Goldstoff gekleidet, und trug einen Degen nebst einem Dolche am Gürtel. Zur Linken sahe man den Franz Arpaya, den neuen Erwählten des Volkes, den man

c) Diese Begleitung soll über 50000 Personen stark gewesen seyn.

man an die Stelle des Capitains Peron gesetzt hatte. Gleich hinter der Carosse ward Julius Genoin, der zum ersten Rath der Stadt war ernennet worden, in einem Sessel getragen.

Das Volk lief von allen Seiten herzu, je näher man mit dem Zuge kam. Der Capitain der Garde des Vicekönigs kam ohne Waffen dem Mazaniello entgegen, empfieng ihn als seinen Herrn, und sagte, daß man ihn mit großer Ungeduld erwartete, und ihn mit großem Vergnügen sehen würde. Mazaniello erwiederte das Compliment mit großer Gravität, und gab seinen Begleitern ein Zeichen, daß sie nicht weiter gehen sollten. Man gehorchte ihm, wie gewöhnlich, und ein jeder schwieg stille, um zu vernehmen, was er ihnen sagen wollte. Hier ist die Rede, die er an sie hielt, indem er in den Steigbügeln seines Pferdes in die Höhe trat: „Ihr wisset, mein geliebtes Volk, daß ihr mich „in der vorhabenden Unternehmung zu euren „Anführer und General erwählt habet. Wis„set, daß ich nie eine andere Absicht gehabt, als „zu eurem Glück zu arbeiten, und euch von den „Auflagen zu befreyen, die euch fast zu Boden „drückten. Nachdem ich nun das, was ich „suchte, erhalten habe, so wünschte ich lieber in „meinen vorigen Stand wieder zurück zu kehren, „wenn ihr es für gut befindet. Aber ich be„schwöre euch, nicht eher die Waffen niederzu„legen, bis ihr von Spanien die Bestätigung „der stipulirten Artikel erhalten habet. Trauet „dem Adel bey keiner Gelegenheit. Es ist dieß

„noch ein Rath, den ihr euch nach Gutbefinden „zu Nutze machen möget. Ich will mich in den „Pallast des Herzogs von Arcos verfügen, und „ich hoffe, daß ihr mich bald wiedersehen wer„det; sollte ich aber nicht wieder zum Vorschein „kommen, so glaubet gewiß, daß ich eurentwe„gen aufgeopfert sey, und traget keinen Augen„blick bedenken, die Stadt in Feuer und Flam„men zu setzen. Das ist die einzige Gnade, die „ich von euch zu bitten habe, und die ich von „euch erwarte.„

Alle Anwesende antworteten, daß sie sich seinen Absichten gemäß bezeigen wollten. Mazaniello wandte sich sodann gegen den Cardinal, und bat ihn, daß er ihnen seinen Segen ertheilen möchte. Er kam endlich in dem Pallaste an, und sobald er den Vicekönig zu Gesichte bekam, fiel er ihm zu den Füßen, und küßte dieselben. „Ich stelle mich vor Ihnen ein,„ sagte er zum Herzoge von Arcos, „damit Eure Ex„cellenz mit meiner Person vornehme, was ihr „beliebt. Sie können mich hängen, rädern, „viertheln lassen. Ich will alle Strafen gern „ausstehen, die Sie mir zuerkennen werden.„ Der Vicekönig hieß ihn aufstehen, und sagte zu ihm: „Ich habe euch nie als einen Verbrecher „angesehen, und weiß nicht, daß ihr auf einige „Art die Majestät des Königs beleidigt hättet; „ich werde euch demnach jederzeit gern sehen, „und stets die vollkommenste Hochachtung vor „euch haben.„ Man siehet wohl ein, daß blos die Furcht den Herzog nöthigte, ein solche Spra-

che zu reden! Er war damit nicht zufrieden, daß er dem Mazanielko die schmeichelhaftesten Dinge sagte, sondern er umarmte ihn verschiedenemal, und führte ihn in sein Cabinet, um über die gegenwärtigen Angelegenheiten mit ihm zu sprechen.

Während daß sie sich hier mit einander unterredeten, vernahmen sie ein großes Lärm, das aus der Unruhe entstand, in welche das Volk ihres Generals wegen gerieth. Da dieser die Ursache davon errieth, so ließ er sich mit dem Vicekönige am Fenster sehen, und sagte zu ihm: „Ich will Eurer Excellenz zeigen, wie gehorsam das Volk zu Neapel ist. Er rief sogleich aus: Es lebe Gott, es lebe der König in Spanien, es lebe der Cardinal Filomarino, es lebe der Herzog von Arcos, es lebe das getreue Volk zu Neapel. Als das versammelte Volk diese Worte wiederholt hatte, so legte er nur den Finger auf den Mund, und ein jeder ward den Augenblick still. Er befahl hierauf dem ganzen Haufen, sich zurück zu begeben; sogleich verschwanden alle, und es blieb nicht ein einziger von ihnen da. Sie sagten einer zum andern: Geschwind, wir müssen unserm Capitain gehorchen. Der Vicekönig, der Cardinal, und alle, die im Pallaste waren, erstaunten nicht wenig über einen so schleunigen Gehorsam.

Nach einigen weitern Erklärungen wurden der Herzog von Arcos und Mazaniello eins, daß die Capitulation gedruckt werden sollte, und

daß der Vicekönig und die vornehmsten Zünfte der Stadt sie unterschreiben sollten. Man wollte sie ferner öffentlich in der Hauptkirche ablesen lassen, und sich durch einen Eid verbindlich machen, alle Artikel derselben zu beobachten. Man wollte auch dafür sorgen, daß sie von Sr. catholischen Majestät bestätigt würden. Nachdem man dieß alles verabredet hatte, begab sich Mazaniello aus dem Pallast hinweg. Der Vicekönig beschenkte ihn mit einer goldenen Kette, die er ihm mit eigenen Händen umhieng, und die drey tausend Thaler am Werthe hatte. Hierauf nahmen sie Abschied von einander, und umarmten sich, als ob sie die besten Freunde von der Welt gewesen wären. Mazaniello aber trauete allen diesen schönen Vorspiegelungen nicht so sehr, daß er nicht gute Vorsicht hätte brauchen sollen, um seine Person in Sicherheit zu setzen. Er merkte wohl den Grund, warum man ihm so viel Ehre anthat.

Den folgenden Tag hielt man ein Fahrzeug an, auf welchem sechs Matrosen und vier Personen in langen Mönchskappen waren. Diese letztern wurden vor den Mazaniello gebracht, der einige mit Characteren geschriebene Briefe bey ihnen fand, welche der Herzog von Matalonne an seinen Secretair schrieb. Mazaniello, der eine neue Verschwörung von Seiten dieses Herzogs befürchtete, ließ diesen vier Männern die Köpfe abschlagen, weil sie wider das Verbot, Mönchskappen zu tragen, gehandelt, oder sonst eine böse Absicht gegen den Maza-

zani-

zaniello hatten. Dieser, der von dem Vicekönige in der Würde eines Generalcapitains war bestätigt worden, übte seine Würde mit mehrerer Gewalt aus als jemals. Um dem Volke Gerechtigkeit zu verschaffen, ließ er ein mit allen Werkzeugen des Todes versehenes Schaffot aufrichten. Vier Banditen, die man in Mönchskappen fand, wurden auf seinen Befehl enthauptet. Diese Einrichtung brachte den Partheygängern des päbstlichen Nuntius, die diesen verbotenen Habit trugen, ein solches Schrecken bey, daß sie sich in den Pallast ihres Herrn einsperrten, und sich nicht heraus getraueten.

Doch Mazaniello sprach nicht immer auf diesem Schaffot das Recht; er gab bisweilen an einem Fenster seines Hauses Audienz. Man reichte ihm die Bittschriften und Memoriale an einer Stange zu, und er hielt eine gespannte Armbrust in der Hand, um auf diejenigen zu schießen, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen. Man sahe zehn tausend Mann wohlbewaffneter Soldaten vor seiner Thüre, ohne die große Anzahl derer zu rechnen, die hin und her giengen, um seine Befehle auszuführen. Wenn er etwas befahl, so war es allzeit bey Lebensstrafe. Die Verordnungen wurden nicht mehr im Namen des Königs, sondern im Namen des Mazaniello gemacht. Eine der seltsamsten Verordnungen war die, da er allen Männern bey Lebensstrafe anbefahl, sich den Kopf abscheeren zu lassen, weil einige Banditen sich in Weibskleider geworfen, und ihre Waffen unter denselben verborgen

borgen hatten. Wenn die Priester und Mönche sich den Kopf scheeren ließen, mußten sie vor ihm erscheinen, damit er unterscheiden konnte, ob sie wirklich Geistliche und Mönche wären. Um Mitternacht mußte ohne Ausnahme jedermann in seinem Hause seyn, und wenn man jemanden später auf der Gasse antraf, so wurde ihm der Kopf abgeschlagen. Da fast alle Einwohner zu Neapel damals den Tag über in den Waffen waren, und folglich in ihren Verrichtungen nichts thaten, so begaben sie sich Abends in ihre Häuser und Werkstätte zurück, um zu arbeiten. Unterdessen wurden an jede Thüre vier Mann Wache gestellt, denen man täglich einen Carolin, zwey Maaß Wein, und zwanzig Unzen Brodt gab. Dreyßig tausend Mann wurden gebraucht, um auf diese Weise die Stadt und die Vorstädte zu bewachen.

Es hatten im Anfange des Aufruhrs sich verschiedene Adeliche in die Klöster der Mönche begeben, um allda sicherer zu seyn. Die angesehenen Damen hatten eben diese Vorsicht gebraucht, und sich zu den Nonnen in die Klöster begeben: Mazaniello befahl allen diesen Personen, in ihre Häuser zurück zu kehren. Man mußte gehorchen, oder einer harten Begegnung gewärtig seyn. Er ließ auch bey Trompetenschall, und bey angedroheter Strafe, öffentlich anbefehlen, daß nicht allein die Bürger, sondern auch die Fremden, und selbst die Staatsminister, das Wappen des Königs in Spanien, und auch das Wappen des Volks über die Thüre

ihrer Häuser, dieses zur linken, und jenes zur rechten Hand, setzen sollten.

Mazaniello fuhr beständig fort, sich durch Handlungen der Strenge furchtbar zu machen. Er ließ einen Becker in einen glüenden Ofen stecken, weil er das Brodt um einige Unzen zu leicht gebacken hatte. Alle Geistlichen, die in schlechtem Rufe waren, wurden auf der Stelle umgebracht. Man hatte keine Gnade vom Mazaniello zu hoffen, wenn man strafbar war; er überschritt aber auch sehr oft die Gränzen der Gerechtigkeit. Er ließ alle Bediente des Herzogs von Matalone und des Dom Josephs, seines Bruders, aufsuchen. Alle, deren man habhaft werden konnte, wurden auf der Stelle umgebracht, oder ins Gefängniß geworfen, und auf die Tortur gebracht, um von ihnen zu erfahren, wo der Herzog wäre, wo er seine Schätze und Meublen hätte, die man in seinem Pallaste nicht fand. Einer von diesen Bedienten verrieth, daß alle Effecten seines Herrn in verschiedenen Klöstern, die er namhaft machte, versteckt wären. Mazaniello ließ den Mönchen anbefehlen, alle Güter des Herzogs auf die Gasse heraus zu werfen, weil er sonst ihr Kloster würde verbrennen lassen. Man unterstand sich nicht, ihm ungehorsam zu seyn. Es wurde alles auf einen Platz der Stadt zusammen gebracht, und niemand unterstand sich, das geringste davon anzurühren. Man riß auf Befehl des Mazaniello ein Schloß nieder, welches dem Herzoge von Matalone gehörte, und

man

man verbrannte auch seinen Pallast. Da die Rebellen diesen Herrn nicht selbst in ihre Hände bekommen konnten, so ließen sie ihre Wuth an seinem Bilde aus. Sie hiengen es unter dem Kopfe des unglücklichen Dom Josephs auf, mit dieser Umschrift: **Das ist der Herzog von Matalone, der Rebelle gegen Seine Majestät, und der Verräther des getreuen Volks.**

Der Vicekönig, der stets im Schlosse blieb, fieng an, an den nothwendigsten Dingen Mangel zu haben, und ließ daher den Mazaniello bitten, daß er für seine Bedürfnisse sorgen solle. Sogleich wurde ihm alles angeschafft, woran er Mangel litt. Es kamen zu gleicher Zeit dreyzehn genuesische Galeeren im Hafen zu Neapel an. Jannetin Doria, der sie commandirte, wandte sich an den Vicekönig, und bat um Erlaubniß, ans Land steigen zu dürfen, um sich mit allerhand Dingen zu versehen, die ihm abgiengen. Der Herzog von Arcos gab ihm zur Antwort, daß diese Erlaubniß auf den Mazaniello ankäme. Dieser nun ließ dem genuesischen Schiffscapitain alles auf die Schiffe bringen, was er nöthig hatte, und sich dabey ausbedingen, daß er sich vom Hafen entfernt hielte, und keiner von den Seinigen den Fuß ans Land setzte.

Der Cardinal Erzbischof gab dem Mazaniello einen Besuch, und dieser hatte die Unverschämtheit, ihm zu sagen, daß es ziemlich spät sey. So gieng ein armseliger Fischer mit

den größten Herrn als mit seines Gleichen um. Sein größtes Vergnügen bestund darinne, daß er den Adel demüthigte. Als ihn ein Edelmann eines Tages in einer Sache zu Rathe zog, gab er ihm zur Antwort: Ich mag mich in nichts mengen, was den Ritterstand angehet. Gott hat mich zum Besten des Volks hier eingesetzt. Er sahe hierauf diejenigen an, die um ihn herum stunden, und sagte zu ihnen: Bittet den Himmel um meine Erhaltung; denn das größte Unglück, das euch begegnen kann, ist, wenn ihr mich verliert.

An dem zur öffentlichen Ablesung des Tractats bestimmten Tage, der zwischen den Rebellen und dem Vicekönige geschlossen war, begab sich dieser mit dem Mazaniello in die Cathedralkirche zu Neapel, allwo das Te Deum mit Music gesungen wurde. Der Anführer der Rebellen hielt während der ganzen Ceremonie den bloßen Degen in der Hand, und schickte verschiedene Ambassaden an den Herzog von Arcos, die ihm sagen mußten, daß er in der Würde eines Generals weiter bestätigt seyn, eine eigene Wache haben, und das Recht, Officiere nach seinem Gefallen bey der Armee zu ernennen, haben wollte. Nachdem man das Te Deum gesungen hatte, redete er die ganze Versammlung folgendergestalt an: „Bishieher hatte „das Volk zu Neapel, das von Natur voller „Geist und Feuer ist, sich des Tadels würdig „gemacht, da es die Last der Auflagen so gedul-

„dig

„dig ertrug. Unter dem Vorwande, daß es „der Dienst Se. Majestät erfodere, nahm man „uns unser ganzes Vermögen, und Leute von „der niedrigsten Herkunft, bereicherten sich auf „unsere Kosten, ohne daß der König einigen „Vortheil davon hatte. Die Furcht, uns end„lich ganz nackend und blos zu sehen, hat uns „zur Ergreifung der Parthey bewogen, diese „allgemeine Pest, diese eigennützigen Menschen, „die sich von dem Unterhalte der Armen mäste„ten, aus der Stadt zu jagen. Wir haben da„durch nicht allein dem Vaterlande, sondern „auch dem Könige einen Dienst erwiesen, als „welcher nichts, als das Glück seiner Untertha„nen sucht. Unsere Aufführung kann demnach „nicht als strafbar angesehen werden; sie ist viel„mehr alles Lobes würdig, weil wir zum Dienste „Gottes, Sr. Majestät, des Vicekönigs, des „Volks und des ganzen Königreichs gehandelt „haben.„ Da Mazaniello sahe, daß alle Anwesende seiner Rede Beyfall gaben, fuhr er fort: „Nachdem ich das Glück gehabt habe, daß „meine Anschläge gelungen sind, so ist mir nichts „mehr zu wünschen übrig. Ich will demnach „zu meinem ersten Stande zurück kehren, damit „man sehe, daß es nicht mein eigener Nutzen, „sondern der Vortheil des Volks gewesen, der „mich zu meinem Unternehmen angetrieben.„ Nachdem er dieses gesagt hatte, riß er sein Kleid von Silberstoff in Stücken, warf sich dem Cardinal und Vicekönige zu Füßen, und begegnete diesen Herrn mit aller ersinnlichen Demuth; sie

ließen sich aber durch den betrüglichen Schein nicht blenden. Man nöthigte den Mazaniello, weil man es nicht anders machen konnte, die Gewalt noch ferner zu behalten, die er im Besitz hatte, und der Vicekönig gab ihm den Titel Illustrissimus. Wenn eine Verordnung ausgerufen wurde, so hieß es: Auf Befehl des durchlauchtigsten Herrn Mazaniello d'Amalfi, General-Capitains zu Neapel.

Um der Anführer einer Parthey zu seyn, und einer angemaßten Gewalt lange zu genießen, ist es nicht genug, unverschämt und kühn zu seyn; es sind noch viel andere Talente nöthig, die dem guten Mazaniello fehlten. Dieser Mann war daher auch nur einige Tage lang der Abgott des Volks. Er machte sich durch Stolz und Grausamkeit verhaßt. Man erstaunte, und ärgerte sich zugleich, als man seine Frau, seine Schwestern, seine Kinder, in den prächtigsten Kleidern, und mit Edelsteinen beladen, in prächtigen Kutschen fahren, und dem Herzoge und der Herzoginn von Arcos Besuche geben sahe. Man sahe wohl ein, daß ein Mann, der seine Familie auf einen so glänzenden Fuß hielt, keine Lust hätte, wieder ein Fischer zu werden, ob er es gleich sagte. Der Stolz und die Grausamkeit des Mazaniello brachten demnach die Gemüther gegen ihn auf. Er ritt durch die Stadt, und wenn ihm etwan ein Ritter begegnete, der ihm nicht sogleich die Ehrerbietung erwies, die er verlangte, so drohete er, daß er ihm den Kopf wolle abschlagen lassen. Eines Tages kam er

in das Haus eines vornehmen Neapolitaners, und fragte, wo der Herr vom Hause wäre. Da man ihm nun sagte, er wäre auf dem Lande, so antwortete Mazaniello: „lasset ihm sagen, „daß er sich morgen bey mir einstelle, um mir „die Füße zu küssen, sonst werde ich sein Haus „in Brand stecken lassen.„ Ein von seinem Glücke aufgeblasener Mann hat insgemein Bediente, die eben so unverschämt sind als er. Als des Mazaniello Secretair, Namens Marcus Vital, mit einem Hauptmanne des Volks in Streit gerieth, drohete er ihm, daß er ihm sogleich den Kopf von den Schultern wolle herab schlagen lassen. Der Officier, der darüber aufgebracht wurde, stieß ihm den Degen durch den Leib. Einige Personen, die bey diesem Vorfalle gegenwärtig waren, beschlossen sogleich es mit dem Herrn eben so zu machen, als mit seinem Diener. Die diesen Vorsatz gefaßt hatten, eilten nach der Kirche der Carmeliten, allwo Mazaniello war. Sie drangen in eine Zelle des Klosters, wo er sich eben ein ander Hemde anzog, und schossen ihn mit einer Armbrust tod. Ein Fleischer hieb ihm den Kopf ab, den man auf eine Hellebarde steckte. Der Körper wurde in der Stadt herum geschleppt, und man schrie auf allen Plätzen und an allen Ecken der Stadt: Es lebe der König in Spanien! Mazaniello ist tod. Der Pöbel, der über diese Neuigkeit erschrak, und sich ohne Anführer sahe, zerstreuete sich in aller Geschwindigkeit, und ein jeder begab sich nach Hause; der Adel aber gab

seine Freude auf die lebhafteste Weise zu erkennen. Alle vornehmen Neapolitaner, die sich bisher versteckt gehalten hatten, kamen wieder zum Vicekönige, um ihm zu dieser Begebenheit Glück zu wünschen.

Der Herzog von Arcos schickte sogleich Couriere ab, die diese glückliche Nachricht nach Spanien, nach Sicilien und nach Meiland überbringen mußten. Er gab hierauf Ordre, daß alle hohe und niedrige Officiere, sich mit ihren Truppen bereit halten, und bey Lebensstrafe keinem andern gehorchen sollten, als ihm allein. Alle Mitschuldige und Anverwandte des Mazaniello wurden bey den Köpfen genommen, und ins Gefängniß geführt. Man nahm auch seinen Bruder in Verhaft, der nach Benevent gegangen war, allwo er suchen wollte, den Herzog von Matalone in seine Gewalt zu bekommen. Der Vicekönig, der während der Rebellion sich stets nebst den andern Ministern in seinem Pallaste inne gehalten hatte, ließ sich wieder öffentlich sehen, und begab sich in die Cathedralkirche, um dem Himmel für ein so unverhofftes Glück zu danken. Er begab sich hierauf auf den öffentlichen Marktplatz, und bestätigte daselbst aufs neue die Declaration wegen aller Privilegien, die der Kaiser Carl V den Neapolitanern gegeben hatte. Man öffnete sogleich die Kaufmannsladen und Gewölber; die spanischen Soldaten nahmen ihre Posten wieder ein, und die Neapolitaner kehrten alle zu ihrer Schuldigkeit wieder zurück.

Alles,

Alles, was wir vom Mazaniello erzählt haben, trug sich vom siebenten Julius 1646, bis zum sechzehnten eben dieses Monaths zu. Sein Regiment dauerte demnach nicht länger als neun Tage; er genoß aber binnen diesem kurzen Zeitraume der höchsten Gewalt unumschränkt, und in ihrem ganzen Umfange. Er hattte nicht Klugheit genug, um sich auf dem hohen Posten zu erhalten, zu welchem ihn eine ausschweifende Kühnheit empor gehoben hatte; sein Fall war daher eben so schleunig, als seine Erhebung.

Mazaniello hatte dem Volke zu wichtige Dienste geleistet, daß es ihm nicht hätte bedauern sollen. Man suchte seinen Körper, und, nachdem man ihn abgewaschen hatte, wurde er in die Kirche der Carmeliter gebracht. Er wurde auf eine Art von Paradebette, und unter einen prächtigen Himmel gesetzt. Man gab ihm öffentlich den rühmlichen Titel: **Vater des Vaterlandes und Befreyer des Volks.** Gegen Abend wurde der todte Körper auf einer Baare, mit Sammet bedeckt, unter einer ansehnlichen Begleitung von Geistlichen und Mönchen, mit dem Commandostabe des General-Capitains, und allen dieser Würde gehörigen Ehrenzeichen, durch die vornehmsten Gassen der Stadt getragen. Man brachte ihn sodann wieder zu den Carmelitern, allwo Mazaniello in die Gruft der Könige gesetzt wurde, ohne daß der Vicekönig es wagte, sich zu widersetzen, aus Furcht, das Volk aufzubringen, welches dieses letzte Zeichen der Erkenntlichkeit seinem Befreyer geben wollte.

Verschwörung zu Neapel, vom Jahr 1701.

Die Erhebung des Herzogs von Anjou a) auf den spanischen Thron, setzte fast ganz Europa in Feuer und Flammen. Das deutsche Reich, England und Holland verbanden sich wider den neuen König, um ihm seine Krone zu nehmen; Philipp V fand aber keine grausamern Feinde, als unter einigen seiner Unterthanen. Das Königreich Neapel machte damals einen Theil der spanischen Monarchie aus. Einige neapolitanische Herrn, die gänzlich dem Hause Oesterreich ergeben waren, gehorchten einem französischen Prinzen sehr ungern, und suchten wieder unter die Herrschaft ihrer alten Gebieter zu kommen. Cäsar d'Avalos, Marqvis del Vasto, war einer von denen, die den meisten Eifer für die österreichische Regierung bezeigten. Er unterhielt ein geheimes Verständniß mit dem Conseil zu Wien, und lag dem Kaiser beständig an, Truppen nach Italien zu schicken; wobey er diesen Prinzen versicherte, daß die Neigung der Neapolitaner zum österreichischen Hause so standhaft und aufrichtig wäre, daß sie nicht anste-

a) Der Herzog von Anjou, einer von den Enkeln Ludewigs XIV, gelangte durch das Testament Carls II, der ohne Nachkommen starb, zur spanischen Krone.

anstehen würden, die kräftigsten Beweise davon zu geben, sobald sie versichert wären, unterstützt zu werden.

Nachdem auch Franz Caëtano, Prinz de la Caserte, und einige andere Herren, die günstige Meynung an den Tag gelegt hatten, die sie in Ansehung seiner kaiserlichen Majestät hegten, so fieng der Hof zu Wien an, den Plan zu einer Verschwörung zu entwerfen, welche, wenn sie glücklich von statten gegangen wäre, Philipp den V um das Königreich Neapel gebracht hätte. Johann Caraffa und Carl de Sangro, zween der vornehmsten Verschwornen, giengen nach Rom, und machten sich an den Gesandten des Königs in Spanien. Die wollten das Vertrauen dieses Ministers gewinnen, indem sie ihn versicherten, daß sie die kaiserlichen Dienste verlassen hätten, und tausend Betheurungen ihrer Treue gegen den König Philipp gaben. Caraffa schrieb indessen in den angelegentlichsten Ausdrücken an seinen natürlichen Bruder Anton, und ermahnte ihn, sich der Gewalt, die er über das Herz des Grafen von Policastro, ihr Bruders, hätte, dazu zu bedienen, daß er ihn vermöchte, die Parthey Sr. kaiserlichen Majestät zu ergreiffen. Anton, der diese Verrätherey verabscheuete, in welche man ihn zu ziehen suchte, gab dem Vicekönige davon Nachricht. Auf diese Weise kamen die ersten Spuren der Verschwörung an den Tag.

Die Unvorsichtigkeit des Caraffa bewog die Verschwornen, einen Menschen geschwind zu ent-

entfernen, dessen Gegenwart ihnen äußerst nachtheilig werden konnte. Sie schickten ihn nach Wien, unter dem Vorwande, daß sie ihn an diesem Hofe nöthig hätten, um Maaßregeln mit den Ministern zu ergreiffen. Sangro blieb zu Rom, und wandte eine Krankheit vor, damit der lange Aufenthalt in dieser Stadt, denen Anhängern von Spanien keinen Verdacht gäbe. Um seine Rolle um soviel besser zu spielen, erwies er äußerlich den Spaniern alle Höflichkeit, und trieb unterdessen immer seine Unterhandlungen mit den Kaiserlichen fort. Er unterließ nicht, die geheime Neigung eines jeden ins besondere auszuforschen, und wenn er dann fand, wie sie gegen die neue Regierung gesinnet waren, so beredete er sich mit seinen Mitverschwornen über die zu ergreiffenden Maaßregeln. Hieronymus Capecius, Marqvis de Rofrano, der sich damals zu Rom befand, war der erste, den er zu verführen trachtete. Da sich dieser Herr in sehr verworrenen Glücksumständen befand, so machte die Hoffnung zu einer Verbesserung seiner Umstände, daß er den Vorschlag mit Freuden annahm. Er zog, sobald er der Verschwörung beygetreten war, auch seinen Bruder, den Joseph Capecius mit hinein.. Dieser letztere war ein Mann, der sich durch seine Verbrechen schwarz gemacht hatte, ein hitziger und wilder Character, ein unruhiger und von Natur zum Aufruhre geneigter Geist. Der Stolz, womit er seinen Rath ertheilte, die Hitze, womit er denselben befolgt wissen wollte, und die Aufmerksam-

samkeit, die er beständig auf den Lauf der Sachen wandte, machten daß man ihm die ganze Besorgung auftrug, und er der Anführer der Parthey ward. Man trug ihm auf, daß er die Zahl der Verschwornen zu verstärken suchen solle. Er that in dieser Absicht eine Reise nach Neapel, wo er nicht viel Mühe hatte, seine lustigen Brüder zusammen zu bringen, unter welchen sich Bartholomäus Grimaldi, Franz Spinelli, Melica Caraffa und einige andere befanden, welche er alle dadurch gewann, daß er ihrem Stolze mit den prächtigsten Verheissungen schmeichelte. „Wo ist diese Ergebenheit, „die ihr ehemals für die Prinzen vom österreichi„schen Hause hattet, geblieben? sagte er zu ihnen. „Erinnert ihr euch nicht mehr des Glücks, „dessen ihr unter der Regierung derselben genos„set, und hoffet ihr unter einer andern Herr„schaft eben diese Vortheile zu finden? Schmei„chelt euch damit ja nicht. Der Verlust eurer „Privilegien und eurer Freyheiten ist das gering„ste von den Uebeln, die ihr zu befürchten ha„bet. Wenn ihr dagegen dem Kaiser getreu „bleibet, was könnet ihr von einem Prinzen nicht „erwarten, bey dem die Großmuth eine der „vorzüglichsten Tugenden ist?„ Diese aufrührische Rede that ihre Wirkung.

Nachdem Capeccius verschiedene neapolitanische Herrn verführt hatte, begab er sich nach Wien, wo er erklärte, daß alle Maaßregeln ergriffen wären, und daß die Verschwörung ausbrechen könnte, sobald man wegen der Beloh-

nungen überein gekommen wäre, die ein jeder von den Verschwornen zu erwarten das Recht hätte. Die Minister des Kaisers versprachen alles, was man verlangte, und die Rebellen machten sogleich damit den Anfang, daß sie das Volk zu Neapel in Furcht brachten, welches von Natur leichtgläubig ist. Sie streueten aus, daß der König von Spanien großen Verlust erlitten habe, daß die Großen des Reichs sich für den Kaiser erklärt hätten, und daß dieser Prinz mit einer zahlreichen Flotte sich vor Neapel würde sehen lassen. Kurz, sie vergaßen nichts von allem, was fähig war, Furcht und Bestürzung in die Gemüther des Volks zu bringen. Diese fälschlich ausgebreiteten Gerüchte verschafften dem Kaiser Anhänger, besonders unter dem Pöbel, der sich insgemein schmeichelte, alle Arten von Vortheilen in dem Umsturze der Staaten zu finden.

Die Priester und Mönche gaben sich gleichfalls Mühe, das Feuer des Aufruhrs anzufachen. Sie mahlten die französische Herrschaft mit den schwärzesten Farben ab, und erhoben dagegen die österreichische Regierung bis an den Himmel Sie sprengten überall aus, das Testament Carls II wäre untergeschoben, und man habe dem Kaiser ungerechter Weise das Erbtheil seiner Väter entzogen. Dem zu Folge wollten sie Philipp V als einen Usurpator angesehen wissen, gegen welchen es erlaubt sey, die Waffen zu ergreifen. Einige von ihnen trieben die Wuth so weit, daß sie alle, die an der Rebellion

keinen

keinen Antheil nehmen wollten, mit dem Kirchenbanne belegten, und von den Sacramenten ausschlossen. Indeß mißbrauchten nicht alle Geistliche auf diese Weise ihre Gewalt. Der Erzbischof zu Neapel, Cantelmi, blieb seinem rechtmäßigen Herrn stets ergeben, und gab ihm die deutlichsten Beweise von seiner Treue.

Benavides, der damals Vicekönig zu Neapel war, gab sich viel Mühe, das Volk bey seiner Pflicht zu erhalten. Die Verschwornen, welche die Wirkungen seines Eifers und seiner Klugheit fürchteten, eilten mit der Ausführung ihres Complots. Sie begaben sich alle nach Neapel, und versammelten sich an Oertern unter der Erde, um die zu ergreiffenden Maaßregeln mit einander zu verabreden. Es wurde beschlossen, den Vicekönig zu ermorden, und sich sodann des neuen Schlosses zu bemächtigen. Um in diesem doppelten Vorhaben glücklich zu seyn, bestachen sie den Kutscher des Benavides und die Soldaten der Citadelle. Aller Vorsicht ungeachtet, deren sich die Verschwornen bedienten, wurde ihr Geheimniß doch verrathen, und man erfuhr, daß eine große Unternehmung gegen Neapel auf dem Tapete sey; man wußte aber nur die eigentlichen Umstände von der Zusammenverschwörung nicht. Einige Mönche, auf welche man Verdacht hatte, und die man in Verhaft nahm und auf die Tortur brachte, sagten genug aus, worüber dem Vicekönige angst und bange werden konnte; sie sagten ihm aber nicht alles, was er gern hätte wissen mögen.

Indeß

Indeß war er auf seiner Hut, und suchte auf die Quelle des Uebels zu kommen, um den Fortgang desselben zu hindern.

Die Verschwornen erschracken über die Vorsicht, die der Vicekönig brauchte, und eilten, die Verschwörung je eher je lieber ausbrechen zu lassen. Sie begaben sich an dem bestimmten Tage, so bald es Nacht ward, bey den Brunnen Medina, um den Benavides zu erwarten, der, nach dem Berichte seines Kutschers, hier vorbey kommen sollte. Mit denen, die man ins Schloß geschickt hatte, war es abgeredet, daß sie auf den ersten Pistolenschuß, den sie hören würden, und der den Tod des Vicekönigs andeuten sollte, die Waffen ergreiffen, den Gouverneur des Schlosses ermorden, und eine Canone loslassen wollten, um den andern Verschwornen, die in der Stadt zerstreuet waren, eine Nachricht davon zu geben. Ihre Maaßregeln waren alle sehr wohl überlegt; aber das Complot wurde in dem Augenblicke verrathen, da man im Begriff war, es auszuführen. Man sehe nun, auf was für Art die Stadt Neapel von dem größten Unglücke befreyet wurde.

Joseph Massa, der Zeugwärter in der Citadelle, der die Waffen an die Verschwornen austheilen sollte, nahm sie aus dem Arsenal, und ließ sie in die Werkstatt eines Waffenschmiedes im Schlosse tragen, unter dem Vorwande, daß dieser sie reinigen und poliren sollte. Massa begieng die Unvorsichtigkeit, daß er dem Waffenschmiede den Zustand der Verschwörung entdeckte.

deckte. Er kündigte ihm den Tod des Gouverneurs, und die Einnahme der Citadelle als zwey Dinge an, wovon der Ausgang gar nicht zweifelhaft wäre. Der Waffenschmidt, der bey dem Anblicke des Unglücks, das seinem Vaterlande drohete, in Schrecken gerieth, gab geschwind seinem Bruder davon Nachricht, der seit langer Zeit ein guter Freund des Nicolaus Sersale, Pagenhofmeisters beym Vicekönige, gewesen war. Durch Hülfe dieses Hofmeisters nun entdeckte Benavides die Verschwörung. Massa wurde auf der Stelle in Verhaft genommen, und da man ihm Begnadigung versprach, wenn er alles bekennen würde, so trug er kein Bedenken, seine Mitschuldigen zu verrathen.

Der Vicekönig versammelte seinen Rath, um zu überlegen, was man bey so gestalten Sachen für eine Parthey ergreifen sollte. „Hier ist es „nicht Zeit zu berathschlagen, sagte der Herzog von Popoli; „wir müssen vielmehr suchen, uns „in Vertheidigungsstand zu setzen. Die von „den Verschwornen festgesetzte Stunde rückt „heran; wir müssen ihnen zuvor kommen, und „sie durch unsere Hurtigkeit in Verwirrung bringen. Man verlasse sich auf mich; ich will unsere Feinde gewiß außer Stand setzen, uns zu „schaden.„ Er gieng sogleich aus der Versammlung hinweg, nahm die ganze Garde der spanischen Infanterie, die im Pallaste des Vicekönigs war, ließ sie über die Brücke gehen, die aus der Citadelle in die Stadt gieng, versicherte sich der übrigen Garnison, indem er sie

von den Posten wegnahm, um sie auf andere zu stellen, und besetzte das Thor der Citadelle mit sechzig Mann, so daß niemand weder hinein noch heraus konnte. Zween von den Verschwornen, die in dem Innersten der Ringmauer versteckt waren, und diesen großen Rumor unter der Garnison sahen, glaubten, daß die Sache schon angegangen wäre, und sprangen, ohne zu überlegen, über den Wall hinaus; da sie aber in dem Augenblicke ergriffen wurden, so verriethen sie alles, was sie von der Verschwörung wußten.

Da die, die den Vicekönig ermorden sollten, ihn an den Ort, wo sie ihn erwarteten, nicht kommen sahen, und den Canonenschuß nicht hörten, der aus der Citadelle geschehen sollte, auch außerdem eine Veränderung in den ausgestellten Wachten bemerkten, zweifelten sie nicht mehr, daß die Verschwörung verrathen sey. Sallignet, ein Bourguignon von Geburt, und einer der besten Köpfe unter der Parthey, suchte seine Mitschuldigen zu bereden, daß die Flucht das einzige Mittel sey, das für sie übrig wäre, und daß man eine günstigere Gelegenheit erwarten müsse; aber die Hitze, welche die andern Häupter der Rebellion belebte, brachte sie zu einem verzweifelten Entschlusse. Sie breiteten sich in alle Viertheil der Stadt aus, und schrien aus allen Kräften: **Es lebe der Kaiser, und das Haus Oesterreich!** Sie schlugen hierauf die Thüren der Gefängnisse auf, legten Feuer in den Gerichtshäusern an, und

fiengen gräuliche Unordnungen und Verwüstungen an.

Der Vicekönig hatte wohl voraus gesehen, daß die Verschwornen, wenn sie ihr Vorhaben verrathen sähen, zu den Waffen greifen, und offenbare Gewalt brauchen würden. Um nun im Stande zu seyn, ihnen die Spitze zu bieten, rief er die vornehmsten Herrn und Bürger von Neapel zusammen. Alle, die keinen Antheil an der Verschwörung hatten, stellten sich ein, boten dem Vicekönige ihre Hülfe an, und versicherten ihn, daß sie bereit wären, den letzten Blutstropfen zum Dienst ihres rechtmäßigen Herrn zu vergießen. Man berathschlagte sich sodann über die Mittel, den Aufruhr zu ersticken; aber anstatt Mittel zu finden, fand jeder nur Schwierigkeiten. Man sprach von der großen Anzahl der Rebellen, von der Wuth, in welcher sie wären, von der Gefahr, sie anzugreifen, wenn man wenigstens nicht stärker wäre als sie. Das geringste Geräusch, das man hörte, machte, daß man die Verschwornen schon nahe glaubte, und stürzte die ganze Versammlung in eine entsetzliche Unruhe. Man wußte nicht, wohin man sich wenden sollte, um die Sache in Ruhe zu überlegen; ein seltsamer Zufall gab darinne den Ausschlag. Eine Kuhe, die verwundet worden war, lief wüthend auf den Straßen zu Neapel herum. Von den Hunden, die sie verfolgten, noch wilder gemacht, rannte sie ungestüm auf alle Personen los, die ihr in den Weg kamen. Die Soldaten und der Pöbel

jagten sie von einer Seite zur andern. Die nun die Ursache dieses Geschreyes nicht wußten, glaubten, es wären die Rebellen im Anmarsche. Von einem schleunigen Schrecken ergriffen, stürzten sie Haufenweise durch die Thore des Pallastes, welche halb offen waren, und deren Schlagbäume sie zerbrachen, um sich den Weg freyer zu machen. Benavides, der nicht wußte, was dieser Lärm bedeutete, begab sich mit der Rathsversammlung in die Citadelle, und schickte einige Vertraute ab, daß sie die Bewegung der Rebellen beobachten, und die wahre Beschaffenheit der Sache untersuchen sollten, damit man schickliche Maaßregeln dagegen ergreifen könne.

Die Aufrührer, welche meistentheils vom niedrigsten Pöbel waren, nahmen, von der Hoffnung einer reichen Beute angefrischt, zu ihren Anführern, wen sie nur antrafen, und wer kühn und verwegen genug war, das Commando anzunehmen. Nachdem sie sich mit Pfälen, Pistolen, und allem, was ihnen unter die Hände kam, bewaffnet hatten, fielen sie in die Häuser ein, die ihnen am reichsten schienen, und nahmen alle Kostbarkeiten in denselben weg. Sie überließen sich allen Ausschweifungen, deren ein rasender Pöbel fähig ist. Ihre Anführer bedienten sich der nachdrücklichsten Reden und Ausdrücke, um Zorn und Rache bey ihnen rege zu machen. Sie stellten den Neapolitanern den traurigen Zustand eines ehemals so blühenden

Kö-

Königreichs vor Augen, das nun in Gefahr wäre, ein Raub der Fremden zu werden. „Es „kömmt nur auf euch an, sagte man zu ihnen, „das Vaterland vor den Gefahren zu schützen, „welche ihm drohen, und es in seinem vorigen „Glanze wieder zu sehen. Unterstützet unsere „großmüthigen Bemühungen, und helfet uns „einen Prinzen auf den Thron setzen, dem die „Krone von Rechts wegen gehöret, und von dem „ihr nichts als Wohlthaten zu erwarten habet.„ Auf diese Weise suchten sie das Volk zu blenden, indem sie ihm ein glückliches Schicksal unter der österreichischen Regierung versprachen. Ein junger Mensch, Namens Pansicto, der einige Kenntniß in den Wissenschaften hatte, wollte durch seine geringen Talente die Neapolitaner verführen; aber er gab sich vergebens Mühe. Es traten viele zu ihm hin, und hörten seine Rede an; sie ließen sich aber nicht davon bewegen; ja sie zeigten vor den Augen des aufrührischen Redners, daß sie entschlossen wären, ihrem rechtmäßigen Herrn getreu zu verbleiben.

Nachdem die Verschwornen alle Hoffnung, das Volk aufzuwiegeln, verloren sahen, fiengen sie an, den Muth sinken zu lassen. Ihre Hitze erkaltete, da sie sahen, daß sie auf keine Plünderung mehr rechnen durften. Sie zogen sich allmählig zurück, als der Prinz von Macchia, der sie commandirte, und sie zurück halten wollte, ihnen in drey Tagen alle Cassen der Banquiers zu liefern versprach. Er ließ zu gleicher

Zeit befehlen, daß man die Häuser aller Vornehmen, die sich nicht für den Kaiser hatten erklären wollen, in Brand stecken, und ihre Güter den Soldaten Preiß geben solle.

Die vornehmen Neapolitaner, die über eine so unverschämte Drohung unwillig wurden, begaben sich zum Vicekönige, und baten um Erlaubniß, die Rebellen aufhalten zu dürfen. „Herr, sagten sie zu ihm, die vielen Proben, „die Sie von Ihrer Treue und Tapferkeit gegeben, erlauben Ihnen nicht, die unsinnigen „Reden des Anführers der Rebellen länger zu „dulden. Sie wissen, mit was für Anschlägen „er schwanger gehet: Ihnen kömmt es zu, ihn „an der Ausführung zu hindern, und sich einem „Manne zu widersetzen, der uns den Untergang geschworen hat. Lassen Sie uns nur „Freyheit, und erlauben Sie uns, einen Verwegenen anzugreifen, der sich unterstehet, uns „Trotz zu bieten.„ Benavides war mit einem so edelmüthigen Entschlusse sehr zufrieden. Er umarmte diese großmüthigen Stützen des Vaterlandes mit vieler Zärtlichkeit, und lobte den Muth, von dem sie beseelt wurden; um aber nichts durch Uebereilung zu verderben, hielt er es für gut, ihren Vorschlag in Ueberlegung zu ziehen. Janvier de Andrea, welcher ein Mitglied des Raths war, unterstützte aus allen Kräften das Begehren der neapolitanischen Herrn. „Eine Rotte von Aufrührern, rief er, „bringt uns heute zum Zittern? Nicht ihre „Kräfte,

„Kräfte, sondern die Furcht und die Bestürzung „des Volks erhält und vermehrt die Kühnheit „der Rebellen. Sie sollten bald geschmeidig „werden, wenn man sie mit Nachdruck an„griffe. Es ist eine Feuersbrunst, der man im „Anfange bald abhelfen kann; die aber alles in „Asche verwandelt, wenn man sie nicht in ihrem „Fortgange hindert. Glaubet man denn, daß „es so schwer seyn werde, mit regulären Trup„pen einen Haufen auseinander zu jagen und zu „zerstreuen, dem es an Kriegszucht, an Erfah„rung im Kriege fehlt, und den blos die Hoff„nung der Plünderung zusammen getrieben hat? „Man muß die Zeit nicht mit unnützen Berath„schlagungen zubringen. Ein längerer Verzug „wird weiter zu nichts dienen, als die Treue der „vornehmsten Einwohner auf eine gefährliche „Probe zu stellen, besonders, wenn sie die Re„bellen durch neue Truppen unterstützt sehen, oh„ne daß man sich bemühet, sich ihren Unterneh„mungen zu widersetzen. Ey! wer sollte nicht Lust „bekommen, sich unter den Haufen der Aufrüh„rer zu begeben, wenn die angesehensten Herrn „des Königreichs sich verkriechen, und dadurch „ihre Schwäche an den Tag geben? Wer sollte „nicht glauben, daß die ganze Stadt Neapel „sich für den Erzherzog erkläret habe, wenn „man niemanden zum Vortheile Philipps V „sich regen siehet? Wenn wir demnach unserm „rechtmäßigen Gebieter mit Nachdruck dienen „wollen, so müssen wir uns an die Spitze der „Truppen stellen, und die Rebellen so geschwind

„als möglich angreifen. Ich meines Orts bin „bereit, den Ruhm und die Gefahr mit allen de„nen zu theilen, die sich den Feinden des Staats „entgegen stellen wollen.„ Diese Rede machte Eindruck auf die meisten neapolitanischen Herrn, und der Eifer, womit sie die vorgeschlagene Parthey ergriffen, zeigte, wie geneigt sie wären, alles zum Besten derselben zu thun.

Der Herzog von Popoli redete hernach auf eine von dieser ganz verschiedene Art. Dieser Herr, den man für einen Mann von gründlicher Ueberlegung, und von großer Erfahrung im Kriegshandwerke hielt, machte dem Janvier Andrea, und allen denen, welche die Rebellen anzugreifen bereit schienen, große Lobsprüche: „Aber man muß sich nicht Gefahren aus„setzen, fügte er hinzu, die man noch nicht ken„net. Eine unbesonnene Kühnheit ist bisweilen „gefährlicher, als die Feigheit selber: aber die „größten Herzen stürzen sich bisweilen durch eine „unmäßige Ruhmbegierde ins Verderben. Män„ner wie ihr müssen die Waffen nicht ergreifen, „um mit einer eitlen Tapferkeit zu prahlen. „Was für einen Zweck setzet ihr euch an dem „heutigen Tage vor? Ist es nicht der, daß ihr „die Rechte eures Souverains vertheidigen, und „das Vaterland gegen das Unglück schützen wol„let, welches ihm drohet? Ihr müsset demnach „eure Kräfte dazu anwenden, daß ihr den Staat „rettet, nicht aber daß ihr euch und ihn zugleich „durch eine unnütze Prahlerey der Tapferkeit

„zu Grunde richtet. Glaubet nicht, daß ich eu„ren Eifer zu ersticken suche; ich würde der erste „seyn, der ihn belebt, wenn die Umstände gün„stiger wären, und wenn ich nicht fürchtete, „die stärksten Stützen des Reichs einer gewis„sen Gefahr auszusetzen. Das ist es, meiner „Meynung nach, was uns die Klugheit unter „gegenwärtigen Umständen anräth. Man muß „anfänglich die Stärke und Beschaffenheit der „Zusammenverschwornen wissen. Es wird leicht „seyn, ihre Parthey über den Haufen zu werfen, „wenn es nur der Pöbel ist, der die Waffen er„griffen hat. Wenn hingegen die vornehmsten „Einwohner, deren Anzahl sehr beträchtlich ist, „sich für Rebellen erklärt haben, so würde es eine „Verwegenheit seyn, wenn man die Blüthe des „ganzen Adels ihrer Wuth aussetzen, und das Feu„er des Aufruhrs mit dem allerreinsten Blute des „Staats löschen wollte. Wir werden unserm Re„genten unnütz, wenn wir uns zur ungelegenen „Zeit aufopfern, und wir lauffen Gefahr, ihn um „ein Königreich zu bringen, das wir ihm durch „unsere Klugheit erhalten können.„ Der Herzog von Popoli bat zum Schluß seiner Rede noch den Vicekönig, daß er ihm erlauben möchte, mit einigen auserlesenen Soldaten aus der Citadelle zu gehen, um genau zu untersuchen, wie es in der Stadt aussähe, und wie ein jeder Einwohner gesinnet wäre.

Benavides billigte die Meynung des Herzogs von Popoli sehr; er wollte ihm aber das, was er sich ausgebeten hatte, nicht erlauben, weil

er ihn zum Anführer der Truppen bestimmt hatte, die man gegen die Rebellen schicken wollte. Andreas d'Avalos bekam dagegen Befehl, sich in die Stadt zu begeben, und zu sehen, was vorgienge. Er nahm zwo Compagnien Reuter, die Viertheilsmeister, die angesehensten Bürger und alle Herrn mit sich, die sich damals zu Pferde befanden. Als Avalos zur Citadelle hinaus war, machte der übrige Adel und einige Officiere noch ein abgesondertes Corps, nahmen den Joseph Piccolomini zu ihrem Anführer, und begaben sich zu Fuß, durch verschiedene Wege, vor die Kirche zu Sanct Eloi, wo sie sich alle wieder sammelten. D'Avalos ließ sich in einer Sänfte tragen: und während daß die Viertheilsmeister Geld unter das Volk warffen, erhoben alle Truppen ein Freudengeschrey für Philipp V. Das Volk stimmte mit ein, und bezeugte aufs lebhafteste seinen Eifer und Treue.

Während daß d'Avalos alle Quartiere von Neapel durchzog, wurde ihm gesagt, daß sich die Verschwornen zum Kampfe rüsteten. Diese Nachricht brachte ihn zu dem Entschlusse, seine kleine Armee an einem Orte zu stellen, den man Pennino nannte, allwo er die Rebellen erwartete; er erfuhr aber gar bald, daß sie von einem Schrecken wären überfallen worden, daß sie sich mit großer Mühe verschanzten, und mehr beschäfftigt schienen, ihr Leben zu vertheidigen, als die Truppen anzugreiffen, die man gegen sie schickte. Verschiedene Officiere baten damals den d'Avalos, eine so vortheilhafte Gelegenheit

sich

sich nicht entgehen zu lassen. „Lassen sie uns fech„ten, sagten sie; das ist das wahre Mittel, auf „einmal den Aufruhr zu ersticken, und die Ruhe „in der Stadt wieder herzustellen. Sie sehen, „daß der Eifer und die Neigung des Volks sich „für den König erkläret, und daß die Rebellen in „der grausamsten Bestürzung sind. Man er„laube uns nur, die Feinde anzugreiffen, und „wir wollen Ihnen für den Sieg stehen.„

D'Avalos wollte mit seinem Willen nie die Befehle überschreiten lassen, die er bekommen hatte. Er nahm demnach unter dem Zurufe des Volks den Weg nach der Citadelle zurück, und brachte dem Vicekönige Bericht von der Treue der Einwohner. Er versicherte ihn, daß die Zahl der Rebellen bis auf wenig Personen geschmolzen sey; daß sie weiter auf nichts bedacht wären, als sich hinter Verschanzungen und Gattern in Sicherheit zu setzen; daß sie endlich schon zurück würden gezogen seyn, wenn sie sich nicht mit der Hoffnung schmeichelten, künftige Nacht Verstärkung zu bekommen.

Benavides, der für Freuden außer sich war, als er diese glückliche Nachricht bekam, überschüttete den d'Avalos, und alle, die ihn begleitet hatten, mit Lobsprüchen und Schmeicheleyen. Er wäre lieber den Augenblick sogleich auf die Rebellen los gegangen; man gab ihm aber zu verstehen, daß man warten müßte, bis es heller Tag wäre, um die zu erkennen, die wirklich Feinde des Staats wären, und nicht die Unschuldigen mit den Strafbaren zu vermengen.

gen. Er gab diesen Vorstellungen Gehör, und man brachte die Nacht so ruhig zu, als ob gar nichts zu befürchten wäre.

Da unterdeß die Verschwornen durch ihre überall ausgeschickten Kundschafter die Nachricht erhielten, daß ihre Camaraden zur Hülfe herbey eilten, und bald da seyn würden, bemächtigten sie sich verschiedener Posten, durch welche, ihrer Meynung nach, die Truppen des Vicekönigs marschiren sollten. Der Prinz von Ricia hatte Truppen angeworben, und eine große Menge Waffen zusammengebracht, die er denen Rebellen brachte. Er erfuhr auf halben Wege, daß die Verschwörung so gut als verrathen sey. Der Prinz half sich sofort durch eine Untreue aus dem Handel. Er schrieb an einen der getreuesten Diener des Königs, daß er ein Corps wohlbewaffneter Truppen führe, die man sehr gut gegen die Feinde des Staats werde brauchen können. Auf diese Weise beschimpfte er sich noch durch eine niederträchtige Verrätherey, nachdem er sich schon der Untreue gegen seinen Landesherrn schuldig gemacht hatte.

Nachdem der Vicekönig mit Anbruch des Tages, den Herzog von Popoli hatte rufen lassen, übergab er ihm mit unumschränkter Gewalt das Commando der Truppen. Dieser neue General stellte sich an die Spitze seiner kleinen Armee, die ohngefähr aus tausend Mann bestand, worunter eine große Anzahl angesehener Herren waren. Benavides, der diesen tapfern Adel bereit sahe, sein Blut zum Dienste des Vaterlandes zu vergießen, belegte den Eifer und die

Treue

Treue dieser neapolitanischen Herren mit verdienten Lobsprüchen. Er sprach mit ihnen in den verbindlichsten Ausdrücken, und sagte, indem er sich an die Officiere wandte: „Man kann sich „von dem Glücke eurer Waffen nichts anderes, „als den besten Fortgang versprechen, wenn man „so viel vornehme Krieger, die nur nach Ruhme „begierig sind, und von denen ein jeder sich durch „tapfere Handlungen hervorzuthun um die Wette bestreben wird, unter den Fahnen siehet. „Wessen wird eine Armee nicht fähig seyn, in „welcher man mehr Officiere zählt als Soldaten? „Es kann mir nichts angenehmers begegnen, „als wenn ich ein Zeuge eures Muths seyn kann. „Ich kann mich daher unmöglich in der Citadelle „einsperren, während daß ihr euer Leben der Ge„fahr aussetzet, um die Ruhe und das Glück die„ses Königreichs zu befestigen. Mein Entschluß „ist gefaßt; ich gehe mit, um Gefahren und „Glück mit euch zu theilen.„

Kaum hatte er aufgehört zu reden, als alle ihm die Vorstellung thaten, daß er sich schonen müßte; das sein Verlust das Verderben des Königreichs ohnfehlbar nach sich ziehen würde; daß die Rebellen seinen Tod zu einem Hauptartikel der Verschwörung gemacht hätten; daß endlich das Interesse des Prinzen, und der Vortheil des Staats erforderten, daß er sein Leben keiner Gefahr aussetzte. Benavides, dem diese Gründe sehr einleuchtend waren, begab sich wieder in die Citadelle, und der Herzog von Popoli setzte sich in Marsch, um die Rebellen anzugreifen. Er theite

seine Truppen nicht, sondern machte ein einziges Corps daraus, das er in Schlachtordnung marschiren ließ. Er that dieses mit Fleiß, damit die Einwohner Muth bekämen, wenn sie ihn mit einem Blicke übersähen, und dagegen die Aufrührer den Muth verlöhren, welche sich meistentheils zum Kriege nicht schickten, und zu keiner Kriegszucht gewöhnt waren.

Er fiel ohne Zeitverlust die Feinde an, die an einigen Orten einen ziemlich schwachen Widerstand thaten; an Orten hingegen, wo sie tüchtige Verschanzungen vor sich hatten, vertheidigten sie sich gut genug: als man aber ihre Brustwehren über den Haufen geworfen hatte, zogen sie sich in völliger Unordnung zurück. Die Nothwendigkeit, welche den Herzog von Popoli zwang, seine Truppen nicht zu theilen, verhinderte ihn, die Wege zu besetzen, durch welche sie die Flucht nahmen. Carl Sangro, einer von den Vornehmsten der Verschwornen, hatte sich, da er verfolgt wurde, auf das Dach eines Hauses gerettet; er fiel aber herunter, und beschädigte sich auf allen Seiten. Man fand ihn in einer Kohlenkammer versteckt. Er bat die, die ihn fanden, aufs flehentlichste, daß sie ihn nur vor einer schimpflichen Lebensstrafe bewahren sollten, wobey er ihnen versprach, daß er sich selbst das Leben nehmen wolle. Man kehrte sich aber an seine Bitten nicht. Da er fast ganz nackend war, so warf man ihm einen schlechten zerlumpten Rock über den Leib, und führte ihn in diesem Aufzuge nebst den andern Rebellen, die

die man gefangen genommen hatte, nach dem neuen Schlosse.

Da der Herzog von Pópoli sahe, daß alles in Neapel ruhig, und der Friede vollkommen hergestellt war, begab er sich zum Vicekönige, um ihn von seinen glücklichen Verrichtungen Bericht zu erstatten. Das Volk lief haufenweise vor den Ueberwindern her, und nannte sie Väter des Vaterlandes und Vertheidiger der Freyheit. Zu gleicher Zeit verwünschte und vermaledeyete es die Verschwornen, und sprach ihren Namen nicht anders als mit Abscheu aus. Alle Neapolitaner erhoben ein Freudengeschrey, und dankten dem Himmel für die Abwendung eines Ungewitters, das ihrem Vaterlande gedrohet hatte. Man wünschte Philippen dem Vten tausend Glück und Segen, und auch allen denen, die diesen Prinzen im Besitze des Königreichs Neapel befestigt hatten. Nie hat eine Begebenheit Materie zu einem schönern Triumphe und zu einer allgemeinern Freude gegeben.

Man nahm verschiedene der vornehmsten Verschwornen in Verhaft, und unter andern auch den Sallignet, von dem wir schon geredet haben. Er hatte Briefe vom Kaiser bey sich, welche die Namen gewisser Häuser zu Neapel enthielten, vor denen er sich am meisten in Acht nehmen sollte, weil sie es mit Philipp V hielten. Man richtete verschiedene der Schuldigen hin. Dem Sangro wurde vor dem neuen Schlosse der Kopf abgeschlagen. Vom Joseph Capecius sagt man, daß, als er sich von den Soldaten verfolgt, und ohne

Rettung gesehen, er sich selbst ums Leben gebracht habe, um einem noch schimpflichern Tode zu entgehen. Sein Kopf wurde auf der Mauer der Citadelle aufgesteckt; das war die ganze Rache, die man an ihm ausüben konnte. Der Prinz von Ricia wurde auf der Grenze des Königreichs ertappt. Man nahm auch die beyden Caraffa in Verhaft, welche in ein enges Gefängniß gesteckt wurden. Einige Rebellen fanden Mittel, sich zu retten, und aus dem Königreiche zu entweichen. Cajetan und Hieronymus Capecius, der Bruder desjenigen, von dem ich geredet habe, erfuhren den schlimmen Ausgang der Verschwörung, als sie eben im Begriff waren, ins Königreich zu kommen. Diese Nachricht verursachte ihnen ein so großes Schrecken, daß sie sich mitten unter ihren Freunden nicht sicher glaubten, denen sie die Waffen in die Hände gegeben hatten. Sie ließen sie daher aus einander gehen, und begaben sich in den Kirchenstaat. Cajetan wurde daselbst auf Befehl des Pabstes in Verhaft genommen, der ihn der Würde eines Souverains entsetzte, weil er dem Monarchen der Kirche nicht hatte gehorchen wollen. Man setzte beständig den Rebellen weiter nach, die bald hier, bald dorthin flohen.

Ein solches Ende nahm die Verschwörung zu Neapel, welche Philipp den Vten um eins seiner Königreiche gebracht haben würde, wenn er nicht eine kräftige Stütze in der Zuneigung seiner neuen Unterthanen gefunden hätte.

Verschwörungen und Meutereyen in der Türkey.

Ich habe schon an einem andern Orte gesagt, daß die Völker unter einer despotischen Regierung sehr glücklich seyn könnten; aber man muß bey dem Regenten alsdann eine Vereinigung von Eigenschaften voraus setzen, die man selten bey großen Herren, und fast nie bey Prinzen findet, die mit einer uneingeschränkten Gewalt bekleidet sind. Die Geschichte der Türken wird uns in den meisten Sultanen Ungeheuer zeigen, welche die Geissel des menschlichen Geschlechts gewesen sind. Gewöhnt, ihre Unterthanen für nichts anders als elende Sclaven anzusehen, scheint ihnen das Blut ihres Volks nicht kostbar genug, daß sie Bedenken tragen sollten, es zu vergießen, wenn es ihre Herrschsucht, oder nur ihr Eigensinn erfordert. Henker ihrer eigenen Familie, ersticken sie alle Empfindungen der Natur, um nur für die Erhaltung ihrer Krone zu sorgen. Wieviel ottomanische Prinzen sind nicht durch diese barbarische Politik ums Leben gebracht worden? Dergleichen Mordspiele können in einem Lande nicht selten seyn, wo die Monarchen so sehr ihre Gewalt mißbrauchen. Es ist daher selten ein Sul-

tan auf den Thron gestiegen, der nicht mit Blut befleckt gewesen wäre. Das ottomannische Reich wird uns mehr als ein Beyspiel so schrecklicher Begebenheiten aufstellen. Da die Religion viel Einfluß auf die Regierung der Staaten hat, so scheint es mir sehr nöthig, den vermeynten Propheten zuvor bekannt zu machen, dessen Lehre die Türken angenommen haben.

Dieser berüchtigte Betrüger, der aus einem bloßen Kaufmanne der Monarch von Arabien ward; dieser Stifter eines weitläuftigen Reichs, aus dessen Trümmern drey mächtige Monarchien entstanden sind; dieser große Geist, der ohne Beystand der weltlichen Wissenschaften, den Ruhm der geschicktesten Staatsmänner verdunkelt hat; dieser so berühmte Prophet, und Urheber einer Religion die in Ansehung ihrer weiten Ausbreitung der christlichen den Rang streitig macht; dieser Verwüster so vieler Königreiche, welcher die Erde mit Blut überschwemmte, und alles über den Haufen zu werfen suchte, was die Menschen vor ihm an Kenntnissen und Einsichten gesammelt hatten; dieses Ungeheuer und dieser große Mann, **Mahomet**, wurde zu Mecca, den 9ten April, im Jahr 572 a) gebohren. Seine Mutter **Eminah** war seit zween Monaten eine Wittwe, als sie diesen Sohn zur Welt brachte. **Abdol-Motalleb**, der Großvater **Mahomets** von mütterlicher Seite, mußte die Sorge für die Mutter und den

a) Nach andern, den 5ten May im Jahr 571.

den Sohn über sich nehmen, als welche von der Seite des Glücks ziemlich schlecht versorgt waren. Ihr Vermögen bestand in einigem Viehe, von welchem sich die ganze Familie erhalten mußte.

Mahomet blieb bey seiner Amme Halimah, bis in sein sechstes Jahr. Sobald er laufen konnte, mußte er die gemeine Heerde des Dorfs mit andern Kindern hüten helfen; man gab ihm einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln auf etliche Tage mit. Er schlief unter freyem Himmel, wie es in Arabien gebräuchlich ist, wo man die Kinder gewöhnt, die Hitze zu ertragen, und von sehr geringer Speise zu leben. Da nun Mahomet die ersten sechs Jahre seines Lebens so aufgewachsen war, so legte er sich hernach, unter der Anführung seines Onkels Abutaleb, auf die heftigsten Leibesübungen. Dieser Onkel war ein großer Liebhaber der Jagd, und gieng alle Tage den wildesten Thieren auf den Gebirgen nach. In dieser Schule also bildete Mahomet seine Jugend. Eine solche Erziehung brachte ihm einen nicht zu ermüdenden Körper, eine große Kenntniß der Pferde und Cameele, eine seltene Geschicklichkeit, sie zu regieren, und eine ungemeine Fertigkeit, mit Pfeilen zu schießen, ingleichen sich des Säbels und Degens zu bedienen, zu Wege. Mahomet erlernte auf diese Weise das Kriegshandwerk, und fieng an, sich bey Zeiten in den Stand zu setzen, die großen Projecte auszuführen, die ihm sein Ehrgeiz nach der Zeit eingab.

Als dieser junge Mensch, in einem Alter von zwanzig Jahren, sein Glück versuchen wollte, begab er sich zu den Caravanen, die von Mecca nach Damascus handelten. Er hatte von allen den Reisen, die er mit that, keinen andern Vortheil, als daß er sich Kenntnisse und Einsichten erwarb, welche die Denkungsart eines Jägers oder Kaufmanns in die Denkungsart eines großen Staatsmannes und weisen Gesetzgebers verwandelten.

Nachdem Mahomet Gelegenheit gehabt hatte, in Handlungsgeschäfften eine Reise nach Persien zu thun, so studirte er daselbst die Sitten des Landes, und gab besonders Achtung, auf was für Art man den Krieg führte. Als er die Mißbräuche sahe, die sich daselbst in der Regierung eingeschlichen hatten, so muthmaßte er, daß diese ehemals so mächtige Monarchie nicht lange mehr bestehen könne. Nachdem er Persien genug untersucht hatte, begab er sich nach Syrien, und war auf die Kriegsverfassung, auf das weltliche Regiment und auf die Religion eines Volks doppelt aufmerksam, das eben so mächtig und so berühmt war als die Römer; er erstaunte aber gewaltig, da er sahe, daß dieses so berühmte Reich nur noch der Schatten von dem war, was es ehemals gewesen. Vielleicht faßte er damals den Vorsatz, die Araber zusammen zu nehmen, und sie zur Zerstörung zweyer Reiche anzuwenden, die ihm nichts weniger als furchtbar schienen.

Als endlich Mahomet ein Alter von acht und zwanzig Jahren erreicht hatte, ohne daß er etwas an Reichthümern, außer im Verstande, erworben hatte, kam er nach Mecca zurück, und ließ sich allda auf eine sehr vortheilhafte Art nieder. Eine junge Wittwe, für die er auf seinen Reisen einige Geschäffte besorgt hatte, und welcher er jetzt eine eben so genaue als uneigennützige Rechnung darüber ablegte, faßte die lebhafteste Achtung gegen den Character eines Menschen, den das Unglück nur verfolgt zu haben schien, um seine Treue um soviel glänzender zu machen. Mahomet stand damals in der Blüthe seines Alters; und obgleich seine Gestalt, im Ganzen betrachtet, nichts Außerordentliches hatte, so machte doch seine geistvolle Gesichtsbildung, das Feuer seiner Augen, und die Bescheidenheit, die überall bey ihm hervorleuchtete, einen solchen Eindruck auf das Herz dieser Dame, daß sie sich entschloß, den Mahomet zu heurathen, und ihm vor vielen andern Arabern, die sich bey ihr meldeten, den Vorzug zu geben. Chadije oder Chadija, das ist der Name dieser reichen Wittwe, machte dem Mahomet, als sie ihn heurathete, ein Geschenk mit ihrem ganzen Vermögen. Er that dagegen alles, was seine Frau verlangte, und nie hat ein Mann mehr Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit bewiesen. Chadija dachte dagegen weiter an nichts, als das Glück desjenigen zu machen, dem sie ihre Hand und ihr Herz gegeben hatte.

Mahomet und seine Frau lebten immer in so gutem Verständnisse mit einander, und zeugten in einer Zeit von sieben Jahren fünf Kinder, drey Söhne und zwo Töchter. Die drey Söhne starben zeitig, und ihre Mutter folgte ihnen bald nach. Mahomet war bey dem Verluste seiner Frau und Kinder sehr empfindlich; da er aber überhaupt eine große Neigung zum Frauenzimmer hatte, so verheurathete er sich bald wieder. Er konnte in Ansehung seines großen Vermögens, seines guten Rufs, und seiner sonderbaren Geschicklichkeit in der Handlung, auf die besten Parthien Rechnung machen. Er warf demnach die Augen auf eine von den Töchtern des Abdallah, mit dem Zunamen Abubeker, welcher einer der vornehmsten Einwohner zu Mecca war. Mahomet fand in dieser zweyten Ehe nicht eben das Vergnügen, das er in der erstern gefunden hatte. Ajesha, so hieß seine neue Gemahlinn, machte ihm durch ihre Coqvetterie und durch ihre listigen Streiche manchen Verdruß. Um sich darüber zu trösten, bediente er sich der Erlaubniß, die ihm die arabischen Gesetze gaben, mehr als eine Frau zu heurathen, und Concubinen zu halten.

Bisher haben wir im Mahomet nichts als einen ruhigen Bürger gesehen, der sich blos mit den Geschäfften seiner Handlung, oder mit den Vergnügungen beschäfftigt, die man im Umgange mit dem weiblichen Geschlechte empfindet. Nun aber werden wir einen Betrüger sehen, der sich göttlicher Eingebungen rühmt, und Feuer

und Schwerdt zu Hülfe nimmt, um die Völker zur Annehmung seiner Lehre zu zwingen.

Nachdem Mahomet das kühnste Project, das sich der menschliche Verstand nur kann einkommen lassen, entworfen hatte, dachte er sogleich auf Mittel, dasselbe auszuführen. Er suchte sich zuförderst Anhänger in seiner eigenen Familie zu machen, ehe er öffentlich auftrat, und Lehren predigte, die er von allen angenommen haben wollte. Zeid, Ali b) und Abubeker waren die ersten, die sich von ihm verführen ließen. In einem von den Augenblicken, wo der Enthusiasmus sich der Einbildungskraft des Mahomets bemächtigte, sprach er in Gegenwart seines Schwiegervaters, wie ohngefähr nur ein Mensch gesprochen haben würde, der göttliche Eingebungen hat. Er stellte dem Abubeker vor, daß die Unglücksfälle der Araber keinen andern Grund hätten, als das Verderben im Dienste Gottes; daß jede Familie, und jeder insbesondere seinen Weihrauch an nichtige Götzen verschwende, und daß dieser abscheuliche Mißbrauch bis ins Heiligthum gedrungen sey. Diese Rede machte einen lebhaften Eindruck auf das Herz des Abubeker. Einige Tage darnach offenbarte dieser seinem Eidame, daß er entschlossen sey, seine Lehre anzunehmen. Man kann leicht begreifen, wie angenehm diese Erklärung dem vermeynten Propheten gewesen seyn müsse.

b) Zeid war der Schwager des Mahomet; und Ali ward nach der Zeit der Eidam des vermeynten Propheten.

Um zu sehen, wie Mahomet seine natürlichen Gaben zur Verführung der Völker anwandte, will ich einige von seinen Reden anführen; aber so, daß ich einige langweilige Wiederholungen und gewisse Dinge unterdrücke, die nicht so leicht Personen entwischen, deren Verstand durch ein methodisches Studiren in richtige Ordnung gebracht ist. Man sehe hier, wie sich ohngefähr dieser Betrüger ausdrückte: „Bürger „von Mecca, die Stunde ist gekommen, wo „ihr von eurem Verstande und von eurer Tapfer„keit Rechenschaft ablegen sollet. Vergebens „habet ihr diese Vortheile von einem allmächti„gen, freygebigen und wohlthätigen Herrn er„halten, wenn ihr davon keinen anständigen „Gebrauch zu machen wisset. Ich erinnere euch „daran von Seiten dieses Herrn. Es ist mir „seit kurzen Befehl von ihm ertheilt worden, euch „zu sagen, wie er nicht will, daß ihr länger seine „so unschätzbaren Gaben mißbrauchen sollet, in„dem ihr sie nur zu Ergötzlichkeiten anwendet, „die seiner unwürdig sind. Lasset eingebildete „Vergnügen eure Herzen nicht mehr einnehmen. „Oeffnet eure Gemüther, die Wahrheit zu fas„sen. Aber dieser Mahomet, der mit euch „redet, ist er nicht ein Mensch, wie ihr? Seyd „ihr gekommen, die Erscheinungen eines Traums, „oder Verse, die ein geschickter Poet zusammen „reimt, oder alte Erzählungen alter Geschichten, „den läppischen Zeitvertreib der Kinder und der „Alten, zu hören? Erwartet ihr Zeichen und Wun„derwerke? Höret, ihr Araber, höret, Gott ists, „der mit euch redet; der ists, der Himmel und „Erde

„Erde gemacht hat, und vor dem nichts verbor„gen ist, was darinne vorgehet. Er siehet in „das Innerste eures Herzens. Sage ihnen, „Prophet, daß in alle Städte, die sich durch „die Laster ihrer Einwohner allerley Unglück zu„gezogen, wir, sie zu bekehren, nie Männer „geschickt haben, die andern Menschen nicht „völlig gleich gewesen wären, und die wir durch „Offenbarungen unterrichtet hätten. Sage ih„nen, daß sie die Familien des Gesetzes und des „Evangeliums fragen, und von ihnen vernehmen, „daß diese Gesandten nicht Engel oder Menschen, „die ohne Speise lebten, gewesen sind. Sie „sind nicht ewig auf der Erde gewesen, und ha„ben ihr Leben nicht über die bestimmte Gränze „gebracht. Sage ihnen, daß wir nichts desto„weniger getreu in Erfüllung desjenigen gewesen „sind, was sie in unserm Nahmen versprachen. „Wir haben sie stets errettet, und die Frevler „und die Hartnäckigen zu Schanden gemacht; „und jetzt geben wir dir ein Wort, welches an„zunehmen sie sich nicht weigern können. Wir „reden eine gemeine Sprache, welche von dem „Schwächsten sowohl als von dem Stärksten ver„standen werden kann. Wie viel ungerechte „Städte haben wir umgekehrt, und andere Ge„schlechter an ihre Stelle gesetzt! Wenn diese „Nationen die Strenge unserer Strafen erfuh„ren, so verließen sie geschwind die Oerter, wel„che sie von unserm Zorne getroffen glaubten; „aber sage ihnen, daß die Engel darüber spotte„ten. Eilet nicht mit eurer Flucht, Kinder der

„Ungerechtigkeit, kehret in euer Vaterland, und „zu euren väterlichen Wohnungen zurück. Man „wird euch ohne Zweifel erst fragen, ehe man „euch straft. O, wir Unglücklichen, antworte„ten sie, wir sind so boshaft nicht gewesen, als „man uns beschuldigt; und sie haben nicht auf„gehört, uns ihre Bestrafung als eine Ungerech„tigkeit vorzuwerffen, bis sie zu Boden geworffen „und vertilgt waren, wie eine abgeschnittene „Erndte. Sage ihnen, haben wir den Him„mel und die Erde, und alles was in ihnen ist, „zu einem bloßen Zeitvertreibe aus Nichts her„vorgezogen, ohne auf Wahrheit und Gerech„tigkeit zu sehen? Prophet! vertreibe die Lügen! „verjage die Eitelkeit! verwunde sie mit tau„send Pfeilen! die Pfeile werden die Wahrheit „verkündigen, und das sind die Waffen, die „wir dir in die Hände geben wollen. Sage „ihnen: Ihr Unglücklichen, die ihr eine so fal„sche Meynung von Gott heget! der Himmel „und die Erde sind sein, und nichts von dem, „was sie in sich enthalten, ist müde geworden, „ihm zu gehorchen. Die Sonne, und die Ge„stirne haben ihre Unterthänigkeit noch nicht ver„schmähet. Sie haben nicht andere Götter von „der Erde gerufen, um die Todten zu erwecken. „Bürger! sehet ihr nicht, daß, wenn es mehrere „Götter gäbe, die einander an Gewalt gleich „wären, sie einander aufreiben würden? Aber, „gelobet sey Gott, der Herr des Ruhms! Er „ist einig, und niemand kann ihn wegen seines „Willens, oder des Gebrauchs seiner Gewalt,

„zur Rechenschaft fordern. Er aber wird die „Menschen wegen der Götter, die sie sich selbst „geschmiedet haben, zur Verantwortung ziehen. „Dieses ist die Ermahnung, die ich euch gebe, „und die den Ermahnungen der Propheten gleich „ist, die vor mir gewesen sind. Es ist kein an„derer Gott, und er allein ist es, den ihr anbe„ten sollet. — — Ihr, Araber, ihr seyd nur ein „einziges Volk; ich folge nur einem einzigen „Gotte, eurem Herrn; und ihr sollet nur mir „gehorchen. Die Christen und die Juden haben „sich in ihrem Glauben getheilt, und sie werden „am jüngsten Tage dafür Rechenschaft geben „müssen; ein schrecklicher Tag, wo die Gott„losen aus dem Nichts wieder werden hervor ge„rufen werden, nicht zum Leben auf Erden, wie „das erstemal; sondern um in der Hölle zu bren„nen, an einem so tiefen Orte, daß man ihr „schreckliches Schreyen nirgends wird hören kön„nen.„

Der Erfolg dieser Rede war, daß fünf Zuhörer überzeugt wurden, welche Abubeker dem lügenhaften Propheten zugeführt hatte. Durch diesen glücklichen Erfolg aufgemuntert, fieng Mahomet an, öffentlich aufzutreten. Man mußte anfänglich in sein Haus kommen, wenn man ihn hören wollte; hernach trat er auf den öffentlichen Plätzen der Stadt auf, wo das Volk zusammen lief; und endlich unter der Galerie des Tempels, allwo die Pilgrimme und die Andächtigen sich in großer Anzahl einfanden.

Die

Die öffentlichen Predigten **Mahomets** thaten im Anfange keine Wirkung. Man hörte ihm zwar gern zu, weil er allerhand unbekannte Histörchen erzählte, und sie auf eine angenehme Art vorbrachte; aber die Gemählde, die er vom Paradiese und der Hölle machte, rührten seine Zuhörer nicht sehr, weil die Auferstehung der Todten bey den Arabern eine fremde Lehre war, die ihnen unglaublich schien. **Mahomet** gewann daher im Anfange sehr wenige; man bemerkte aber doch, daß seine Meynungen sich ausbreiteten, und Eindruck auf die Gemüther machten. Wenn es ihm nicht glückte, sie gänzlich zu unterwerfen, so brachte er es doch wenigstens dahin, daß er sie zweifelhaft im Gemüthe machte, und ihnen eine Liebe zur Freyheit, und einen Haß gegen die Fremden einflößte.

Die Zahl seiner wahren Schüler belief sich nach vielen Predigten nicht über neun und dreyßig Personen. Er fand viel Widersetzung unter dem gemeinen Haufen, der seinen Gottesdienst nicht ändern, und seine Götter nicht verlassen wollte. Die vornehmsten Bürger zu Mecca, die in dieser Art von Republic das Regiment führen wollten, hatten ihrer Seits auch Ursache, sich den Absichten **Mahomets** zu widersetzen, welcher unter dem Vorwande einer Religionsverbesserung, sich Meister von den Gemüthern zu machen suchte, um sie nach seinen Absichten zu lenken. Einer von den furchtbarsten Gegnern des falschen Propheten war **Omar**, ein Mann, der unter seinen Mitbürgern in großem

Rahme

Ruhme stand, und sehr wider die Neuerungen eingenommen war. Er hatte eines Tages einen Streit mit dem Mahomet, und zog seinen Dolch, um den Propheten damit zu erstechen; man schlug sich aber ins Mittel, und ließ sie nicht zu nahe an einander kommen. Einige Zeit darnach ward eben dieser Omar einer der eifrigsten Anhänger des Mahomet. Dieser hatte mit vieler Mühe und einer beständig fortdauernden Arbeit binnen drey Jahren nicht mehr, als zwey und vierzig Personen verführen können, welche aber die vornehmsten Bürger zu Mecca, und ihrem Character nach am geschicktesten waren, sein Unternehmen ausführen zu helfen. Da es aber hauptsächlich um die Gewinnung des großen Haufens zu thun war, so trat Mahomet um so viel österer als ein öffentlicher Lehrer auf, und schlug es niemanden ab, wenn er sich im Geheim mit ihm unterreden wollte. Indeß glaubte er nicht, daß bloß Worte hinreichend seyn würden, die Ueberzeugung seiner Lehre so allgemein zu machen, als er gern wollte. Er verband damit eine ungemeine Freygebigkeit gegen die Armen, und gab darüber ein Gebot, nach welchem ein jeder Muselmann verbunden ist, den zehnten Theil seines Vermögens an die Armen auszutheilen.

Diese Verpflichtung gegen die Armen trug sehr viel zur Aufnahme der Lehre des Mahomet bey. Der Zulauf, den der Betrüger bekam, fieng an die Obrigkeit unruhig zu machen. Man stellte eine allgemeine Versammlung des

Volks an, um gemeinschaftlich die Entschließungen zu fassen, die hierbey die heilsamsten scheinen würden. Abutaleb, der Onkel des falschen Propheten, vertheidigte sehr eifrig das Interesse seines Nefen, indem er behauptete, daß sich Mahomet stets als ein guter Bürger aufgeführt habe, und daß man ihm weiter nichts vorwerfen könne, als eine Seltsamkeit in den Meynungen, von denen man sich aber keine andere als eine vortheilhafte Idee machen könne, wenn man nach der Aufführung derer, die sie angenommen, davon urtheilte. Er drang hernach darauf, daß man in Ansehung dieses Bürgers die gewöhnlichen Regeln der Gerechtigkeit beobachten müsse, welche nicht erlaubten, jemanden ungehört zu verdammen. Es fand sich einer, der den Mahomet des Todes schuldig erklären wollte, weil er die Religion des Landes angegriffen habe; weil er besondere Zusammenkünfte halte, und sich bestrebe, das Volk durch öffentlich gehaltene Reden und aufrührische Schriften aufzuwiegeln. Er beschloß seine Rede damit, daß er den Tod des Mahomet für das einzige Mittel ausgab, Arabien von den Unglücksfällen zu befreyen, womit es bedrohet würde. Die große Achtung, in welcher Abutaleb stand, war allein Ursache, daß man nicht zu gewaltsamen Mitteln gegen den vorgeblichen Propheten griff. Man beschloß, eine Deputation an den Mahomet zu schicken, und ihn über einige Puncte seiner Lehre befragen zu lassen. Abutaleb, von der Gefahr, in welche sein Nefe gerathen war, erschreckt,

erschreckt, stellte ihm vor, daß es weit vernünftiger wäre, die überall angenommenen Meynungen gleichfalls anzunehmen, als mit Hartnäckigkeit neue zu behaupten. Er führte ihm die traurigen Folgen zu Gemüthe, welche die Veränderung, die er in der Religion einführen wollte, nach sich ziehen könnte; zugleich suchte er ihn furchtsam zu machen, indem er ihm drohete, daß er ihn dem Muthwillen seiner Feinde überlassen wolle. Mahomet antwortete seinem Onkel, er würde lieber den Tod wählen, als mit Belehrung des Volks aufhören, weil er verbunden wäre, Gott zu gehorchen, der ihn zu einem so herrlichen Dienste ausersehen hätte. Abutaleb suchte weiter nichts, als seinen Nefen von der Gefahr zu befreyen, welcher er ihn ausgesetzt sahe; er hatte aber keine Lust, ihn in dergleichen Umständen zu verlassen.

Die Deputirten, die man an den Mahomet schickte, warfen ihm vor, daß er einen neuen Gottesdienst einführen wolle; daß er die Auferstehung der Todten predige, die ihnen eine abgeschmackte und unglaubliche Lehre schien; daß er Fabeln vorbringe, die er von auswärtigen und abergläubischen Nationen gelernet habe. Sie sagten ferner, daß seine Freygebigkeit, die im Grunde vielleicht löblich seyn könnte, gleichwohl als eine Art von Bestechung angesehen werden könne, wodurch er nur den Pöbel auf seine Seite zu ziehen suchte. „Daher, setzten sie hinzu, „ist die anständigste Aufführung für einen weisen Mann, wie ihr bisher zu seyn geschienen

„habet, die, welche euren Landesleuten am we„nigsten Gelegenheit zum Aergernisse, und den „Feinden zu Beschuldigungen giebt, wenn ihr „nicht etwan öffentlich Wunder thun wollet, um „eure Lehre zu bestätigen. Alle andere Prophe„ten haben es gethan. Wenn ihr uns aber die„sen Beweis von eurer Sendung nicht gebet, „so werdet ihr euch einen allgemeinen Haß, und „vielleicht eine Capital-Anklage von euren eige„nen Mitbürgern zuziehen.„ Die Antwort, die Mahomet den Deputirten gab, findet sich im sechsten Capitel des Alcorans. Man sehe, wie sich dieser listige Betrüger darauf erklärte: „Sie haben mit dem theuersten Eide geschwo„ren, daß sie dem Buche, das dir übergeben „ist, glauben wollen, wenn sie nur ein einziges „Wunderwerk sehen; Antworte: Gewiß, die „Wunderwerwerke sind in der Gewalt Gottes. „Er ist der Herr der Natur, obgleich die Un„gläubigen es nicht begreifen. Sage ihnen: „Der, der die Erndten auf Erden wachsen läs„set, mit einigen Tropfen Wasser, die er vom „Himmel fallen läßt; der, der die Menschen „mit Brodte nährt, und Fleisch und Beine „daraus macht, ist er nicht mächtig genug, um „einen Garten in der Wüste zu pflanzen, oder „Wasser aus den Felsen rinnen zu lassen? Ja „gewiß, er ist allmächtig; denn er macht zu „Schanden die Klugheit der Gottlosen, und „schlägt ihre Augen mit Blindheit, damit sie im „Irrthume beharren, den sie erwählt, und der „Wahrheit vorgezogen haben. Sage ihnen;

„Prophet, daß, wenn sie auch Engel vom Him-
„mel herabkommen sähen, daß, wenn auch
„Todte mit ihnen redeten, und sie die Erde vor
„ihren Augen geöffnet sähen, sie nicht glauben
„würden, außer durch die Gnade Gottes. Völ-
„ker, ihr sehet davon genug, um euch zu über-
„zeugen; wir haben die Wunder nur zum Schre-
„cken oder zur Bestrafung der Gottlosen ange-
„wandt. Bin ich nicht ein Mensch, wie ande-
„re Menschen? Hat mir Gott die Macht, Wun-
„der zu thun, gegeben? Ich bin nur gesandt,
„euch einzuladen, das Gute zu ergreifen, das
„euch angeboten wird, und das Uebel zu fürch-
„ten, das die Gottlosen treffen wird. Ich sage
„euch nichts, als was mir befohlen ist, und was
„ich mit starker Stimme denen zurufen muß, die
„mich hören, und auch denen, die mich nicht
„hören wollen.„

Diese Antwort war sehr vernünftig in dem Munde eines Mannes, der sich nicht dafür ausgab, daß er Wunder thun könne. Er antwortete aber auf gewisse Fragen, die man auf Anrathen der Jüden an ihn that, um zu sehen wie weit sein Verstand reiche, nicht so vernünftig; er konnte sich aus dem Handel nicht anders helfen, als mit abgeschmackten und lächerlichen Mährchen, die er erzählte.

Die Deputirten, die an den **Mahomet** waren geschickt worden, kehrten zu denen wieder zurück, die sie geschickt hatten, und man sahe wohl, daß der Betrüger entschlossen sey, sein Vorhaben weiter auszuführen. Man würde ihn

leicht außer Stand gesetzt haben, Arabien zu beunruhigen, wenn er nicht vom Abutaleb wäre unterstützt worden, der bey seinen Landesleuten in großem Ansehen stand. Wenn man nun gleich genöthigt war, den Mahomet selbst gewissermaßen zu schonen, so ließ man doch nicht leicht eine Gelegenheit vorbey, sich an seinen Jüngern zu reiben. Da diese sich alle Augenblicke den Spöttereyen und Beleidigungen ihrer Mitbürger ausgesetzt sahen, so beschlossen sechzehn von ihnen, die Ruhe in einem andern Lande zu suchen, die sie in ihrem Vaterlande nicht finden konnten. Mahomet, der nichts sehnlicher wünschte, als sich an verschiedenen Orten Anhänger zu machen, und seine Lehre auszubreiten, gab ihnen gern die Erlaubniß dazu. Er gab ihnen noch allerhand nöthige Lehren, und einen Brief an den König in Aethiopien mit, bey welchem seine verfolgten Schüler eine Freystatt suchen sollten. Dieser Prinz war ein Christ, und, es sey nun aus Mitleiden, oder aus Achtung gegen die Empfehlung des Propheten geschehen, er nahm diese Flüchtlinge so wohl auf, daß, da die Nachricht davon nach Mecca kam, viele von ihren Brüdern eben den Weg nahmen, so daß sich in kurzer Zeit eine ziemliche Anzahl von Muselmännern in Aethiopien befanden. Das ist die Epoche, welche die Mahometaner noch heutiges Tages unter dem Namen der ersten Hegyra feyern.

Die Verfolger der Lehre des Mahomet, die den weitern Fortgang derselben gern hindern wollten, errichteten einen Bund mit allen Horden

der

der Araber, wodurch man sich verbindlich machte, sich in keine Verwandschaft mit den Nachkommen des Haschem c) und Abdol=Motalleb einzulassen, und überhaupt gar keine Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Durch dieses Bündniß sahen sich alle Anverwandte des Mahomet, selbst die, die noch wider seine Meynungen waren, genöthigt, Mecca zu verlassen, und sich auf ein Landgut des Abutaleb zu begeben, das nicht weit von dieser Stadt lag. In dieser Art von Verbannung brachte Mahomet, von einigen seiner Schüler begleitet, das sechste, siebente, achte und neunte Jahr seiner Sendung zu.

Der großmüthige Anverwandte, welcher Vatersstelle beym Mahomet während seiner Kindheit vertreten, der sich bey allen Gelegenheiten für seinen Beschützer erklärt, der ihm vor kurzen eine Freystatt bey sich gegeben, Abutaleb starb endlich im drey und achtzigsten Jahre seines Alters, und nahm noch vor seinem Tode, wie man sagt, die neue Lehre an, die er während seiner Lebenszeit nicht hatte annehmen wollen. Mahomet schien über den Tod seines

 Wohl-

c) Haschem war der Vater des Abdol=Motalleb. Dieser hatte zwölf Söhne; der letzte, Namens Abdallah, war der Vater Mahomets. Der fünfte von den Söhnen des Abdol=Motalleb hieß Abugeher, und war beständig einer der ärgsten Feinde des Propheten. Abbas, der neunte Sohn des Abdol=Motalleb, war der Stammhalter aller Califen vom Geschlecht der Abassiden.

Wohlthäters ungemein gerührt. Das, was ihm diesen Verlust noch empfindlicher machte, war, daß Abusophian, sein abgesagtester Feind, durch den Tod des Abutaleb die vornehmste Würde in der Stadt Mecca überkam.

Abusophian hetzte die Koreschiten so wider den Propheten auf, daß sie sogleich anfiengen, sich der neuen Lehre aus allen Kräften zu widersetzen. Es gelang ihnen auch so gut, daß verschiedene Schüler des Mahomets, da sie sahen, daß bey ihm nichts mehr zu hoffen, hingegen alles zu fürchten war, ihn und seine neue Religion verließen.

Mahomet war ein Mann, der sich durch nichts abschrecken ließ; die Hindernisse dienten nur dazu, seinen Muth noch mehr anzufeuern. Da er seine Landesleute so sehr gegen seine Lehre eingenommen sahe, hielt er es für gut, der Zeit nachzugeben, und günstigere Umstände zu erwarten. Er verließ demnach Mecca, und begab sich nach Taif, in der Absicht, daselbst Proselyten zu machen; seine Predigten aber zogen ihm nur Spöttereyen und Beschimpfungen zu, die ihn nöthigten, auch diese Stadt wieder zu verlassen. Er kehrte nach Mecca zurück, wo er fortfuhr, seine Mitbürger zur Verlassung des abgöttischen Götzendienstes, und zur Annehmung seiner Religion zu ermahnen, deren vornehmste Lehren die Einheit Gottes, und die Göttlichkeit seiner Sendung betrafen. Er zog sechs Einwohner von Medina auf seine Seite, welche, da sie in ihre Stadt zurück kamen, tausend

Gutes

Gutes von der Person und der Lehre Mahomets sagten, so daß die Einwohner zu Medina den Propheten mit Freuden aufnahmen, und sehr geneigt schienen, ihn anzuhören, als er in ihre Stadt kam.

Der Betrüger hatte schon große Progressen gemacht. Sie würden noch beträchtlicher gewesen seyn, wenn er dem gemeinen Haufen über den Artikel der Wunderwerke hätte Genüge leisten können. Er mochte mit seinen geheimen Unterredungen mit dem Engel Gabriel groß thun, wie er wollte; es half ihm zu nichts; man verlangte Wunderwerke. Diese Hartnäckigkeit verursachte dem Mahomet viel Verdruß; er wurde aber getröstet, da ihn die Ansarier d) feyerlich zu ihrem Vorsteher erwählten. Sie schworen ihm, als einem Apostel Gottes, Treue und Gehorsam, und verbanden sich, zu seinem Vortheil die Waffen zu ergreifen. Mahomet ließ sie auch für ihre Weiber schwören, und die Männer machten sich verbindlich, daß ihre Weiber keine andern Götter haben, daß sie nicht stehlen, keinen Ehebruch begehen, und ihre Kinder nicht tödten sollten.

Nach diesen Formalitäten gab Mahomet ihnen den Mosaab, den Sohn Omars, daß er sie in der muselmannischen Religion unterrich-

d) So nannte man die vornehmsten Einwohner zu Medina, welche Mahomet auf seine Seite zog, und welche ihm in der Folge große Dienste leisteten.

ten sollte. Mosaab kam nach Medina, und wurde daselbst anfänglich für einen Spion angesehen. Er rechtfertigte sich aber gar leicht, und erschien vor dem Prinzen des Landes, las ihm einige Stellen aus dem Alcoran vor, und machte ihn zum Proselyten. Das Beyspiel des Fürsten zog einen großen Theil der Unterthanen nach sich. Mahomet hatte bisher in seinen Predigten gesagt, daß er den Verfolgungen seiner Feinde nichts entgegen zu setzen habe, als Geduld; aber nun änderte er die Sprache, und gab vor, er habe vom Himmel Befehl erhalten, alle diejenigen auszurotten, die sich seinem Gehorsame nicht unterwerfen wollten. Er foderte einen neuen Eid von seinen Schülern, wodurch sie sich anheischig machen mußten, ihn mit eben dem Eifer zu vertheidigen, als sie ihre Weiber und Kinder vertheidigen würden. Von seiner Seite versprach er ihnen, sie nie zu verlassen, und versicherte sie, daß der Himmel die Belohnung ihrer Tapferkeit und Treue seyn werde, wenn sie in seinem Dienste den Hals brächen.

Mahomet sahe nach einem solchen Schritte wohl, daß er zu Mecca nicht sicher seyn könne; er beschloß demnach, es ganz zu verlassen, und sich nach Medina zu begeben. Vor seiner Abreise, las er unter den Ansariern zwölf Personen aus, die nach seinem Befehle das geistliche Regiment führen, und alle diejenigen unterweisen sollten, welche die muselmannische Religion entweder schon angenommen hatten, oder in Zukunft noch annehmen würden. Die Koreschiten, welche

welche sich den Mahomet nicht gern entwischen lassen wollten, suchten ihn ums Leben zu bringen. Damit es aber gewissermaßen unmöglich wäre, seinen Tod zu rächen, wollten sie, daß die Mörder des Propheten aus allen Zünften des Volks zusammengelesen würden, und daß ein jeder das Seinige dabey thun solle, damit die ganze Nation am Tode des Betrügers Antheil genommen zu haben schiene. Er aber, den man so gesellschaftlich aus der Welt schaffen wollte, bekam bald Nachricht davon, und war auf seine Sicherheit bedacht. Er sagte zu seinem Schüler Ali: „Lege dich in mein Bette, und ziehe meinen grünen Schlafrock an, damit man glaube, „ich sey zu Hause; ich will indeß sagen lassen, „daß ich krank sey, und schlafe.„ Dieser Kunstgriff gelang. Mahomet entwischte unter der Zeit, als die Mörder warteten bis er aufgestanden wäre. Sie ließen sich um so viel leichter hintergehen, da sie durch die Ritze der Thüre den Rock des Propheten gesehen hatten, und also gar nicht zweifelten, er wäre selbst da, ohne daß sie vermutheten, einen andern an seiner Stelle zu finden.

Ali stand auf, als er den Propheten in Sicherheit glaubte. Er hatte Ursache zu fürchten, daß man sich wegen der Flucht des Propheten e) an ihm rächen werde; man that ihm aber nichts

e) Von dieser Flucht des Mahomets fangen die Mohometaner ihre Zeitrechnung an. Sie fällt ins Jahr 622.

zu leide. Er blieb einige Tage zu Mecca, um die Sachen zurück zu geben, die man dem Mahomet anvertrauet hatte. Dieser begab sich, in Begleitung des Abubeker, anfänglich auf das Gebirge Thur, allwo er sich drey Tage lang verborgen hielt. Seine Feinde suchten ihn, so daß er alle Mühe hatte, sich vor ihren Nachstellungen in Acht zu nehmen. Endlich kam er glücklich zu Medina an, wo er anfieng, die Ruhe zu genießen, die ihm zur Ausführung seiner großen Projecte nöthig war. Er beschäfftigte sich sogleich mit der Unterweisung des Volks, und führte einige Ceremonien in seiner Religion ein. Da er sahe, daß er nicht mit allen Köpfen so leicht fertig werden konnte, als er wünschte, glaubte er, es wäre Zeit, Gewalt und Zwangsmittel an die Stelle der Ermahnungen und Predigten zu setzen. Er benachrichtigte demnach seine Anhänger, daß sie sich zum Kriege rüsten, und alle niedermachen sollten, die sich seiner neuen Lehre widersetzten, wenn sie nicht wenigstens einen gewissen jährlichen Tribut bezahlen wollten.

Die Schüler des Mahomet gehorchten diesem barbarischen Befehle ohne Schwierigkeit, weil er ihnen Mittel an die Hand gab, sich zu bereichern. Ihre erste Unternehmung betraf eine Caravane, welche einigen Kaufleuten zu Mecca gehörte; so daß die Landesleute des Mahomet die Ehre hatten, die ersten zu seyn, gegen die er seinen Straßenraub ausübte, um sie zu seiner Religion zu bekehren. Dieser Betrüger, der erfahren hatte, daß Abusophian, von

dem

dem ich schon geredet habe, mit einer Caravane von dreyßig Mann aus Syrien käme, stellte seine Truppen in einen Hinterhalt, um den Koreschiten anzufallen, und ihm seine Waaren abzunehmen. Abusophian, der davon Nachricht bekommen hatte, ließ in aller Eil seinen Interessenten die Gefahr melden, in welcher er sich befände, und man schickte ihm unverzüglich neun hundert Mann Infanterie, und hundert Reuter entgegen. Die Kräfte des Mahomets erstreckten sich nicht so weit, weil er in allem nur hundert und dreyzehn streitbare Männer zusammen gebracht hatte; er ließ aber den Muth deswegen nicht sinken. Er marschirte darauf los, indem er auf den Muth seiner Soldaten rechnete; und diese folgten ihm voll Herzhaftigkeit nach, weil sie glaubten, Gott werde einer schwachen Armee von Räubern und Spitzbuben schon Kraft und Stärke verleihen. Voll von diesem Vertrauen, das der Unsinn einflößt, überfielen sie den Feind, und brachten ihn in Unordnung. Dieser Sieg nun, der an sich eben nicht beträchtlich war, muß als der Grund zu allen andern angesehen werden, die Mahomet in der Folge erhielt. Ein General ist im Stande, alles mit seinen Soldaten zu unternehmen, die sich einbilden, daß die Gottheit sich für ihre Siege interessire.

Während dem Treffen, von dem ich geredet habe, war Mahomet in seinem Zelte geblieben, um zu beten; als er aber seine Leute einmal weichen sahe, stellte er sich an ihre Spitze, warf den Feinden Sand ins Gesicht, und rief: Ihr

Angesicht müsse zu Schanden und verdorben werden! und nachdem er ihnen tapfer zugesetzt hatte, nöthigte er sie, die Flucht zu ergreiffen. Es wurden von Seiten des Abusophian siebzig Mann getödtet, und eben so viele zu Gefangenen gemacht. Mahomet verlohr nicht mehr als vierzehn Mann. Die Nachricht von dieser Niederlage machte die Einwohner von Mecca sehr bestürzt; Abulahab f), einer der heftigsten Feinde des Propheten, starb sogar für Gram.

Als man die Beute theilen wollte, entstand zwischen den Soldaten des Ueberwinders ein Zank; es wollten einige mehr davon haben als die andern. Um diesen Streit beyzulegen, welcher verdrießliche Folgen haben konnte, gab Mahomet einen Befehl vom Himmel vor, kraft dessen er den fünften Theil der Beute für sich behalten, und das übrige unter seine Soldaten gleich austheilen sollte.

Nachdem er das gute Verständniß unter den Truppen wieder hergestellt hatte, ließ sie Mahomet gegen einige Juden vom Stamme Kainokan, über die er Ursache sich zu beschweren zu haben vermeynte, marschiren. Man gieng ihnen so scharf zu Leibe, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergaben. Sie kamen noch glücklich weg, indem ihnen nur ihre Güter genommen wurden; denn der Ueberwinder hatte die Absicht, seine Rache noch weiter zu treiben.

Ich

f) Es stehet im Alcoran ein ganzes Capitel voller Verwünschungen gegen den Abulahab.

Ich übergehe einige andere wenig bedeutende Feldzüge mit Stillschweigen, um sogleich auf die berühmte Schlacht bey Ohud zu kommen. Die Koreschiten brachten eine Armee von drey tausend Mann, und zwey hundert Pferden zusammen, und Abusophian wurde zum General darüber ernannt. Mahomet, der anfänglich über die starke Anzahl seiner Feinde erschrack, überlegte einige Zeit, ob er sie im offenen Felde angreiffen, oder sich in Medina eingeschlossen halten sollte. Er ergriff die erste Parthey, und marschirte ihnen mit neun hundert Mann Infanterie, bis an einen zwischen Mecca und dem Gebirge Ohud gelegenen Ort entgegen. Er stellte seine Leute so vortheilhaft als möglich, und lieferte eine Schlacht. Funfzig Bogenschützen des Mahomet, die gar zu begierig nach Beute waren, blieben nicht auf ihrem Posten, und gaben dem, der den rechten Flügel der Koreschiten commandirte, Gelegenheit, mit seiner Reuterey die Muselmännner zu überfallen. Mitten unter dieser Unordnung und Verwirrung breitete sich das Gerücht aus, der Prophet sey erschlagen worden. Diese falsche Nachricht brachte die Soldaten so aus aller Fassung, daß sie den Feind auf allen Seiten an sich kommen ließen. Mahomet wurde von einigen Steinen getroffen, von denen der eine ihm einige Zähne ausschlug, und ein anderer ihm leicht das Gesicht streifte. Wenn Abusophian sich seiner Vortheile hätte bedienen wollen, so wäre es ihm leicht gewesen, die Truppen des Mahomet ganz aufzureiben;

er

er begnügte sich aber damit, daß er auf das ganze folgende Jahr einen Stillstand mit ihm machte.

Die verlohrne Schlacht bey Ohud gab zu vielem Murren Anlaß. Man fragte den Propheten, wie es möglich wäre, daß sich Gott wider die Vertheidiger seines Dienstes habe erklären können. Andere, welche ihre Anverwandten und Freude im Treffen verlohren hatten, schienen es sehr zu bereuen, daß sie sich mit dem Mahomet eingelassen hatten. Dieser Betrüger aber fand bald, was er den einen und den andern antworten sollte. Zu den erstern sagte er: man müsse dieses Unglück den Lastern einiger seiner Schüler zuschreiben; Gott pflege so die Bösen von den Guten zu unterscheiden, damit man wissen könne, welches die wahren Gläubigen wären; und um den Klagen der andern zu begegnen, heftete er ihnen die Lehre vom unvermeidlichen Schicksale auf, und suchte sie zu bereden, daß ihre Freunde dennoch gestorben seyn würden, wenn sie auch nicht in der Schlacht gewesen wären, weil die Tage aller Menschen so genau gezählt wären, daß man durch keine Vorsicht sie verlängern könne. Dem Glauben an diese Lehre muß man die Unerschrockenheit zuschreiben, mit welcher die Muselmänner den größten Gefahren entgegen giengen, und wodurch Mahomet und seine Nachfolger so schleunige Eroberungen machten.

Zu Anfange des vierten Jahres der Hegyra schickte der Prophet siebzig Ansarier an den Prinzen zu Naged, um ihn und seine Unterthanen

zur

zur Annehmung der mahometanischen Religion auffodern zu lassen. Diese Gesandschaft lief sehr unglücklich ab. Der Fürst zu Naged ließ den sogleich umbringen, der den ersten Antrag bey ihm that, und hernach mußten auch die andern Deputirte alle über die Klinge springen. Mahomet wurde darüber erschrecklich aufgebracht. Fest entschlossen, sich zu rächen, zog er zu Felde; er fand aber nichts vor sich, als einen Trupp Gaftaniten, die sogleich die Flucht ergriffen, als sie seine Annäherung gewahr wurden. Einer von ihnen war indeß so verwegen, daß er sich ins Lager des Mahomet schlich, und ihn, unter dem Vorwande der Neugier, bat, ihm seinen Säbel zu zeigen. Der Prophet hatte kein Bedenken; der Gaftanite aber, der die Absicht hatte, den Mahomet zu ermorden, zog den Säbel heraus, sobald er ihn in die Hände bekam. Mahomet war indeß so glücklich, einer Gefahr zu entgehen, in welche ihn seine Unvorsichtigkeit gestürzt hatte.

Abusophian, stets wider die Muselmänner, und besonders wider ihr Oberhaupt aufgebracht, brachte eine zahlreiche Armee zusammen, die aus verschiedenen Geschlechten der Juden, der Kenaniten, der Gaftaniten und Koraiten bestanden, welche alle zusammen ein Corps von mehr als zehn tausend Mann ausmachten. Eine so beträchtliche Armee erschreckte die Muselmänner, und der Prophet selbst schien so betreten darüber, daß er es für gut befand, sich in seinem Lager zu verschanzen; eine Sache, welche bisher

bisher bey den Arabern unbekannt gewesen war. Man nannte daher diesen Feldzug den Grabenkrieg.

Mahomet wurde zwanzig Tage lang in seinem Lager eingeschlossen, wobey nichts weiter vorfiel, als öftere Scharmützel. Amru, der für den besten Reuter seiner Zeit gehalten wurde, wollte beyden Armeen ein Schauspiel geben, und sich mit seiner Geschicklichkeit und Tapferkeit zugleich sehen lassen. Er ritt im vollen Galop bis an die Verschanzungen des Mahomet, und foderte den tapfersten der Feinde zu einem Zweykampfe heraus. Ali, ob er gleich ein Nefe des Amru war, nahm die Ausforderung an. Sie schworen beyderseits, ehe sie sich schlugen, daß sie einander nicht schonen wollten. Ali trug den Sieg davon, und dieser Sieg war der Vorläufer von der gänzlichen Niederlage der Armee des Abusophian. Mahomet trug, nach der Meynung der Muselmänner, einen um soviel merkwürdigern Sieg davon, da Gott selbst, um das Blut der Gläubigen zu schonen, ihm denselben durch einen ungestümen Wind verschaffte, welcher die Zelte und Kriegsmaschinen der Koreschiten über den Haufen warf, und sie und ihre Bundsgenossen nöthigte, sich in der größten Verwirrung zurück zu ziehen.

Mahomet wußte sich seinen Sieg zu Nutze zu machen. Er gab einen Befehl des Himmels vor, daß er das Geschlecht der Koraiten angreifen solle. Nachdem er mit seinem Eidam Ali die dazu nöthigen Maaßregeln ergriffen hatte,

mar-

marschirte er auf diese Feinde los, hielt sie fünf und zwanzig Tage lang eingeschlossen, und legte es ihnen so nahe, daß sie sich endlich auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Diese unglücklichen Leute, an der Zahl sieben hundert, schmeichelten sich, daß sich der Ueberwinder mit ihren Gütern begnügen, und ihnen das Leben schenken würde; sie betrogen sich aber in ihrer Hoffnung. Mahomet, der sich stellte, als ob er nicht entscheiden möchte, wie man mit ihnen verfahren sollte, trug es dem Saad, einem von seinen Adjoutanten auf, von dem er wußte, daß er die Koraiten sehr haßte, einer Wunde wegen, die er bey Gelegenheit des Grabenkrieges bekommen hatte. Der rachgierige Saad nun befahl, daß allen Männern die Köpfe abgeschlagen, Weiber und Kinder aber in die Sclaverey geführt, und ihre Güter unter die Sieger ausgetheilt werden sollten. Dieser barbarische Befehl wurde ausgeführt, und Saad starb an seiner Wunde, sobald er seine Rache gestillt hatte. Es fand sich unter den Sclavinnen ein junges Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit; man brachte sie dem Mahomet, und er nahm sie unter die Zahl seiner Beyschläferinnen auf. Man schaffte ihm noch eine andere Gelegenheit, seine verliebte Seele zu laben, da man ihm die Tochter eines der vornehmsten Männer zu Mostalek, welche Giowaira hieß, zuführte. Der wollüstige Prophet heyrathete diese junge Person, und ließ, aus Liebe zu ihr, hundert von ihren Landesleuten los, welche in einem Treffen, das

Maho=

Mahomet den Mostalekiern lieferte, zu Gefangenen waren gemacht worden.

Um eben diese Zeit war es, daß Aiesha, die jüngste der Weiber des Propheten, in Verdacht kam, als ob sie einen strafbaren Umgang mit einem jungen Menschen hätte, der sie überall begleitete. Man rieth ihrem Manne, eine Frau zu verstoßen, die ihn so beschimpfte. Der Prophet, der sich nicht entschließen konnte, eine Frau von sich zu lassen, die er zärtlich liebte, und der doch auch gern seine Ehre retten wollte, führte sich in einer so kitzlichen Sache sehr klug auf. Er gab eine Offenbarung vom Himmel vor, durch welche Aiesha vollkommen gerechtfertigt würde, und ließ denen achtzig Hiebe mit der Peitsche geben, die ihm gerathen hatten, seine Frau zu verstoßen.

Der glücklichste Erfolg begleitete jetzt alle Unternehmungen des Propheten. Um nun sein Glück, und das Vertrauen, das seine Truppen zu ihm hatten, sich zu Nutze zu machen, marschirte er mit vierzehn hundert Mann auf die Stadt Meccaa los. Die Einwohner ließen ihm sagen, daß es ihr ernster Wille wäre, ihn nicht hinein zu lassen. Mahomet ließ ihnen dagegen melden, daß er nur käme, um seine Andacht in ihrer Stadt zu verrichten. Die Eniwohner zu Mecca ließen sich durch diesen scheinbaren Vorwand die Augen nicht blenden; da sie aber befürchten mußten, mit Gewalt gezwungen zu werden, so schlugen sie einen Stillstand vor, den der Prophet, zum großen

Miß-

Mißvergnügen seiner Truppen, annahm, als welche sich recht reich zu plündern geglaubt hatten. Hier sind die Bedingungen dieses Tractats: Man verglich sich von einer und der andern Seite, daß, wenn einer von den Koreschiten auf die Seite des Mahomets treten wollte, er es mit aller Sicherheit solle thun können; daß eben diese Freyheit auch die bey der Armee des Mahomets haben sollten, die nach Mecca zu den Koreschiten wieder zurück kehren wollten; daß aber, wenn künftig ein Einwohner von Mecca zur Armee des Mahomet käme, dieser gehalten seyn sollte, ihn zurück zu geben; daß endlich Mahomet und die Seinigen freyen Aus- und Eingang in der Stadt haben sollten, wenn sie nur allemahl unbewaffnet kämen, und sich nicht über drey Tage darinne aufhielten. Nur die Soldaten des Propheten waren mit diesem Tractate nicht zufrieden, aus Ursachen, die ich schon gesagt habe; sie fanden aber bald darauf Gelegenheit, sich schadlos zu halten, da ihr unermüdeter Anführer einen Feldzug gegen die Juden in Chaibar unternahm. Er belagerte ihre Stadt, und machte sich nach sechs Tagen Meister von derselben. Die Eroberung dieses Platzes verschaffte dem Mahomet abermals eine Frau, in der Person der Safia, die schon mit einem Fürsten desselben Landes verlobt war. Sie besann sich nicht lange, ihr erst gegebenes Wort zurück zu nehmen, um es mit dem Eroberer Asiens zu halten.

Nach der Eroberung von Chaibar und einigen andern Städten, die den Juden gehörten,

machte sich Mahomet wieder nach Medina auf den Weg, und fand die von seinen Schülern daselbst, die sich, im Anfange seiner Mission, nach Aethiopien gewendet hatten. Er hatte eine ungemeine Freude, da er sie wieder sahe, und zur Belohnung des Eifers, den sie für ihn bezeigt hatten, ließ er sie an der Beute Theil nehmen, die er zu Chaibar gemacht hatte.

Al-Nagiash, König in Aethiopien, unterhielt mit dem Propheten eine so vertraute Freundschaft, daß es dieser Prinz seiner Würde nicht entgegen glaubte, wenn er dem Mahomet zu Gefallen eine Tochter des Abusophian, und Wittwe des Abdalla, mit welchem sie nach Aethiopien geflüchtet war, heurathete. Der Prophet, der nichts ernstlicher suchte, als sich Meister von Mecca zu machen, stiftete diese Heurath, um sich das Haupt der Koreschiten zum Freunde zu machen, indem er hoffte, Abusophian würde in der Person eines Eidams zugleich dem fürchterlichsten seiner Feinde mit Achtung begegnen.

Nachdem Mahomet seine Eroberungen nun schon ziemlich ausgebreitet, und die Einwohner verschiedener Cantons in Arabien zu seiner Lehre gebracht hatte, schickte er Abgesandte an alle benachbarte Fürsten, und ließ sie zur Annehmung seiner neuen Religion einladen. Cosrou, der König in Persien, war der erste, an den diese Einladung geschahe; anstatt aber sich darauf einzulassen, zerriß dieser hochmüthige Prinz den Brief, weil es ihn verdroß, daß einer

von seinen Sclaven, wie er sagte, sich unterstand, an ihn zu schreiben. Er zog sich dadurch den Unwillen des Propheten zu, welcher inzwischen auf diese Verachtung weiter nichts antwortete, als daß Gott das Reich des Königs in Persien zerreißen werde, wie er seinen Brief zerrissen habe. Der zweyte, an welchen Mahomet schrieb, war Heraclius, der römische Kaiser, welcher den Gesandten des Propheten sehr wohl aufnahm, und ihn mit großen Geschenken wieder nach Hause schickte. Der dritte war der coptische Prinz Al-Mokawkas, welcher Aegypten unter dem Heraclius regierte, und hernach unter dem Califen Omar ein Muselmann ward. Da dieser die Neigung des Mahomet zu schönen Frauenzimmern kannte, so schickte er ihm ein junges Mägdchen, von ausnehmender Schönheit, mit Namen Maria. Dieses Geschenk war dem Propheten überaus angenehm, und er zog die schöne Coptinn allen seinen andern Weibern vor. Der vierte war der König von Abyssinien, welcher die mahometanische Religion schon angenommen hatte. Der fünfte war der gassinitische Prinz, Al-Haret, der über einen Theil von Arabien herrschte. Dieser gab zur Antwort, daß er dem Propheten selbst seinen Besuch geben wolle; vermuthlich mit einer Armee, denn Mahomet ward darüber böse. Der sechste war Howada, König zu Yemen; dieser weigerte sich anfänglich, zum Propheten zu kommen, welcher ihn in seinem Schreiben darum bat. Dem ohngeachtet

begab er sich nach der Zeit zu ihm; und nahm die Religion des Mahomet an; verließ sie aber auch sogleich wieder, als er in seine Staaten zurück kam. Der siebende war Mondar, welcher König zu Albahraim am persischen Meerbusen war. Er bekannte sich zur Lehre des Propheten, und alle Unterthanen folgten seinem Beyspiele.

Im achten Jahre der Hegyra schickte Mahomet gegen die Einwohner zu Muta, einer Stadt in Syrien unter römischem Gebiete, ein Corps von drey tausend Mann, dem er zu Generalen den Zaid, Giafar und Abdolla gab; damit, wenn der erste ums Leben käme, der andere sogleich an seine Stelle träte, und so auch der dritte, wenn der zweyte eben dieses Schicksal haben sollte. Die Araber geben vor, daß die feindliche Armee hundert tausend Mann stark gewesen sey, welches nicht glaublich ist; aber sie scheint doch den Muselmännern an der Anzahl weit überlegen gewesen zu seyn. Diese trugen indeß, nach einem hartnäckigen Gefechte, den Sieg davon. Nachdem die drey Generale, welche Mahomet ernennt hatte, waren getödtet worden, erwählte die ganze Armee einstimmig den Chaleb an ihre Stelle, welcher durch seine Geschicklichkeit und Tapferkeit zeigte, daß er dieser Wahl würdig sey. Er kam mit seinen siegreichen Truppen nach Medina zurück, und nachdem er dem Mahomet die Umstände von dem Tode seiner drey Generale, die ihm sehr zu Herzen

zen giengen, erzählt hatte, erhielt er von ihm den Beynamen: Schwerdt Gottes.

Da die Koreschiten sich hatten einfallen lassen, den Stillstand zu brechen, den sie mit dem Mahomet gemacht hatten, so begab sich Abusophian, der den Folgen dieses Bruchs zuvor kommen wollte, selbst nach Medina, in der Hoffnung, seinen Eidam zu besänftigen, und in der Person seiner Tochter eine mächtige Vorsprecherinn beym Mahomet zu finden. Nachdem er sich aber vergebens bey diesem wegen einer günstigen Antwort bemühet hatte, kehrte er nach Mecca zurück, eben so mißvergnügt über seinen Eidam, als erzürnt gegen seine Tochter, welche ihn kaum gewürdigt hatte, mit ihm zu sprechen, weil sie ihn für einen Abgötter, ihren Mann aber für einen Apostel Gottes hielt.

Der Prophet ließ eine so gute Gelegenheit, sich von Mecca Meister zu machen, nicht aus den Händen. Er machte seine Anstalten so geheim, daß er, so zu sagen, vor den Thoren der Stadt stand, ehe man erfuhr, daß er von Medina abgereiset wäre. Wenn indeß die Einwohner zu Mecca nicht bey Zeiten Nachricht von dem hatten, was wider sie im Werke war, so durften sie die Schuld dem Hateb, einem von den Anführern der muselmannischen Armee, nicht geben. Von dem Unglücke gerührt, das sein Vaterland betreffen sollte, gab er den Koreschiten von den Absichten des Mahomets Nachricht. Damit auch sein Brief desto sicherer bestellt würde, gab er ihn seiner Magd, die ihn

an Ort und Stelle bringen sollte. Mahomet aber, dem es verrathen wurde, fieng die Magd mit dem Briefe auf. Er ließ sodann den Hateb holen, fragte ihn, warum er sich einer so schändlichen Verrätherey schuldig mache? Hateb entschuldigte sich, so gut er konnte, und erhielt Vergebung für seinen begangenen Fehler.

Mahomet, als er noch eine Tagereise von Mecca war, ließ seine Armee, aus zehn tausend Mann bestehend, campiren, trug die Bewachung des Lagers dem Omar auf, befahl, daß man des Nachts Wachfeuer anzünden, und die Wachen so stellen solle, daß niemand in die Stadt kommen könne. Al-Abbas, der Onkel des Mahomet, war zu Mecca geblieben, ob er gleich ein Anhänger der Lehre seines Nefen war. Er beredete den Abusophian, daß er sich zum Propheten begeben, ihm als seinem rechtmäßigen Gebiether Ehrerbietung bezeigen, und seine Religion annehmen sollte. Abusophian folgte diesem Rathe, und machte sich mit dem Al-Abbas auf den Weg. Es mußte ein großes Vergnügen für den Propheten seyn, seinen ärgsten Feind zu seinen Füßen zu sehen, und ihn zu zwingen, ein Anhänger von ihm zu werden.

Nachdem Mahomet auf diese Weise das Haupt der Koreschiten auf seine Seite bekommen hatte, rückte er näher an Mecca, und belagerte es. Als er sich von diesem wichtigen Platze Meister gemacht hatte, war er sogleich darauf bedacht, den Götzendienst gänzlich abzuschaffen,

und

und ließ zu dem Ende alle Bildsäulen, die der Gegenstand einer abgöttischen Verehrung bey den Götzendienern gewesen waren, niederwerfen. Nach diesen, den Gottesdienst betreffenden Verrichtungen, befahl er, einige Personen umzubringen, die sich besonders hartnäckig gegen ihn bezeigt hatten. Die Zahl dieser unglücklichen Opfer der Rache des Propheten belief sich auf zehn, sechs Manns- und vier Weibspersonen. Die meisten entgiengen dem Tode dadurch, daß sie die mahometanische Religion annahmen.

Nachdem Mahomet für alles in der Stadt gesorgt hatte, schickte er den Chaleb mit einigen Truppen in die umliegenden Gegenden aus, um die Einwohner zur Unterwerfung unter seine Herrschaft und zur Annehmung seiner Religion aufzufodern. Er verbot ihnen aber, sich anderer Wege zu bedienen, als der Ueberredung und der Sanftmuth. Chaleb handelte den Absichten seines Herrn nicht allzu gemäß. Um den Tod eines seiner Onkeln zu rächen, den die Gadimiten getödtet hatten, ließ er diese Unglücklichen alle über die Klinge springen, ob sie ihm gleich entgegen gekommen waren, und er ihnen versprochen hatte, sie beym Leben, und im ruhigen Besitz ihrer Güter zu lassen, wofern sie nur die mahometanische Religion annähmen. Der Prophet mißbilligte öffentlich die Aufführung seines Officiers, und rief Gott zum Zeugen seiner Unschuld in diesem Stücke an. Um einigermaßen das Uebel wieder gut zu machen, schickte er seinen Eidam Ali an die Völkerschaft, der man so übel begeg-

net war, und ließ den Anverwandten der Erschlagenen den Preiß des vergossenen Bluts bezahlen. Die Billigkeit hätte zwar auch verlangt, daß der Urheber eines so abscheulichen Mordes bestraft worden wäre; aber Mahomet wollte einen Mann nicht gern unglücklich machen, der ihm große Dienste geleistet hatte, und künftig noch größere leisten konnte.

Das Haupt der Musulmänner war genöthigt, stets die Waffen in der Hand zu haben; er hatte beständig mit Feinden zu kämpfen. Verschiedene Horden vereinigten ihre Kräfte, unter einem Anführer, Namens Malec, und hatten sich vorgesetzt, den Eroberungen des Propheten Einhalt zu thun, und sich seiner Herrschaft zu entziehen. Mahomet verließ Mecca, und gieng ihnen mit einem Heere von zwölf tausend Mann entgegen. Beyde Armeen stießen in dem Thale Honaina zusammen. Mahomet war weit stärker an der Anzahl; er glaubte daher auch, daß er sich nur zeigen dürfe, um den Feind in die Flucht zu jagen; er hatte aber den Verdruß, daß er seine Truppen, sogleich beym ersten Angriffe in Unordnung gebracht sehen mußte. Er wandte alle seine Geschicklichkeit an, um sie wieder zusammen zu bringen; und da es ihm endlich gelang, fiel er mit solchem Ungestüm die Feinde an, daß er sie nun wider zur Flucht nöthigte. Nach diesem Siege belagerte er Taif, konnte es aber nicht erobern. Er hob die Belagerung auf, und zog sich in eine nahe gelegene Stadt, in welcher er die Beute zurück gelassen, die er bey der Schlacht

im Thale Honaina gemacht hatte. Die, denen diese Beute war abgenommen worden, schickten Gesandte an den Mahomet, und ließen ihn bitten, daß er ihnen ihre Weiber und Kinder, nebst dem, was ihnen sonst wäre genommen worden, wiedergeben möchte. Er gab ihnen ihre Güter wieder, behielt aber das Uebrige. Der General Malec zwar bekam alles wieder, weil er sich entschloß, die Religion des Mahomet anzunehmen. Die Theilung der jetzt gemeldeten Beute gab zu vielen Zänkereyen unter der muselmannischen Armee Anlaß; der Prophet aber brachte es doch so weit, daß er die Gemüther alle wieder beruhigte.

Das neunte Jahr der Hegyra ist durch verschiedene Gesandschaften berühmt, welche die arabischen Prinzen an den Mahomet schickten, sowohl um ihm zu seinen Eroberungen Glück zu wünschen, als auch um sich ihm zu unterwerfen. Sie sahen wohl, daß sie nicht im Stande wären, einem so mächtigen Feinde zu widerstehen; sie wollten sich daher lieber gutwillig unterwerfen, als sich einem Kriege aussetzen, dessen Folgen ihnen sehr nachtheilig werden konnten.

Nachdem nun Mahomet fast ganz Asien unter das Joch gebracht hatte, so setzte er sich vor, seine siegreichen Truppen nach Syrien zu führen, und die Römer anzugreifen. Er verbarg vor seinen Soldaten, wie er sonst zu thun pflegte, die Beschwerlichkeiten und Gefahren keinesweges, denen sie auf diesem Feldzuge ausgesetzt seyn würden; sie schienen daher auch keine große Lust dazu zu haben. Die Officiere aber

bezeigten viel Eifer und Verlangen nach einer Unternehmung, die, wenn sie glücklich ablief, ihnen so sehr zur Ehre gereichte. Ihr Beyspiel ermunterte den Muth der Soldaten, und Mahomet begab sich in der größten Hitze des Sommers mit zwanzig tausend Mann Infanterie und zehn tausend Mann Cavalerie ins Feld. Nach einem Marsche von vielen Tagen, kam er vor der Stadt Tabuc an, die dem griechischen Kaiser gehörte, und machte sich von derselben Meister. Er empfieng hier Gesandschaften von verschiedenen christlichen Prinzen, die sich verbindlich machten, ihm einen jährlichen Tribut zu bezahlen, dafern er sie nur in dem ruhigen Besitze ihrer Staaten ließe. So war ein Kaufmann aus Mecca im Stande, den Nachfolgern Cäsars auf ihrem Throne Troz zu bieten.

Mahomet kehrte nach seinem Feldzuge in Syrien wieder nach Medina zurück, und fand daselbst Abgesandte von der Stadt Taif, welche sich seiner Herrschaft unterwarf, wenn er ihr nur erlauben wollte, daß sie ihren Favoritgötzen noch ferner verehren dürfte. Der Prophet wollte aber darein niemals willigen, sondern verlangte eine gänzliche und unbedingte Unterwerfung. Das Ansehen des Mahomet war so fürchterlich geworden, daß sich niemand unterstand, ihm zu widersprechen, so daß er endlich seine Herrschaft und Religion in allen Provinzen Arabiens befestigte. Nachdem er die nöthigen Maaßregeln ergriffen hatte, sich in seinen Eroberungen zu erhalten, reisete er als ein Pilgrim nach Mecca;

ca; eine Gewohnheit, die er selbst eingeführt hatte. Er vermehrte die schon verordneten Ceremonien noch mit einigen neuen, that verschiedene Ermahnungen an das Volk, welches häufig zusammen gelaufen war, um seinen neuen Herrn zu sehen, und kehrte sodann wieder nach Medina zurück. Diese Reise des Mahomets nach Mecca wird von den Muselmännern die Pilgrimschaft des Abschiedes genannt, weil es die letzte war, die der Prophet that.

Seine Herrschaft nun und seine Religion in allen Provinzen Arabiens zu befestigen, schickte Mahomet Statthalter dahin, die in seinem Namen das Regiment führen, und die alte Religion abschaffen sollten. Er hatte bisher beständig einige Empfindungen von einem Gifte g) gehabt, den er ehemals bekommen hatte; die Schmerzen verdoppelten sich jetzt, und es kam ein heftiges Fieber dazu. In den ersten Tagen seiner Krankheit unterließ er zwar nicht, sich zu den gesetzten Stunden in der Moschee zum Gebet einzufinden. Als er aber sahe, daß die Krankheit zunahm, ließ er die vornehmsten Ansarier vor sich kommen, und empfahl ihnen folgende beyde Stücke: 1) Keinen Götzendiener in Arabien

g) Ein Jude aus Chaibar, der untersuchen wollte, ob Mahomet ein Prophet sey, vergiftete einen Schöpsstoß, den man dem Mahomet auf die Tafel setzte. Dieser wurde von der Vergiftung nicht eher etwas gewahr, als bis er davon gegessen hatte.

bien zu leiden; 2) denen, die seine Religion annehmen würden, eben die Privilegien zu gestatten, die sie selbst hätten. Er fiel bald darauf in eine Raserey, und foderte in derselben Feder und Dinte, um, wie er sagte, ein Buch zu schreiben, dessen Lesung seine Schüler vor allen Irrthümern bewahren sollte. Omar aber verbot es, ihm Feder und Dinte zu geben, und sagte, der Alcoran sey schon hinreichend. Mahomet starb endlich nach einer funfzehntägigen Krankheit zu Medina, im vier und sechzigsten Jahre seines Alters. Die meisten seiner Anhänger konnten sich nicht bereden, daß er gestorben sey, und wollten nicht zugeben, daß man ihn begraben sollte. Omar, der auch dieser Meynung war, zog seinen Säbel, und drohete damit allen, die sich würden gelüsten lassen zu sagen, daß Mahomet tod sey. Abubeker aber wollte weder den Omar noch das Volk in dieser thörichten Einbildung lassen. Er bewies aus einigen Stellen des Alcorans, daß Mahomet, so wie andere Menschen, habe sterben müssen, und benahm dadurch allen Anwesenden ihren lächerlichen Irrthum. Es entstand auch einiger Streit wegen des Ortes, wohin man den Propheten begraben wollte; endlich wurde er in der Kammer seiner Frau Aiesha begraben, in welcher er hatte sterben wollen. Viele glauben noch, daß der Körper des Mahomets, in einen eisernen Sarg eingeschlossen, in eine Capelle sey gebracht worden, deren Mauern mit Magnetsteinen überzogen gewesen, und daß der Sarg von der anziehenden

den Kraft dieser Magnetsteine mitten in der Capelle im Schweben sey erhalten worden. Obgleich verschiedene Schriftsteller diese Fabel widerlegt haben, so findet sie doch immer noch bey sehr vielen Beyfall und Glauben.

Nachdem ich nun das vornehmste von der Lebensgeschichte des Mahomet erzählt habe, so wird es, wie ich hoffe, nicht unschicklich seyn, wenn ich ein wenig die Beschaffenheit der Religion bekannt mache, welche dieser berüchtigte Betrüger eingeführt hat. Seine ganze Lehre kann bequem auf drey Puncte gebracht werden. Der erste ist: die Wahrheit zu glauben; das ist, die Existenz und die Einheit Gottes, mit Ausschließung aller andern Gewalt, welche seine Macht und seinen Willen einschränken und mit ihm theilen könnte. Mahomet verwarf dieses überhaupt unter dem Namen der Association, als den unanständigsten und niedrigsten Begriff, den man sich von der Gottheit machen könnte. Der zweyte ist, zu glauben, daß Gott, der allgemeine Schöpfer, allmächtig sey, alles wisse, das Laster bestrafe, und die Tugend belohne, nicht allein in diesem Leben, sondern auch nach dem Tode, weil alle Menschen vom Tode aufstehen, und vor ihm erscheinen würden, um ein Urtheil über alle ihre Handlungen zu empfahen. Der dritte ist, zu glauben, daß Gott, voll Mitleid gegen die Menschen, die verlohren werden, aus Mangel einer Unterweisung, die sie vom Laster zurück ziehen und ihnen die Wahrheit zu erkennen geben könnte, in den letzten Zeiten besonders den Mahomet

mer zu seinem Propheten erweckt habe, damit er den Menschen die Mittel zeige, Gott zu gefallen, zur Belohnung der Guten zu gelangen, und die Strafe der Bösen zu vermeiden.

Mahomet hat, wie man siehet, einen großen Theil der Grundwahrheiten des Christenthums angenommen, weil er die Einheit Gottes, die Nothwendigkeit, ihn zu lieben und seinen Gesetzen zu gehorchen, die Auferstehung der Todten, das jüngste Gericht, und die Belohnungen und Bestrafungen nach dem Tode behauptet. Er hat auch die Wahrheit der Sendung Jesu Christi, seine Geburt von einer Jungfrau, seine Wunderwerke, und die Heiligkeit seiner Lehre erkannt; die Lehre aber von der Menschwerdung des Wortes, welche einen wahren Menschen zu einem Gotte macht, und jene andere Lehre, welche eben diesen Gott von seinem Sohne und seinem Geiste unterscheidet, um drey verschiedene Personen daraus zu machen, hat er verworfen. Nach der Meynung des Mahomet, war es dem Begriffe eines einfachen göttlichen Wesens entgegen, wenn man dem Vater einen Sohn und einen Geist beyfügte, die von ihm unterschieden seyn sollten. Da er sich ferner nicht vorstellen konnte, daß die Gerechtigkeit Gottes den Nachkommen des ersten Menschen eine Sünde zurechnen könnte, die sie nicht begangen hätten, so hielt er auch die Genugthuung Jesu Christi nicht für nöthig, um das menschliche Geschlecht von einer angeerbten Befleckung zu reinigen. Er schaffte den Bilderdienst ab, den

er

er als eine Association der Heiligen mit der Gottheit ansahe, und glaubte, daß Gott beleidigt würde, wenn man andere an seiner Gewalt Theil nehmen ließe. Er unterschied die Seele nicht von der körperlichen Materie, als in sofern sie Gott lebendig und zu allen animalischen und vernünftigen Verrichtungen fähig gemacht habe.

Man siehet, daß dieser Betrüger zur Aufführung seines Systems vieles von der jüdischen und christlichen Religion entlehnet habe. Dem ohngeachtet haßte er die Juden und die Christen. Er beschuldigte die erstern einer Verfälschung des Gesetzes, aus Haß gegen die andern Nationen, und aus einem gewissen Stolze, vermöge dessen sie sich allen andern Völkern des Erdbodens vorzögen; auch aus Geize, der sie zu einem übermäßigen Wucher triebe, um andere ihrer Güter zu berauben, an statt daß sie Barmherzigkeit und Mildthätigkeit üben sollten; Tugenden, die in der menschlichen Gesellschaft so nöthig sind, und ihnen im Gesetze so sehr waren befohlen worden. Die Christen beschuldigte er, daß sie den Text des Evangelii verfälscht hätten, und dieses blos wegen der großen Uneinigkeit, welche unter ihnen herrschte, wovon die vornehmste Wirkung, nach den gegenseitigen Verfolgungen, die Veränderung eines Buchs gewesen sey, welches sehr leichte Wahrheiten lehrte, nur Friede und Einigkeit anbeföhle, und Zank und Parthеyengeist mit gleichem Eifer verböthe. Das waren ohngefähr die Vorwürfe, welche dieser Betrüger den Juden und Christen machte.

Die musulmannische Religion verpflichtet ihre Anhänger zu öftern Gebeten, welche viel Vorsicht erfodern, um sie der Regel gemäß zu verrichten. Das vornehmste ist, daß man die Lage des Tempels von Mecca wissen muß, gegen welchen der Betende sein Gesicht wenden soll. Es wird von einer Moschee herab die Stunde des Gebets mit folgenden Worten angekündigt: „Gott ist groß, Gott ist groß; es ist kein anderer Gott als er; Mahomet ist der Gesandte Gottes.

Man weiß, daß die Beschneidung unter den Muselmännern eingeführt ist. Sie war es ehemals schon bey den morgenländischen Völkern und bey den Aegyptiern, welche sie als eine nöthige Vorsicht in den heißen Ländern betrachteten, gewissen Krankheiten, Unbequemlichkeiten und Unsauberkeiten zuvor zu kommen, welchen die Beschneidung auf eine kräftige Art abhilft. Aus ähnlichen Gründen der Gesundheit verboth Mahomet auch gewisse Sorten des Fleisches. Man siehet ein, daß die Schweine in einem Lande, wo die Erndten nicht sehr ergiebig sind, und kaum zum Unterhalt der Einwohner hinreichen, nicht wohl können gemästet werden. Da die Wälder in Arabien rar sind, sowohl als die Viehtriften und Wurzeln, so findet sich in diesen Gegenden nicht leicht eine taugliche Nahrung für die Schweine, so daß man sich dieselben nicht anders als sehr mager vorstellen kann. Anstatt daß ihr Fleisch nun schmackhaft seyn, und anderes damit fett zu machen dienen sollte, muß es aller=

allerdings sehr unschmackhaft und der Gesundheit schädlich seyn. Außerdem sind auch die Schweine zum Aussatze sehr geneigt, welcher aus Mangel für sie schicklicher Nahrung stärker werden und zum Ausbruche kommen, ja andere Thiere und besonders die Menschen, die von solchem Fleische essen, anstecken kann; nun macht ohnedem das gesalzene Wasser und die gesalzenen Speisen, deren man sich in Arabien bedient, die Einwohner schon zu Krankheiten der Haut und folglich zum Aussatze fähig.

Mahomet, der bey seinem Absterben von seinen Schülern gefragt wurde, was in seinen Gebothen, die er ihnen gegeben, das Wesentlichste sey, empfohl ihnen den Frieden, und sagte, das beste Mittel, ihn zu erhalten, wäre, wenn sie sich einer beständigen Reinigkeit beflissen, und ihre Weiber von sich abgesondert leben ließen. Man sehe, was Boulainvilliers für ein Verhältniß unter diesen Dingen findet, die gar keins zu haben scheinen. Die Absonderung der Weiber, so wie sie im ganzen Oriente eingeführet ist, ist ein sicheres Mittel, sie zu verhindern, daß sie sich nicht in die öffentlichen Angelegenheiten mengen, und den Ungewittern zuvor zu kommen, die sie nur allzu oft in der Welt erregt haben. Wenn sie zu Hause weiter auf nichts bedacht sind, als ihren Männern zu gefallen, so wird Friede im Hause und in der Welt seyn, weil die allzu heftigen Leidenschaften der Weiber ihn nicht stören dürfen. Eben so ist es mit der Reinlichkeit beschaffen. Wenn die Aufmerksam-

keit, die man auf ihre Erhaltung wendet, aus Furcht, an den Verunreinigungen dieser oder jener Antheil zu nehmen, die Muselmänner von denen entfernt halten wird, welche sich nicht zur Lehre des Mahomet bekennen, so wird daraus eine Absonderung entstehen, die geschickt ist, den Frieden zu erhalten; eine Absonderung, welche viel unnütze Zänkereyen, viel gefährliche Gespräche unterdrücken wird, wodurch diejenigen, die sie hören, zu Unruhen, kühnen und stolzen Unternehmungen verleitet werden; eine Absonderung endlich, welche Ruhe und Friede im Hause erhält, wodurch der Mensch sich selbst mehr genießt, als alle seine Güter.

Um diese Reinigkeit zu erhalten, verordnete der Prophet das Waschen und gewisse Reinigungen, die zu allen Zeiten in Arabien im Gebrauche gewesen sind; denn da die Hitze daselbst sehr groß, und die Kleidung sich sehr schlecht zur Beschaffenheit des Clima schickt, weil das leinene Zeug in Arabien sehr rar ist, so sahe man sich genöthigt, sich öfters der Bäder zu bedienen. Es war dieses das einzige Mittel, die Unreinigkeiten los zu werden, die von der Ausdünstung dem Körper anklebten. Außerdem verursachten auch die heftigen Winde, und die Leichtigkeit des Sandes, daß die Menschen, die beständig auf dem Felde lebten, täglich mehr als einmal mit Staube überdeckt wurden. Dieses macht, daß die Araber, bey denen das Wasser rar ist, sich nach Oertern sehnen, wo sie dasselbe im Ueberflusse finden, um ihre Reinigungen desto beque-

mer

mer vornehmen zu können. Wenn sich die Musulmänner an Orten befinden, wo gar kein Wasser zu haben ist, so können sie sich auch mit Sande reinigen.

Die Araber waren stets für die Vielweiberey gewesen, ohne die Concubinen auszuschliessen, indem sie ein Haus für glücklich hielten, in welchem viel Kinder in einem Jahre gebohren wurden. Mahomet hielt indeß eine unbestimmte Anzahl der Weiber, der guten Ordnung und dem Hausfrieden nicht gemäß; er setzte daher die Zahl der Weiber auf viere, ohne jedoch jemanden zu zwingen, daß er vier und nicht weniger Weiber haben dürfte. Concubinen aber erlaubte er zu nehmen, so viel man wollte, wenn man nur im Stande war, sie zu ernähren. Die Weiber, zu welcher Classe sie auch gehörten, mußten eingezogen und von ihren Männern abhängig leben. Mahomet betrog sich aber darinne, daß er glaubte, die Menge der Weiber trüge zur Vermehrung des menschlichen Geschlechts bey; denn die Erfahrung lehret, daß die Länder, wo man viele Weiber heurathet, nicht volkreicher sind, als die, wo man mit einer einzigen zufrieden ist.

Da die Araber eine Art von Philosophen waren, die ein sehr eingezogenes Leben führten, die weder am Spiele, noch an Gastereyen, noch an Schauspielen ein Vergnügen fanden, so mußte man ihnen ihre Einsamkeit doch durch etwas angenehm machen. Mahomet wußte kein besseres Mittel, als ihnen viel Weiber zu

erlauben, und diese zu einer gänzlichen Unterwürfigkeit zu verpflichten. Aber indem der vermeynte Prophet den einen Theil glücklich machen wollte, so machte er den andern unglücklich. Denn wenn die Männer ihre Begierden leicht stillen konnten, so war es nicht eben so mit den Weibern, welche, da sie wenigstens eben so lebhafte Leidenschaften haben als die Männer, sich doch außer Stand gesetzt befanden, ihnen Genüge zu leisten, indem sie blos als Sclavinnen des Vergnügens ihrer Männer angesehen wurden.

Mahomet richtete sein System aber nicht immer nach der Neigung seiner Völker ein. Er wußte, daß die Araber den Wein liebten, und er verboth ihnen denselben, weil er die gefährlichen Wirkungen dieses Getränkes kannte. Man schreibt dieses Verboth einem heftigen Zanke zu, den der Wein einst unter den Truppen des Propheten anrichtete. Andere sagen, Mahomet habe einst den Tag in einem Hause zugebracht, wo alles beym Weine lustig war; den folgenden Tag aber habe er eine große Bestürzung an eben dem Orte gefunden, weil sich unter den Betrunkenen eine Schlägerey erhoben hatte. Gewiß ist es, daß die Bewegungsgründe, weswegen Mahomet den Gebrauch des Weins verbot, keine andern waren, als die schrecklichen Unordnungen, zu welchen der übermäßige Genuß dieses Getränkes Gelegenheit geben kann.

Wenn man die schnelle Ausbreitung der mahometanischen Lehre betrachtet, so erstaunt man, daß ein einziger Mann, eine bloße Privatperson,

son, die Gestalt des Erdbodens in so kurzer Zeit habe verändern können. Es würde dem Mahomet aber so leicht nicht geworden seyn, wenn ihm die Umstände nicht besonders günstig gewesen wären. Die Aethiopier und Perser hatten damals verschiedene Striche von Arabien verschlungen, während daß sich die Römer bemüheten, auf einer andern Seite eben dasselbe zu thun, und die Juden in das Herz des Landes eingedrungen waren. Da sich nun diese verschiedenen Völker Mühe gaben, ihre Religion in Arabien einzuführen, welches offenbar auf die Vernichtung der alten Traditionen und der durchgängig angenommenen Begriffe abzielte, so wußte sich Mahomet besser in die Umstände zu schicken, und kräftiger als irgend eine andere Secte die Gemüther auf seine Seite zu ziehen, indem er den alten Aberglauben mit den Lehren der Juden und Christen vermischte, und daraus seine neue Lehre bildete. Mahomet, da er sich für einen Propheten ausgeben wollte, suchte nicht den ganzen Glauben der Völker über den Haufen zu werfen; er legte vielmehr denselben dem neuen Gebäude, das er aufführen wollte, zum Grunde. Wenn man aber auch seine List und Klugheit bewundert, mit welchem Abscheue muß man gleichwohl nicht einen Menschen betrachten, dessen Betrügerey dem menschlichen Geschlechte so nachtheilig war. Was für Unruhen stiftete er in der Welt! Was für Blut vergoß er! Der Mahometismus ist es, der die ganze orientalische Christenheit verschlang, der

 die

die ältesten und dauerhaftesten Reiche über den Haufen warf, der eine unzählbare Menge berühmter Städte verwüstete, und Millionen von Menschen ums Leben brachte, die man mit den Waffen in der Hand bekehren wollte.

Die Zerstöhrer des römischen Reichs, so arge Barbaren sie waren, verursachten in der Welt nicht so viel Ruin und Verwüstung. Sie suchten sich die vortheilhafte Beschaffenheit der Länder, in welche sie das Glück geführt hatte, zu Nutze zu machen. Indem sie ihre beeiseten, ungebaueten und unfruchtbaren Gegenden verliessen, fanden sie unter einem andern Himmelsstriche Schätze, die ihnen unbekannt waren; aber weniger von diesen Gegenständen gerührt, als von dem Verlangen, ihre Einsichten zu verbessern, nahmen sie die Religion und die Sitten der Völker an, die sie unter das Joch gebracht hatten; so daß, wenn sie Zeit gehabt hätten, an den Orten, die sie zuvor inne gehabt, gesittet zu werden, man von ihren Einfällen nicht so viel würde empfunden haben; aber andere Barbaren, welche die erstern wieder verjagten, machten, daß drey Jahrhunderte hindurch der Occident nur flüchtigen Eroberern unterwürfig ward, die sich gezwungen sahen, einem Lande, das sie verliessen, mehr Schaden zu thun, als sie aus einem natürlichen Hange zur Grausamkeit demjenigen thaten, in welchem sie jetzt ankamen. Die Araber hingegen brachten weit mehr Unglück in die Welt, breiteten mehr Faulheit und Unwissenheit aus, als die Griechen und Römer in einer Zeit

von funfzehn bis zwanzig Jahrhunderten vertrieben hatten. Es machten sich diese Rasenden eine grausame Freude daraus, Bibliotheken, und alle dem Ruhme großer Männer geheiligten Denkmäler zu verwüsten. Man kann nicht ohne Betrübniß an die klägliche Verbrennung der berühmten Bibliothek zu Alexandrien gedenken; eine Sammlung, wofür seit vielen Jahrhunderten die gelehrtesten und mächtigsten Könige gesorgt hatten, und die von Zeit zu Zeit unter der Aufsicht der gelehrtesten Männer ihrer Zeit war vermehrt worden. Sie war die allgemeine Schatzkammer der Geschichte der Welt, der Meynungen aller Philosophen, aller Untersuchungen und Kenntnisse, wozu die Menschen durch Studieren und Erfahrungen hatten gelangen können. Man kann diese Verbrennung weder dem Feuer einer Action, noch der Rache des von der langen Belagerung ermüdeten Soldatens, noch der Härte des Generals, der sich von Alexandrien Meister gemacht hatte, zuschreiben, sondern lediglich dem Eigensinne des alten Omars, des zweyten Califen, welcher, nachdem er die Stadt erobert hatte, und gefragt wurde, was man mit einer solchen Menge von Büchern machen sollte, zur Antwort gab: Man muß sie verbrennen, weil der Alcoran statt aller andern dient. Dieser Befehl wurde wirklich ausgeführt, und diese Bücher, die mit so viel Sorgfalt und Kosten zusammen gebracht waren, wurden zu Heitzung der Bäder in Alexandrien beynahe acht ganzer Monate gebraucht.

Ein unersetzlicher Verlust, der der Welt mehr kostet, als aller Mord, den die Barbaren zu verschiedenen Zeiten begiengen. Die Schwärmerey war es, welche die Araber zu dergleichen Ausschweifungen trieb; eine Schwärmerey, welche sich auf die Hochachtung gründete, die sie gegen den Alcoran hatten, als welchen die Araber für das erhabenste Werk der göttlichen Weisheit, und für das einzige ansahen, das die Aufmerksamkeit der Menschen verdiente. Diese Meynung war auch der Grund zu der Verachtung, welche die Muselmänner ehemals gegen die fremden Wissenschaften hegten. Wir müssen uns nun das Genie und die Sitten des Volks, das die Religion des Mahomet annahm, und sie über einen großen Theil des Erdbodens ausbreitete, bekannt machen.

Arabien ist eine große Halbinsel von Asien, die gegen Mitternacht mit der asiatischen Türkey, gegen Morgen an den persischen Meerbusen, gegen Mittag an das indianische Meer, und gegen Abend an das rothe Meer und an die Meerenge von Suez stößt. Der Strich, welcher Arabien mit dem festen Lande verbindet, ist seiner ungeheuern Wüsteneyen wegen ein abscheuliches Land, unbewohnt und auch völlig unbewohnbar, wegen des tiefen Sandes, der es bedeckt, und weil das Wasser so rar ist, daß ein Brunnen den wesentlichen Reichthum einer Gegend von funfzehn Meilen in der Runde ausmacht. Man theilt Arabien in drey Theile: das glückliche Arabien, das wüste Arabien, und das steinichte Arabien.

bien. Das glückliche Arabien verdient den Beynamen, den man ihm so großmüthig gegeben hat, nur in Vergleichung mit den andern beyden Theilen. Es liegt unter einem Himmelsstriche, wo die Sonnenhitze unerträglich ist; daher es auch nur an den Orten bewohnt wird, wo der Schatten der Berge, und das von denselben an einigen Orten herabfließende Wasser, den Einwohnern einige Bequemlichkeit verschafft. In dem wüsten und steinichten Arabien ist es nicht möglich, sich gegen die Sonnenhitze zu schützen; die Erde, die stets dürr und heiß ist, enthält nichts als Sand und Felsen.

Die Araber waren der Lage ihres Landes nach von den übrigen Menschen abgesondert. Aber diese Absonderung von dem Umgange mit andern Völkern des Erdbodens, hatte ihre Kenntnisse und ihre Einsichten nicht eingeschränkt. Sie haben sich zu allen Zeiten auf die nützlichsten und erhabensten Wissenschaften gelegt. Sie kamen weit darinne fort, ohne daß sie sich die Entdeckungen anderer Nationen dabey zu Nutze machten, indem ein tiefes Nachdenken bey ihnen eben das hervorbrachte, was andere Völker aus einer langen Erfahrung gelernt hatten. Ob sie sich aber gleich auf erhabene Wissenschaften legten, so verabsäumten sie doch auch die nicht, die zum gemeinen Nutzen gereichten. Sie schmückten ihre Sprache mit den ausgesuchtesten und feinsten Schönheiten der Beredsamkeit und der Poesie, indem sie einen sehr richtigen Geschmack und ein vortreffliches Talent besaßen, lebhafte und sinn-

reiche Gedanken vorzubringen, und sie mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit, Wahl im Ausdrucke und Würde, sowohl in Prosa als in Versen vorzutragen. Dieses wunderbare Talent war nicht die Frucht des Studirens, sondern einer ungekünstelten Erziehung, die sie in ihren eigenen Familien, unter der Aufsicht des Aeltesten von der Familie bekamen, welcher die Klugheit, die er seinen Kindern beybrachte, ebenfalls von niemand sonst gelernt hatte, als von seinem Vater.

Die körperliche Beschaffenheit der Araber war stark und dauerhaft. Die Mäßigkeit und die Arbeit, wozu sie sich von Jugend an gewöhnten, mit der Reinigkeit der Luft, in welcher sie lebten, und der Hitze des Clima verbunden, welche ihnen eine hinlängliche Ausdünstung verschaffte, erhielt sie bis ins hohe Alter gesund. Zu Folge dieser körperlichen Beschaffenheit waren ihre Urtheile insgemein ebenfalls gesund, deutlich, genau, und fast unbeweglich, weil sie wenig Leidenschaften hatten. Sie waren ernsthaft und melancholisch, aber ohne eigensinnig und mürrisch zu seyn. Die Einfalt ihrer Sitten entfernte sich gleich weit von der Niederträchtigkeit uud dem Hochmuthe. Man fand bey ihnen ein Gemisch von Leutseligkeit und einem anständigen Stolze, den man blos der Gründlichkeit ihrer Denkungsart zuschreiben konnte. Die Einsamkeit, in welcher sie lebten, gewöhnte sie, sich selbst kennen zu lernen, und sich ihrer eigenen Hochachtung werth zu machen. Die Tapferkeit konnte ebenfalls keine seltene Tugend bey einem Volke

seyn, das zu seiner Erhaltung beständig genöthigt war, Krieg gegen die wilden Thiere zu führen.

Dieses einsame Leben der Araber war ihnen ungemein vortheilhaft. Es erhielt sie in der Mäßigkeit, in der Verachtung der Reichthümer und der Ergötzlichkeiten. Es diente ihnen, jene ungestümen Leidenschaften glücklich zu beherrschen, die bey uns so oft die Gesellschaft beunruhigen; es trug bey ihnen viel bey, ihre Kenntnisse zu erweitern, welche sie, ihrem Genie gemäß, bis auf die schwersten Wissenschaften ausdehnten. Ob sie gleich unter einander fast in gar keiner Verbindung standen, so waren sie doch zu öffentlichen Geschäfften nicht ungeschickt. Stets vollkommen Herr über sich selbst, waren Schwatzhaftigkeit, Lügen, Zorn, unmäßige Freude, Fehler, die man ihnen nicht vorwerfen konnte. Ehe Geiz und Herrschsucht sie verdorben hatten, waren sie so enthaltsam, daß von allen unermeßlichen Schätzen des Orients, wovon sich die Araber Meister machten, sie weiter nichts nahmen, als was zu ihrem Unterhalte nöthig war, und ohne sich einen andern Gebrauch von so vielen Gütern vorzusetzen, als sie an Personen auszutheilen, die sie derselben würdig hielten.

Als die Araber aber ihre Einsamkeit verliessen, und auf Eroberungen ausgiengen, so fieng man an, Fehler an ihnen zu bemerken, die man bisher nicht wahrgenommen hatte, und die ihren Nahmen verhaßt und zum Abscheu machten. Ich rede von jener Härte des Herzens, einer noth-

nothwendigen Folge ihres trockenen und gallichten Temperaments, ingleichen des einsamen Lebens, wozu sie von der zartesten Jugend an gewöhnt waren. Ich rede auch von der barbarischen Verachtung alles dessen, was andere Völker geliebt und hochgeschätzt hatten; von jenem unmäßigen und uneingeschränkten Vorzuge, den sie ihren Meynungen und ihren Gebräuchen gaben; von jener Grausamkeit, mit welcher sie der Welt die Hälfte ihrer Einwohner raubten, und denen, die sie am Leben ließen, alle Kenntnisse entrissen, welche das menschliche Geschlecht sich durch langwierige und beschwerliche Arbeit verschafft hatte.

Die Begierde, ihre Religion auszubreiten, war es, die die Araber grausam machte. Der Zweck ihrer Eroberungen war kein anderer, als die neuen Lehren, die sie angenommen hatten, weiter fortzupflanzen. Ihre ersten Heerführer legten daher auch den Provinzen, wo sie als Ueberwinder eingezogen, keine andern Bedingungen vor, als daß sie entweder ihre Religion annehmen sollten, um dadurch zu einer wahren Brüderschaft mit ihnen zu gelangen, oder daß sie sich ihnen als unumschränkten Herren unterwerfen sollten, die alsdann kein anderes Geschäffte haben würden, als sie die Last ihrer grausamen Herrschaft fühlen zu lassen. Diese Härte des Herzens, die man den Arabern, nach dem Tode des Mahomet und unter seinen Nachfolgern vorwirft, wurde durch ihre Regierungsart verstärkt, die allzeit eine Beziehung auf die Religion hatte, die sie durch ihre Eroberungen aus-

ausbreiteten. Denn das ganze Triebwerk dieser Regierung gründete sich auf einen blinden und pünctlichen Gehorsam, der durch den Glauben an ein unvermeidliches Schicksal unterstützt wurde. Es ergiebt sich daraus, daß sie den Gebrauch der Barmherzigkeit als das größte Hinderniß angesehen haben, das man der strengen Beobachtung der bürgerlichen und Religionspflichten in den Weg legen könnte. Und in der That haben sie aus dem Grundsatze ihrer Lehre, welcher den Gehorsam gegen Gott nur bedingungsweise, und nach dem Verhältnisse der menschlichen Schwachheit, den Gehorsam gegen den Prinzen aber unumschränkt fodert, geschlossen, daß die Befehle des Beherrschers die Unterthanen ohne Ausnahme verpflichten, und daß der Ungehorsam allzeit ein Capital-Verbrechen, und nicht zu entschuldigen sey, wenn er nicht etwan durch den glücklichen Ausgang einer Revolte gerechtfertigt wird. Denn aus eben diesen ihren Grundsätzen folgt, daß, da nur Gott allein, als der oberste und vollkommenste Herr, der eben so gnädig und barmherzig als gerecht und mächtig ist, Furcht und Liebe in einem vollkommenen Grade vereinigen kann, die Prinzen hingegen zwar den Vortheil haben, eine strenge Beobachtung ihrer Befehle, ohne Auslegung, ohne Verzögerung fodern zu können, das Volk doch zur Vergeltung die Freyheit behalte, sie zu hassen, und sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, wenn ihre Geduld aufs Aeusserste getrieben wird. Dieses versetzt nun die

Souverainen in die Nothwendigkeit, eine sehr strenge Herrschaft auszuüben, und die Unterthanen in eine Verfassung, wo sie bey jeder Gelegenheit geneigt sind, die Gestalt ihrer Sclaverey zu verändern. Man findet hier die Ursache aller blutigen Veränderungen, die man so oft in der Herrschaft der musulmannischen Prinzen vorgehen siehet.

Die Türken haben, wie alle Welt weiß, den mahometanischen Glauben angenommen. Dieses Volk ist ursprünglich aus Scythien. Zwo von ihren Colonien, nachdem sie die benachbarten Provinzen überschwemmt hatten, setzten sich fest, die eine in Syrien, und die andere in Persien. Die erste nahm die Religion des Mahomet an, stiftete die Reiche Aleppo, Damas und Iconium, und vermischte sich mit den Sarazenen. Die zweyte, der Abgötterey noch zugethan, machte sich Meister von Persien, und legte daselbst eine Herrschaft an, die ganz aus gebohrnen Türken bestand. Es gab unter diesen letztern zwo berühmte Familien, denen sie die höchste Gewalt anvertraueten. Man nannte sie die Oguzier und die Selguzier. Dieser Name war vom Oguz und Selguz, zween ihrer ältesten Vorfahren, hergenommen, deren Nachkommen in ununterbrochener Reihe über die Türken geherrscht hatten.

Solimann war gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts das Haupt vom Stamme Oguz. Eine fürchterliche Armee von Parthern fiel in Persien ein, wo er regierte, und nöthigte ihn,

ihn, sein Reich zu verlassen. Er durchzog ganz Asien, um einen neuen Sitz zu finden, ertrank aber im Euphrat. Sein Sohn Ortogul setzte seinen Weg weiter fort, und schickte, als er nach Misnien gekommen war, Abgesandte an den Aladin, den Sultan von Iconium, um sich von diesem Prinzen einen Aufenthalt in seinen Staaten zu erbitten, wobey er sich anheischig machte, ihm zu gehorchen, und wider alle seine Feinde beyzustehen. Aladin nahm ihn nicht allein mit großer Freundlichkeit auf, sondern räumte ihm auch das Schloß und die Gegend um Sogut in Misnien ein. Einige Zeit darnach both ihm der Sultan die höchste Würde im Reiche an, wenn er den mahometanischen Glauben annehmen wollte. Ortugal willigte mit Freuden darein, und sein Beyspiel zog sein ganzes Volk nach sich. Man machte nun in kurzer Zeit unter den Türken und den Unterthanen des Aladin keinen Unterschied mehr.

Ortogul hatte einen Sohn, den er Ottomann nannte, und der nach dem Tode seines Vaters gleichfalls das Mittel fand, sich beym Sultan von Iconium in Gunst zu setzen. Dieser letztere starb endlich ohne Kinder, und sieben der vornehmsten Herrn am Hofe glaubten das Recht zu haben, seine Nachfolger zu seyn. Da sie schon im Begriff waren, das Blut der Völker zu vergießen, um ihre Herrschsucht zu befriedigen, verglichen sie sich endlich, daß sie das Reich in sieben Tetrarchien theilen wollten. Osmann, ob er gleich ein Fremdling war, bekam doch auch sei-

seinen Theil davon. Man machte also folgende sieben unabhängige Herrschaften: die Türkey, Caramanien, Jonien, Lydien, Bithynien, Carien und Paphlagonien.

Ottomann, der die Türkey bekommen hatte, wählte anfänglich die Stadt Ocra zu seiner Residenz, und war sogleich bedacht, die Gränzen seines Reichs zu erweitern. Er bemächtigte sich, nach einer langen Belagerung, der Stadt Bursa, der Hauptstadt des alten Bithyniens, und verlegte seinen Hof dahin. Er hatte das Vergnügen, daß er die Süßigkeiten eines dauerhaften Friedens gegen das Ende seiner Regierung schmeckte; ein Glück, welches die Stifter großer Reiche sonst selten haben. Dieser Prinz regierte mit eben so viel Sanftmuth als Klugheit, und hinterließ seinen Nachfolgern Beyspiele, die selten nachgeahmt wurden. Orcan oder Orchanes, sein Sohn, der Besitzer eines schon blühenden Reiches ward, vermehrte es noch mit neuen Eroberungen. Solimann, der Sohn des Orcan, der nach ihm zur Regierung kam, dehnte die Gränzen seines Reichs bis nach Europa aus, wo er sich der berühmten Stadt Adrianopel bemächtigte. Der Tod unterbrach ihn mitten im Laufe seiner Thaten. Amurath, sein Bruder und Nachfolger, machte sich gleichfalls durch herrliche Siege berühmt. Er verlegte seine Residenz nach Adrianopel, und richtete die bekannte Miliz auf, die man Janitscharen nennt. Eben er führte auch die Würde eines Groß-Viziers ein, und gab der türkischen

Monar-

Monarchie ohngefähr die Gestalt, in welcher wir sie heut zu Tage sehen.

Amurath hatte drey Söhne, Saux, Solimann und Bajazeth. Der erste war älter, als seine beyden andern Brüder, und der Sultan überließ ihm noch bey Lebzeiten einen Theil der Staatsgeschäffte. Saux hatte Herzhaftigkeit, aber noch mehr Stolz. Er beschloß, seinen Vater vom Throne zu werfen, oder ihn wenigstens zu zwingen, daß er ihm die Provinzen abträte, welche die Türken in Europa besaßen. Ob er gleich auf die Neigung der Soldaten rechnen konnte, so suchte er doch auch auswärtige Unterstützung. Johann Paleologus regierte damals zu Constantinopel. Andronicus, sein ältester Sohn, der ebenfalls die Absicht hatte, ihm die Krone zu rauben, that eine Reise nach Adrianopel, um dem Sultan seine Ehrerbiethung zu bezeugen h), und richtete eine sehr genaue Freundschaft mit dem ältesten Sohne Amuraths auf. Nachdem diese beyden jungen Prinzen einander ihr Project mitgetheilt hatten, versprachen sie sich gegenseitige Hülfe, und ihr gutes und böses Schicksal mit einander zu theilen.

Während diesen Begebenheiten lehnten sich verschiedene Statthalter in Asien gegen den Amurath auf, und dieser Prinz gieng mit seiner halben

h) Die Griechen waren damals schon den Türken zinsbar.

ben Armee zu Felde, um sie wieder zum Gehorsam zu bringen. Den Rest der Truppen überließ er seinem Sohne, und empfahl ihm, besonders auf die Staaten wohl Acht zu haben, die er in Europa besäße. Der griechische Kaiser Johann Paleologus war verbunden, den Sultan auf diesem Feldzuge mit Hülfstruppen zu begleiten, und überließ die Regierung des Reichs seinem Sohne Andronicus. Die Gelegenheit schien den beyden jungen Prinzen sehr günstig, und sobald sie glaubten, daß ihre Väter tief genug in Asien wären, so empörten sie sich öffentlich. Sie stießen ihre Truppen zusammen; Saux nahm den Titel Sultan, und Andronicus den Titel Kaiser an.

Amurath fand sich in großer Verlegenheit, als er Nachricht davon bekam. Er hatte auf einmal zween bürgerliche Kriege auf dem Halse, und wußte nicht, mit welchen Feinden er sich zuerst herum schlagen sollte. Da er sich anfänglich einbildete, daß Paleologus heimlich mit dem Andronicus unter der Decke steckte, so äußerte er einigen Verdacht, und sagte zu dem griechischen Kaiser: „Ich schwöre beym Mahomet, daß du mir mit dem Leben für deine „Treue stehen sollst.„ Paleologus schwor es dem Sultan, daß er an der Meuterey keinen Antheil habe: „laß uns eilen, setzte er hinzu, „und diese Rebellen bestrafen! Du wirst mich „jederzeit bereit finden, meinen Sohn eben die „Strafen empfinden zu lassen, wozu du den dei„nigen verurtheilen wirst.„ Amurath, der

durch

durch diese Versicherung beruhigt wurde, legte die Händel in Asien in aller Geschwindigkeit bey, und kehrte mit seinen Truppen wieder nach Europa zurück.

Als er bey Appichridium ankam, allwo sich die Rebellen gelagert hatten, fiel ein kleines Treffen zwischen beyden Partheyen vor, in welchem die Truppen des Sultans zurück geschlagen wurden. Dieser erlittene Verlust machte, daß Amurath sich fürchtete, es auf eine Hauptschlacht ankommen zu lassen, und eine Parthey ergriff, welche vielleicht die Klugheit nicht billigt. Er begab sich während der Nacht, mit einer sehr geringen Begleitung, aus dem Lager, näherte sich der Armee der Rebellen, rief einige Officiere und selbst gemeine Soldaten zu sich, und redete sie mit folgenden Worten an: „Habet ihr also „das Andenken der Gütigkeit schon verlohren, die „ich euch erwiesen habe; der Arbeiten, die wir „in Gesellschaft gethan haben; und der Ehre, „welche die Belohnung eurer Dienste gewesen „sind? Was könnet ihr nicht noch von mir er„warten, wenn ihr, wie ich hoffe, zu der Pflicht „zurück kehret, von welcher ihr euch entfernt ha„bet? Wie habet ihr euren rechtmäßigen Herrn „verlassen können, um einem jungen Verwege„nen zu gehorchen, der nichts vorzubringen hat, „als die Verrätherey, deren er sich gegen seinen „Vater und Herrn schuldig macht? Euer Irr„thum bewegt mich mehr zum Mitleid als zum „Abscheu. Man hat euch vermuthlich zu einem „Aufruhre gezwungen, den ihr im Herzen ver-

„abscheuet, und den ich gern gänzlich vergessen „will, indem ich sogar euerm Anführer, dem „Prinzen, der seiner Undankbarkeit ungeachtet, „noch immer mein Sohn ist, Vergebung wie„derfahren lassen will.„

Diese Rede that eine Wirkung, die der Sultan vielleicht nicht vermuthet hatte. Ein Theil der Rebellen gieng sogleich ins Lager des Amurath über. Die andern, welche die gerechte Rache des Sultans fürchteten, aber doch nicht länger in der Rebellion beharren wollten, suchten außerhalb den Staaten des Sultans ihre Sicherheit, so daß die beyden Prinzen ihr Lager gar bald verlassen sahen. Die Furcht bemächtigte sich sodannn ihrer Seele; sie retteten sich geschwind nach Didimoticum in Thracien, wohin zu folgen, die Griechen von der Parthey des Andronicus, und eine kleine Anzahl Türken verbunden zu seyn glaubten.

Die beyden Prinzen wurden in dem Platze belagert, in welchen sie sich mit den Trümmern ihrer Armee geworfen hatten. Sie vertheidigten sich anfänglich mit vieler Herzhaftigkeit; als ihnen aber die Lebensmittel anfiengen zu fehlen, waren sie genöthigt, sich zu ergeben. Amurath dachte nun weiter auf nichts, als seine Rache zu befriedigen. Er ließ seinem Sohne die Augen ausstechen, welcher einige Tage darauf starb. Alle Griechen, die sich in die Meuterey eingelassen hatten, wurden von einem Thurme herab in den Fluß gestürzt, welcher bey Didimoticum vorbey fließt. Man warf sie zwey und zwey,

oder drey und drey herunter, da indeß Amurath unter einem prächtigen Zelte, das er mitten im Lager hatte aufspannen lassen, die Augen an diesem entsetzlichen Schauspiele weidete. Der barbarische Sultan gab ferner den Befehl, daß die Türken, welche es mit dem jungen Prinzen gehalten hatten, von ihren nächsten Anverwandten umgebracht werden sollten; so daß die Väter gezwungen wurden, ihre eigenen Söhne zu ermorden, wenn sie nicht selbst für strafbar angesehen seyn wollten. Zween Väter, die sich nicht hatten entschließen können, Mörder ihrer Kinder zu werden, wurden mit ihnen zugleich umgebracht. Paleologus hätte gern dem Andronicus vergeben; aber der Sultan hielt den Kaiser beym Worte, und zwang ihn, daß er dem jungen Prinzen auch die Augen mußte ausstechen lassen. Man führte diesen Befehl nicht so strenge aus, als in Ansehung des Sohnes des Amurath, so daß Andronicus in der folgenden Zeit sein Gesicht zum Theil wiederbekam.

Die Rebellion und der Tod des ältesten Prinzen machte dem Amurath die beyden andern Söhne, die er noch hatte, desto lieber. Solimann, der ältere, war ein Prinz, den seine Leutseligkeit beym Volke sehr beliebt machte. Bajazeth, der jüngere, der lebhafter und unternehmender war, wurde von den Soldaten fast angebetet, und der Sultan gab ihm auch im Herzen vor dem andern den Vorzug. Während des Krieges, den Amurath gegen den

Sultan von Caramanien führte, that sich der junge Bajazeth so hervor, und machte sich den Feinden so furchtbar, daß ihn die Türken nur den Blitz nannten, welchen Beynahmen er auch hernach behielt. Amurath that einen zweyten Zug nach Servien, allwo er den Monarchen, den man einen Despoten nannte, schon ums Leben gebracht hatte. Bajazeth begleitete seinen Vater auf diesem Zuge. Ehe sich Amurath mit den Serviern in ein Treffen einließ, warnte man ihn, daß er diesen Völkern nicht zuviel trauen solle. In der That hatte sich auch Cabilovist, ein Edelmann aus Croatien, vorgenommen, den Tod des Despoten zu rächen. Man lieferte eine Schlacht, und Amurath trug den Sieg davon. Indem er nun dem Siegsgeschrey der Soldaten zuhörte, brachten einige den Cabilovist herbey geführt, den sie unter den Todten gefunden, und der gebeten hatte, daß man ihn zum Sultan führen möchte, um, wie er sagte, ihm Geheimnisse von der äußersten Wichtigkeit zu offenbaren. Die Janitscharenwache machte Platz, Cabilovist näherte sich, und in dem Augenblicke, da er vor dem Sultane niederfallen wollte, zog er einen Dolch unter dem Kleide hervor, und stach ihn dem Amurath ins Herz i). Der Sultan fiel tod

i) Von dieser Zeit an darf sich niemand dem Sultane nähern, der nicht von zween Capigi an beyden Armen geführt, und gehalten wird. Die Capigi sind Thürsteher des Pallasts.

todt zur Erde, und Cabilovist wurde von den Soldaten auf der Stelle ermordet.

Solimann, welcher der älteste von den Söhnen des Amurath war, sollte von Rechts wegen den Thron besteigen; da er aber zu Adrianopel geblieben war, und dagegen Bajazeth, sein Bruder, sich an der Spitze einer siegreichen Armee befand, bey welcher er sich durch seine Thaten eine ungemeine Liebe und Achtung erworben hatte, so ward es ihm nicht schwer, sich zum Sultan ausrufen zu lassen. Es kam weiter auf nichts an, als wie man einem bürgerlichen Kriege zuvor kommen könne. Bajazeth erwählte einen Chiaour, auf dessen Treue er sich verlassen konnte, gab ihm einen mit dem Siegel des Amurath versiegelten Brief, worinne dem Solimann befohlen wurde, sich ungesäumt zu seinem Vater zu verfügen. Diesen Befehl mußte der Bothe in aller Geschwindigkeit nach Adrianopel bringen. Der Chiaour säumte sich auch keinen Augenblick. Er langte in der Hauptstadt an, übergab den versiegelten Befehl, und drang auf die Beschleunigung der Abreise Solimanns. Dieser, der nicht die geringste Wissenschaft von dem Tode seines Vaters hatte, machte sich auf den Weg, kam auf den Gränzen von Servien an, wo er die Armee in Schlachtordnung fand. Er fragte nach dem Sultane, und man führte ihn in das Zelt des Bajazeth. Kaum war er hinein getreten, als vier Stumme ihn überfielen, und erwürgten.

Bajazeth, der nun Herr vom Reiche geworden war, durch einen Streich der Ungerechtigkeit und Grausamkeit, worüber sich aber ein musulmannischer Prinz nicht große Scrupel macht, dachte weiter auf nichts, als die hitzigste seiner Leidenschaften zu befriedigen, welche die Begierde nach Eroberungen war. Er vermehrte sein Reich mit den Staaten, welche die christlichen Fürsten während den Kreuzzügen in Asien errichtet hatten. Er schonte die mahometanischen Prinzen eben so wenig. Fünf Souverainen, die ihre Staaten in Cappadocien und Misnien hatten, wurden durch diesen herrschsüchtigen Sultan, der kein anderes Recht nöthig hatte, um andern ihre Reiche zu nehmen, als daß sie ihm anständig waren, um das Ihrige gebracht. Alle diese von ihren Thronen verjagte Prinzen nahmen ihre Zuflucht an den Hof des Tamerlan, Kaisers der Tartarn.

Dieser Monarch war in der Schule der Widerwärtigkeiten sanftmüthig und mitleidig geworden. Er war der Sohn eines gemeinen Bauern, und hütete in den ersten Jahren seines Lebens das Vieh. Da er in der Folge das Haupt einer Räuberbande geworden war, so dienten ihm die Wälder und Gebirge zum Aufenthalte und zum Schutze. Nachdem er seine Soldaten abgerichtet hatte, fieng er an Projecte zu entwerfen, welche sich für seinen Unternehmungsgeist schickten. Der glücklichste Fortgang begleitete alle seine kühnen Unternehmungen. Die Königinn der Massageten theilte mit ihm ihr Bett und ihren Thron.

Thron. Jedes Jahr setzte gleichsam einen neuen Edelstein in seine Krone. Da er mit seinen Eroberungen Güte und Gerechtigkeit gegen die überwundenen Völker verband, so gründete er ein Reich, welches das Schrecken von ganz Asien ward. Dieser Prinz nun war es, der dem Bajazeth den Krieg ankündigte, um den Sultan zu zwingen, daß er die mahometanischen Prinzen, die er von ihren Thronen vertrieben hatte, wieder einsetzte. Alle Welt weiß den Ausgang dieses Krieges. Tamerlan, der den Sieg behielt, ließ den Bajazeth in einen Käficht sperren, und führte ihn in diesem demüthigenden Zustande fast in ganz Asien herum. Der Trotz des Sultans war Ursache, daß ihm so hart begegnet wurde. Anstatt, daß er sich den tartarischen Kaiser geneigt hätte machen sollen, brachte er ihn vielmehr gegen sich auf, indem er ihm beständig Vorwürfe über seine niedrige Herkunft machte. Tamerlan, der den Untergang des ottomannischen Reichs beschlossen zu haben schien, sahe sich genöthigt in seine Staaten zurück zu kehren, welchen der Kaiser in China mit einem Einfalle drohete. Bajazeth, der sich nicht gern in die Tartarey wollte schleppen lassen, brachte sich lieber um, als daß er einem Volke zum Gespötte dienen wollte, das er stets verachtet hatte. Man sagt, daß er sich an den Stangen des Käfichts, in welchem er seit acht Monaten steckte, den Kopf entzwey gestoßen habe.

Es fielen zwischen den Söhnen Bajazeths, wegen der Nachfolge im Reiche, blutige Kriege

vor. Isa, den das Recht des Erstgebohrnen zum Throne rief, unterstützte seine Ansprüche mit den Waffen in der Hand; er wurde aber in einer Schlacht bey Adrianopel überwunden und hernach mit einem Stricke erwürgt. Sein Bruder Musulman blieb im Besitz des Throns, und dachte von der Zeit an auf nichts, als seinen Vergnügungen zu folgen. Er sahe sich aber bald genöthigt, die Waffen gegen seinen Bruder Musa zu ergreiffen, welcher Ansprüche ans Reich machte. Beyde Prinzen schickten Armeen zu Felde, und schlugen sich herum. Der Sieg erklärte sich für den Musulman, und sein Gegner nahm seine Zuflucht nach der Türkey.

Nach diesem glücklichen Feldzuge begab sich der Sultan nach Adrianopel, und wälzte sich in allen Wollüsten herum. Er machte sich so verhaßt und verächtlich, daß die Janitscharen, gegen ihn aufgebracht, von seiner Armee abgiengen, und sich zu seinem Bruder Musa schlugen, der jetzt mit neuen Truppen aus seinem Winkel hervor kam. Da sich nun der Sultan fast von allen seinen Unterthanen verlassen sahe, so entschloß er sich, nach Constantinopel zu gehen. Einige Türken aber, die ihm unterwegens begegneten, nahmen ihn gefangen, und hieben ihm den Kopf ab, den sie hernach dem Musa brachten, in Hoffnung eine gute Belohnung zu bekommen. Dieser Prinz aber, der über einen so unvermutheten Anblick erschrack, wandte das Gesicht weg, und fragte die Mörder, wie sie es hätten wagen können, ihre Hände in das

Blut der Ottomannen, zu tauchen. Um sie dieser Frevelthat wegen zu bestrafen, ließ er sie ins Feuer werfen.

Der Sieg, den Musa davon getragen hatte, machte ihn noch nicht zum ruhigen Besitzer des Throns. Er fand in der Person seines Bruders Mahomets einen fürchterlichen Feind. Dieser, der vierte Sohn des Bajazeth, hatte sich seit einiger Zeit zu Bursa, bey einem Manne, der Lautensayten machte, verborgen gehalten. Er kam aus seinem Winkel hervor, da seine beyden Brüder, Musulman und Musa, einander das Reich streitig machten, und suchte sich einen Weg zum Throne zu bahnen. Als er sahe, daß Musa, auf dessen Seite er nie gewesen war, Besitzer des Throns ward, begab er sich zum Sultan von Caramanien, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, sein Vorhaben ins Werk zu setzen.

Orcan oder Orchanes, der Nefe des türkischen Kaisers und Sohns des Musulmans, trat auch auf den Platz, und wollte eine Krone an sich bringen, zu welcher er ein gegründetetes Recht zu haben vermeynte. Dieser junge Prinz wurde aber verrathen, und dem Sultan in die Hände geliefert, der ihn stranguliren ließ. Mahomet zog unterdessen mit einer ansehnlichen Armee von Caramanien aus, kam zu Constantinopel an, wo er unterstützt wurde, stellte sich ins Feld, und machte sich gefaßt, den Sultan anzugreiffen. Als beyde Armeen in der Ebene von Samokonu einander im Gesicht standen,

gieng

gieng der Janitscharen Aga mit allen seinen Soldaten zur Armee des Mahomet über. Er näherte sich hierauf dem Lager des Kaisers wieder, und ermahnte die Spahis k), dem Beyspiele der Janitscharen zu folgen. Der Sultan, der diese Verwegenheit mit Augen sahe, kam aus seinem Zelte hervor, lief auf ihn zu, und hieb ihn, auf einen Streich, mit dem Säbel nieder. Der Waffenträger des Aga, der nun glaubte, daß die Reihe an ihn kommen würde, traf den Sultan so, daß er ihm die Hand abhieb. Musa, der ganz mit Blute bedeckt war, und ein abscheuliches Geschrey erhob, kehrte in sein Lager zurück, fand aber, daß sein Zustand, anstatt ihm Mitleiden zu erwerben, nur Verachtung gegen ihn erweckte. Seine Soldaten stellten sich vor ihm in Schlachtordnung, und giengen alle zum Mahomet über. Der unglückliche Sultan suchte sich zu retten; man sitzte ihm aber nach, zog ihn halb tod aus einem Moraste heraus, und führte ihn ins Zelt des Mahomets, allwo er den Augenblick strangulirt wurde.

Das ottomannische Reich, um welches sich fünf Prinze gestritten hatten, blieb endlich, nach einem dreyzehnjährigen bürgerlichen Kriege, in den Händen des jüngsten unter ihnen, und desjenigen, der das wenigste Recht dazu zu haben schien; der aber der würdigste darunter war. Dieser neue Sultan befestigte die Monarchie, welche der Fall des Bajazeth und die Spaltungen

k) So werden die türkischen Reuter genannt.

gen unter seinen Kindern sehr erschüttert hatten. Brededin, der unter der vorigen Regierung Kadisleker oder Oberrichter im Reiche gewesen war, ließ sich einfallen, Unruhen zu erregen, weil er es nicht für unmöglich hielt, sich eines Throns zu bemächtigen, der seit einigen Jahren immer dem zu Theil geworden war, der zuerst darnach gegriffen hatte. Er suchte das Volk zu verführen, und während daß einer von seinen Bedienten, der sich für begeistert ausgab, eine neue Lehre predigte, begab sich der Herr in einen Wald der Walachey, wo er unter dem Scheine eines strengen und heiligen Lebens alle Einwohner aus den Städten und Dörfern an sich zog. Alle seine Gespräche hatten die Absicht, den Mahometanern zu beweisen, daß ihn der Himmel geschickt habe, sie glücklich zu machen. Nachdem er sie von seiner Sendung überzeugt hatte, fieng er an sie zu Soldaten abzurichten, und kam mit einer zahlreichen Armee aus seinen Wäldern hervor. Mahomet sahe diesen Aufruhr nicht mit gleichgültigen Augen an. Er schickte seine erfahrensten Feldherrn ab, und wollte, daß sein Sohn Amurath, der nicht älter war als zwölf Jahre, sich an ihre Spitze stellen sollte. Der Kadislesker zog den Feinden entgegen, und eine odentliche Schlacht sollte den Streit entscheiden. Der junge Prinz siegte, und der Anführer der Rebellen wurde vor den Augen der ganzen Armee aufgehangen.

Einige Zeit darnach kam in der Walachey ein Mensch zum Vorschein, von mehr als vierzig

zig Jahren, der sich für den Mustapha, den ältesten Sohn des Bajazeth, ausgab. Er behauptete kühn, daß er aus der Schlacht bey Ancyra glücklich entkommen, und daß er, aus Furcht vor seinen Brüdern, die sich des Throns bemächtigt hätten, sich in der Einsamkeit verborgen gehalten; daß nun aber der Augenblick gekommen sey, wo er in den Besitz einer Krone treten sollte, welche ihm rechtmäßiger Weise zugehörte. Einige Prinzen unterstützten die Ansprüche dieses Betrügers, und viele Türken, die entweder seinem Vorgeben glaubten, oder mit der Regierung nicht zufrieden waren, traten auf seine Seite. Der Sultan, der die Folgen eines solchen Betrugs fürchtete, machte Anstalt, nach der Walachey zu marschiren. Die Beschützer des Mustapha gaben ihm zu verstehen, daß ihre Kräfte allein nicht hinreichten, ihn auf den Thron zu setzen, und daher riethen sie ihm, eine Reise nach Constantinopel zu thun, und den Kaiser Emanuel um Hülfe anzusprechen. Mustapha machte sich mit dem Herzoge von Smyrna auf den Weg, und als sie zu Salonich angelangt waren, ließ sie der Gouverneur in Verhaft nehmen, und gab dem Kaiser davon Nachricht. Der Sultan kam unterdessen herbey, lagerte sich vor Salonich, und verlangte, daß man ihm einen Betrüger ausliefern sollte, welcher die Ruhe des ottomannischen Reichs störte. Die Ordre des Kaisers Emanuel kam indeß an, und dieser Prinz verboth ausdrücklich, den Mustapha aus den Händen zu lassen; und zu glei-

cher Zeit schickte der griechische Kaiser eine Gesandschaft an den Sultan, welche ihm melden mußte, daß Se. kaiserliche Majestät einen Menschen nicht ausliefern könnten, der eine Zuflucht in seinen Staaten gesucht hätte; daß indeß das Bündniß, das sie miteinander hätten, nicht gebrochen werden sollte, und daß der Kaiser den Mustapha außer Stand setzen würde, etwas gegen Se. Hoheit zu unternehmen. Der Betrüger wurde hierauf in die Insel Lesbos verwiesen, wo man sehr genau auf ihn Achtung gab. Mahomet machte sich verbindlich, dem griechischen Kaiser alle Jahre eine nahmhafte Summe Geldes zum Unterhalte eines Menschen zu bezahlen, der ihm seit einiger Zeit keine geringe Unruhe gemacht hatte.

Mahomet starb, nach einer rühmlichen Regierung, in seinen besten Jahren, und ließ das Reich seinem Sohne Amurath, der sich vorsetzte, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten. Als Johann Paleologus, den sein Vater Emanuel zum Mitregenten angenommen hatte, die Macht der ottomannischen Prinzen alle Tage zunehmen sahe, da hingegen das Ansehen der Griechen immer mehr und mehr abnahm, so beschloß er, in den Staaten des neuen Sultans Unruhen zu erregen. Dieses zu bewerkstelligen befahl er, dem falschen Mustapha die Freyheit zu geben. Dieser Befehl wurde ausgeführt, und Johann Paleologus rieth dem Betrüger, das Erbtheil seiner Väter aufs neue in Anspruch zu nehmen, wozu er ihm

mit

mit allen seinen Kräften behülflich zu seyn versprach. Mustapha besann sich nicht lange, ob er ein so großmüthiges Anerbieten annehmen sollte. Er fiel mit einer zahlreichen Armee in Thracien ein, und eine Menge Türken gesellten sich zu ihm. Der Marsch gieng in aller Geschwindigkeit auf Adrianopel los: er wurde in dieser Stadt aufgenommen, und sahe fast alles, was die Türken in Europa besaßen, seinen Befehlen unterworffen. Er gieng heirauf weiter nach Asien, den Amurath aufzusuchen. Dieser kam seinem Nebenbuhler entgegen. Beyder Armeen stießen beym lapodischen See an einander. Fast alle Soldaten, die dem Betrüger gefolgt waren, verließen ihn jetzt, und giengen in das Lager des Amurath über. Mustapha, der sich nun allein, und nichts als den Tod vor Augen sahe, lief nach dem Ufer zu, wo er Schiffe fand, die nach Gallipoli giengen. Der Sultan setzte ihm nach, bekam ihn in die Hände, ließ ihn nach Adrianopel führen, und daselbst an die Mauer aufhängen. Die Geschichtschreiber haben nicht einig werden können, ob Mustapha ein Betrüger, oder wirklich der Sohn des Bajazeth gewesen.

Amurath, nachdem er das Reich einige Jahre mit Ruhm regiert hatte, beschloß die Regierung niederzulegen, und sie seinem Sohne zu übergeben, welcher damals nicht älter als vierzehn Jahr war. Nachdem er dieses Vorhaben ausgeführt hatte, begab er sich nach Magnesia, um daselbst sein Leben in der Stille zuzubringen.

Der

Der junge Sultan machte bald alle seine Unterthanen durch sein hartes Regiment mißvergnügt, so daß die feindlichen Mächte des ottomannischen Reichs sich die Gelegenheit zu Nutze zu machen, und einen Thron umzustürzen suchten, der nur auf Unrecht und Gewalt gegründet war. Man gerieth zu Adrianopel darüber in Unruhe, und niemand glaubte, daß die Jugend des Sultans im Stande wäre, ein so fürchterliches Ungewitter zu zerstreuen. Da man wußte, daß der Vater anfienge seine einsame Lebensart überdrüßig zu werden, so schrieb der Vizir an ihn, und suchte ihn zu bewegen, das Ruder des Reichs wieder zu ergreifen. Amurath verlangte eben das. Nachdem er seine Maaßregeln ergriffen hatte, gieng er heimlich von Magnesia weg, und kam wieder zu Adrianopel an. Der junge Sultan erfuhr nicht eher etwas davon, als bis er nicht mehr Herr von der Stadt war. Mahomet nahm die Verstellung zu Hülfe, und war der erste, der seinem Vater Glück dazu wünschte, daß er noch einmal die Last der Regierung über sich nehmen wollte.

Die Türken versprachen sich unter der Anführung des Amuraths neue Siege, und dieser Sultan, der ihr Vertrauen verdienen wollte, stellte sich an die Spitze der Armee, und lieferte den vereinten Feinden des Reichs, welche den König von Ungarn Ladislaus zum Anführer hatten, eine Schlacht. Amurath trug den Sieg davon, kehrte wieder nach Adrianopel zurück, und erklärte, daß nicht ein eitler Leichtsinn

ihn bewogen habe, den Thron nochmals zu besteigen, sondern daß es blos die dringenden Umstände des Reichs wären, die ihn dazu vermocht hätten. Er legte zu gleicher Zeit die kaiserlichen Zierrathen wieder ab, und zu den Füßen seines Sohnes nieder, und begab sich in seine Einsamkeit zurück.

Mahomet mißbrauchte eben so wie vorher die höchste Gewalt, wodurch die Großen des Reichs bewogen wurden, den Amurath nochmals zu bitten, daß er seinen Sohn des Throns entsetzte. Der alte Sultan war eben so geneigt dazu, als das erstemal; er fürchtete aber, daß man ihn einer Unbeständigkeit beschuldigen möchte, wenn er zweymal die Krone verlassen und wiedergenommen hätte. Außerdem fürchtete er auch von Seiten des Mahomet Widerstand zu finden, als welchen die vorige Begebenheit nothwendig auf alle Schritte seines Vaters aufmerksam gemacht haben mußten. Man brachte ihn indeß endlich so weit, daß er sich über alle diese Bedenklichkeiten hinaus setzte. Der Vizir Calib Bacha, der auch dieses mal das ganze Werk führte, schlug dem jungen Sultan eine Jagdlustbarkeit vor. Indem nun Mahomet zu einem Thore hinauszog, zog Amurath, der Magnesia mit einer unglaublichen Verschwiegenheit und Geschwindigkeit verlassen hatte, durch das andere in Adrianopel ein, und ward von seinen Anhängern mit offenen Armen empfangen. Das ganze Volk sahe seinen alten Herrn mit Freuden. Amurath versammelte den Divan,

und

und wurde einstimmig zum Kaiser erklärt. Mahomet wußte keinen andern Rath, als daß er käme, und sich vor seinem Vater demüthigte. Amurath umarmte ihn, und sagte, daß er nur gekommen wäre, die Last der Regierung mit ihm zu theilen. In der That wollte er auch nicht erlauben, daß sein Sohn den Titel Sultan aufgeben, und den kaiserlichen Schmuck ablegen sollte. Mahomet aber, der seinen Vater nicht auf arge Gedanken bringen wollte, bat um die Erlaubniß, welche er auch erhielt, daß er sich nach Magnesia begeben dürfte, allwo er vier Jahre in einem wollüstigen Müßiggange lebte, indem er seine Zeit nur mit Jagen und mit Essen und Trinken zubrachte.

Amurath, der seinen Sohn gern des Reiches würdig, und bey den Soldaten beliebt gemacht hätte, ließ ihn nach Adrianopel kommen, und nahm ihn mit zur Armee, allwo er mit großer Freude und Ehrerbiethung aufgenommen wurde. Obgleich Mahomet erst achtzehn Jahre alt war, so sahe man doch schon an ihm voraus, daß er sich mit der Zeit im Kriege hervorthun würde. Indeß daß man die beqveme Jahreszeit zum Feldzuge erwartete, begab er sich heimlich nach Constantinopel. Diese Reise that er weniger aus Neugier, als sich zur Eroberung einer Stadt aufzumuntern, welche für die vornehmste der Welt gehalten wurde.

Zu Anfange des Frühjahrs begleitete er seinen Vater nach Ungarn, und folgte ihm auf allen Feldzügen nach. Endlich ließ Amurath

durch seinen Tod den Mahomet Besitzer eines Thrones, von welchem er nicht mehr abgesetzt zu werden befürchten durfte. Der Stolz bemächtigte sich nun ganz des jungen Prinzen. Er strebte nach dem Beynamen des Großen, und wollte einen Alexander vorstellen, welchem er in der Eroberung des ganzen Erdbodens gleich zu werden hoffte. Seine erste Unternehmung war die Belagerung der Stadt Constantinopel. Er zog mit einer Armee von viermal hundert tausend Mann gegen dieselbe, und mit einer Flotte, welche das ganze marmorische Meer bedeckte. Die Welt war auf diese große Begebenheit aufmerksam, und alle Völker warfen die Augen auf den türkischen Prinzen und den griechischen Kaiser. Ihr Verhalten war auf beyden Seiten so beschaffen, daß jedermann sie bewunderte und hochschätzte. Wenn Mahomet sich tausendmal in die schrecklichsten Gefahren stürzte, so vertheidigte sich Constantin Paleologus mit nicht geringerm Muthe. Endlich nach einer funfzigtägigen so harten Belagerung, als noch nie eine Stadt ausgehalten hatte, mußte die Tapferkeit der Menge weichen. Der Sultan opferte funfzig tausend Mann auf, und Constantinopel wurde mit Sturm erobert, wobey der griechische Kaiser ums Leben kam, und das Glück hatte, daß er den Verlust seines Reichs nicht überlebte. Mahomet blieb nach einem erschrecklichen Blutbade ruhiger Besitzer von dieser wichtigen Eroberung.

Die

Die Einnahme der Stadt Constantinopel machte den Mahomet so muthig, daß er sich in dem chimärischen Vorsatze, die ganze Welt zu erobern, immer mehr bestärkte. Er hatte auf eine glänzende Weise den Anfang gemacht; denn Constantinopel war die größte, reichste, schönste und festeste Stadt, die sich damals in der Welt fand. Mahomet machte sie zur Hauptstadt seines Reichs. Dieser Prinz wurde indeß mitten unter seinen Siegen selbst besiegt. Eine junge Griechinn, Namens Irene, nahm das Herz des Sultans ein, und schien eine Gegenliebe für ihn zu empfinden. Die Liebe veränderte den Mahomet ganz und gar. Seine Begierde nach Ruhme nahm täglich ab, und die Besorgung der wichtigsten Angelegenheiten überließ er gänzlich seinen Ministern. Wenn es Zeit war, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, so verschob er seine Abreise so lange er konnte, und kam immer mit Anfange des Herbstes wieder zurück.

Diese Aufführung erregte unter den Janitscharen ein Murren. Mustapha Bacha hatte das Herz, dem Sultane vorzustellen, daß es die Soldaten verdrösse, ihren Herrn in den Armen eines Frauenzimmers einschlafen zu sehen, anstatt daß er die edlen Entwürfe ausführen sollte, die er im Anfange seiner Regierung gemacht hätte. „Ich vergebe dir deine Kühnheit, sagte der Sultan zum Bacha; „sorge nur dafür, daß morgen die Janitscharen in Schlachtordnung gestellet sind.„ Nachdem dieser Be-

fehl gegeben war, begab sich Mahomet zu Irenen, bezeigte ihr mehr Zärtlichkeit als jemals, und brachte die ganze Nacht bey ihr zu. Er befahl ihr am folgenden Tage, das kostbarste, was sie von Schmuck und Kleidern hätte, anzulegen, und nachdem dieses geschehen war, führte er sie bey der Hand nach dem Platze, wo die Truppen versammelt waren. Wenige hatten noch Irenen gesehen. Ihre Schönheit machte den lebhaftesten Eindruck auf alle, die sie jetzt sahen: „Nun wohlan, sagte Mahomet zu ihnen, „hat die Natur je ein vollkommneres „Werk zu Stande gebracht?„ Die Antwort, die der Sultan darauf erhielt, war ein allgemeiner Zuruf des Beyfalls. Die Officiere fielen ihrem Herrn zu Füßen, versicherten, daß Irene die Zierde des ganzen Reichs sey, und daß der Sultan sie ewig lieben könnte, ohne daß sein Ruhm dadurch verdunkelt würde. „Unterdeß „ist es doch dieser Ruhm, fuhr der Sultan in einem heftigen Tone fort, „wornach ich mein „ganzes Leben hindurch Verlangen getragen; er „ist es allein, den ich stets vor Augen gehabt „habe. Ich vernehme, daß ihr meine Liebe tadelt: wisset aber, daß euer Kaiser nicht allein „Herr über die ganze Welt, sondern auch über „sich selbst ist.„ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er Irenen bey den Haaren faßte, und ihr mit dem Säbel, auf einen Streich, den Kopf abhieb. Ein solches Opfer brachte Mahomet dem Ruhme, wornach er so begierig war. Er war hierauf bedacht, den Tod der

Irene

Irene über neuen und schleunigen Eroberungen zu vergessen.

Athen, diese berühmte Stadt, die so lange Zeit der Wohnplatz der Künste und Wissenschaften gewesen war, gerieth unter die Herrschaft der barbarischen Musulmänner. Fast ganz Griechenland ward ihnen in kurzer Zeit unterwürfig. Blos das Kaiserthum Trapizunt und das Königreich Sparta vertheidigten noch einige Zeit ihre Freyheit; aber auch diese sahen sich endlich genöthigt, sich zu unterwerfen. Mahomet schleppte den Kaiser von Trapezunt, David Comnenes, überall mit sich herum, und begegnete ihm und seiner ganzen Familie nicht anders, als den niedrigsten Sclaven. Als der Sultan erfuhr, daß sein Gefangener ein geheimes Verständniß mit dem persischen Hofe unterhalte, erklärte er ihm, daß sonst kein Mittel wäre, sein Leben zu retten, als ein Türk zu werden. Comnenes, der sich erinnerte, daß er Kaiser gewesen war, antwortete, daß er bereit sey, zu sterben. Man führte ihn sogleich auf ein Feld bey Constantinopel, nebst den sechs ältesten von seinen Söhnen. Er sahe ohne Wankelmuth den Säbel über ihre Häupter aufgehaben, und nicht der geringste Seufzer entfuhr ihm. Die jungen Prinzen starben beherzt, und der Vater folgte ihnen, mit dem einzigen Bedauern, daß er einen Sohn von einem Jahre, und eine Tochter von vier Jahren in den Händen der Feinde lassen müßte. Man ließ die Körper dieser Prinzen den Vögeln zur Speise auf dem Felde liegen,

und es ward bey Lebensstrafe verboten, sie zu begraben. Indeß wagte sich doch die Gemahlinn des Comnenes, nebst einigen Frauenzimmern, die eben so wenig als sie, den Tod fürchteten, an den Ort, wo die Körper ihres Gemahls und ihrer Kinder lagen, benetzte sie mit ihren Thränen, und erwies ihnen den letzten Liebesdienst. Der Sultan, so grausam er auch war, hatte nicht das Herz, sie zu strafen; die Prinzessinn starb aber bald darauf für Betrübniß.

Alles ward dem stolzen Mahomet unterthan, und sein Reich erstreckte sich schon von den persischen Gränzen, bis an die Gränzen von Ungarn. Er griff die Insel Lesbos an, und machte sich von derselben Meister. Der König dieser Insel, der sich gar nicht vertheidigt hatte, ward so von ihm verachtet, daß er ihm den Kopf abschlagen ließ, ob dieser feige König gleich ein Mahometaner geworden war, um sein Leben zu retten. Mahomet wollte endlich, nach so vielen kriegerischen Verrichtungen, der Ruhe in seinem Serail genießen, und legte sich aufs Lesen, auf die Mahlerey und den Feldbau. Selbst in seinen ruhigen Beschäfftigungen fand er Gelegenheit, seiner Neigung zur Grausamkeit Genüge zu leisten. Ein Icoglan ließ sich einst gelüsten, einige Gurken l) in dem Garten des Serails

l) Nach andern war es eine Melone. Der Herr von Voltaire rechnet die ganze Erzählung, so wie auch die vorige von der Irene, unter die gedruckten Lügen.

reils zu essen. Mahomet, der gern wissen wollte, welcher es gewesen wäre, ließ alle Icoglans oder Pagen zusammen kommen, und einem nach dem andern den Leib aufschneiden, bis man den fand m) der das Verbrechen begangen hatte. Belino, ein berühmter Mahler zu Venedig, wurde nach Constantinopel berufen, um daselbst seine Kunst sehen zu lassen. Mahomet, der ein Kenner war, bewunderte die Arbeiten dieses Meisters, und besonders ein Gemählde, welches die Enthauptung Johannis des Täufers vorstellte. Der Sultan fand indeß einige Fehler am Halse, der mit dem Kopfe abgehauen war; und um den Mahler davon zu überzeugen, ließ er einem Sclaven vor seinen Augen den Kopf abhauen, und bewies damit die Richtigkeit seiner Anmerkung.

Die vielen großen Siege, die Mahomet erhalten hatte, verschafften ihm von seinen Unterthanen den Beynamen des Großen. Dieser Titel, den er nicht anders verdiente, als weil man ihn insgemein den Verwüstern des menschlichen Geschlechts beylegt, diente weiter zu nichts, als die Eroberungssucht des Sultans immer mehr anzufeuern. Er griff den Sultan von Caramanien an, und nahm ihm verschiedene Plätze weg. Hierauf kehrte er nach Constantinopel zurück,

m) Einige behaupten, man habe sogleich beym ersten die Melone gefunden; andere dagegen sagen, daß es beym vierten, ja gar beym vierzehnten geschehen sey.

rück, und ließ seinen zweyten Sohn Mustapha bey der Armee. Dieser junge Prinz, der nur Gelegenheit suchte, sich Ruhm zu erwerben, und das Herz der Soldaten zu gewinnen, vollendete die Eroberung von Caramanien. Jedes Jahr vermehrte die Staaten des Mahomet mit einem neuen Reiche. Negrepont wurde den Venetianern abgenommen, ob es gleich von dem Protector Erizzo sehr tapfer vertheidigt ward. Dieser übergab die Citadelle unter keiner andern Bedingung, als daß er seinen Kopf behielte. Der Sultan, der diese Bedingung nach seinem Gefallen auslegte, meynte, daß die Seiten nicht mit darunter begriffen wären, und ließ den Proveditore queerdurch von einander sägen.

Mahomet hatte auch den Persianern den Krieg angekündigt, und trug diesen seinem Sohne auf. Mustapha, der sich nichts angelegener seyn ließ, als die großen Begriffe zu erfüllen, die man sich von ihm machte, verabsäumte nichts, was zum Glücke der ottomannischen Waffen etwas beytragen konnte. Dieser junge Prinz rückte in Persien ein, that im Lande viel Schaden, und trug einen vollkommenen Sieg davon. Mahomet war entzückt für Freuden, da er die Nachricht davon bekam. Er machte sich mit neuen Truppen auf, um zu dem Ueberwinder zu stoßen, nahm seinen ältesten Sohn Bajazeth mit, und ließ den jungen Zizim, seinen dritten Sohn, zu Constantinopel, nachdem er ihm einen Rath errichtet hatte, von welchem die nöthigsten Angelegenheiten besorgt werden sollten.

Der

Der Sultan zog mit dreymal hundert tausend Mann aus, und gerieth in Wüsteneyen, wo es kaum fortzukommen war, und wo es gänzlich am Wasser fehlte. Vierzig Tage währte der Marsch durch diese Wüsteneyen. Man hörte während dieser Zeit nicht das geringste von ihm; ja es breitete sich ein Gerücht aus, daß er mit seinen beyden Söhnen und der ganzen Armee im Sande umgekommen wäre. Diese Nachricht wurde auch nach Constantinopel gebracht, und Zizim, der vielleicht wünschte, daß sie wahr seyn möchte, glaubte sie, und nahm sogleich den Titel Sultan an. Mahomet erfuhr mitten in Persien, daß sich sein Sohn auf den Thron gesetzt habe, und war in der ersten Hitze fast entschlossen, den jungen Prinzen stranguliren zu lassen. Da aber ein Gefühl der Zärtlichkeit den Zorn wieder unterdrückte, so befahl er nur, daß die Bachas stranguliert werden sollten, die den Rath des jungen Prinzen ausgemacht hatten. Dieser Befehl wurde ausgeführt, und Zizim eilte, die höchste Gewalt wieder niederzulegen, die ihm bald so übel bekommen wäre.

Die ottomannische Armee kam endlich an dem Ufer des Euphrats an, wo Uzum-Cassan, der Sophi von Persien, mit einer fast gleich starken Armee auf sie wartete. Mahomet erschien zwischen seinen beyden Söhnen. Es kam zum Handgemenge, und man stritt von beyden Theilen mit großer Tapferkeit; die Perser aber hatten den Vortheil des Orts, und Mahomet verlohr die Schlacht, nachdem er funfzig tau-

tausend Mann auf dem Platze gelassen hatte. Uzum-Cassan setzte den Türken nach, und holte sie bey Trapezunt ein. Schaam und Verzweiflung, daß sie waren überwunden worden, gaben den ottomannischen Truppen neue Kräfte. Man lieferte eine zweyte Schlacht. Mustapha drang in die feindlichen Haufen ein, und entriß ihnen allen Ruhm wieder, den sie vorher erfochten hatten. Bajazeth, von einer großmüthigen Nacheifrung getrieben, that sich auch hervor; aber weit weniger als sein Bruder. Endlich mußten die Perser vom Schlachtfelde weichen, und Mustapha, von seinem Muthe hingerissen, setzte den Flüchtigen sehr weit nach. Seine Abwesenheit verursachte dem Mahomet nicht wenig Unruhe; aber dieser so zärtlich geliebte Sohn kam wieder zum Vorscheine, mit Blut und Staube bedeckt. Sein Vater erwies ihm die zärtlichsten Liebkosungen, und legte ihm die schmeichelhaftesten Lobsprüche bey. Man siehet, daß der Ausgang des persischen Feldzuges weit glücklicher war, als es der Anfang zu versprechen schien. Der Sultan aber, der sein Glück hier nicht weiter auf die Probe stellen wollte, wandte seine Waffen nach einer andern Seite.

Der Ruhm, den sich Mustapha erworben, die vorzügliche Liebe, die sein Vater zu ihm trug, die Neigung, welche die Soldaten zu ihm hatten, alles schien diesem jungen Prinzen zu versprechen, daß er einst auf den Thron der Ottomannen steigen werde; einem ältern Bruder zum Nachtheile, dessen Eigenschaften zwar weit schätzbarer, aber

weni-

weniger glänzend waren. Eine thörichte Leidenschaft warf indeß alle diese schönen Vermuthungen über den Haufen. Mustapha verliebte sich in die Frau des Achmet Bacha, der sich sowohl durch seinen Verstand n), als durch seine Tapferkeit, zu den wichtigsten Bedienungen empor geschwungen hatte. Da der junge Prinz diese Frau nicht hatte verführen können, so that er ihr Gewalt an. Achmet beschwerte sich darüber beym Sultan, welcher dem beleidigten Ehemanne anfänglich auf eine ziemlich harte Art antwortete. Als aber Mahomet über die Handlung des Mustapha weiter nachgedacht hatte, so sahe er seinen Sohn für nichts, als einen stolzen Prinz an, der sich schon einbildete auf dem Throne zu sitzen, und es kaum erwarten könnte, bis ihm sein Vater Platz gemacht hätte. Diese Betrachtungen beunruhigten das Herz des Sultan drey ganzer Tage, obgleich die väterliche Zärt-

n) Man sagt, der Sultan habe diesen Achmet, da er nur noch ein gemeiner Janitschar war, gefragt, woraus man wohl die Gewalt eines Monarchen am besten sehen könne, und Achmet habe geantwortet: „Daraus, daß er auf „einmal aus einem elenden Menschen einen „großen Herrn, und aus einem großen Herrn „einen elenden Menschen machen kann.„ Diese Antwort gefiel dem Sultan, und damit er auf der Stelle den Achmet von seiner Gewalt überzeugen möchte, machte er ihn zum Seraskier, eine der vornehmsten Würden bey der türkischen Armee.

Zärtlichkeit allemal die traurigen Entschließungen, die der Zorn eingab, hintertrieb. Diese letztere Leidenschaft behielt aber endlich die Oberhand, und am Ende des dritten Tages ließ Mahomet seinen Sohn erwürgen. Mustapha wurde von den Soldaten sehr bedauert, und ihre ganze Neigung war nun auf den Zizim gerichtet, welcher mit seinen Eigenschaften dem ums Leben gebrachten Prinzen am ähnlichsten war.

Der Sultan hatte stets den Kopf von großen Projecten voll. Seine Absicht war, die Insel Rhodis zu erobern, welche damals den geistlichen Rittern gehörte, die heut zu Tage unter dem Namen der Maltheserritter bekannt sind. Er hatte auch Willens sich zu Rom die kaiserliche Krone aufsetzen zu lassen. Mahomet hielt diese beyden Unternehmungen, wenn er sie glücklich ausführte, für rühmlicher, als alle seine andern Eroberungen. Er ließ demnach Rhodis mit aller Macht des ottomannischen Reichs belagern; der Großmeister d'Aubusson aber vertheidigte die Insel mit solcher Tapferkeit, daß Misach Bacha, der die Belagerung geführt hatte, gezwungen wurde, dieselbe aufzuheben, nachdem er vierzig tausend Mann verlohren hatte. Die zweyte Unternehmung des Mahomet hatte einen sehr glücklichen Anfang. Achmet Bacha machte sich Meister von Otranto, und öffnete durch die Eroberung dieser Stadt den Türken den Weg nach Italien. Der Sultan entschloß sich, selbst nach Europa zu gehen,

gehen, um sich diese Eroberung zu Nutze zu machen. Er zog mit einer fürchterlichen Macht aus; da er aber nur erst eine Tagereise von Constantinopel entfernt war, fiel er in eine gefährliche Krankheit. Er sahe ein, daß er sterben würde, und nichts machte ihn in den letzten Tagen seines Lebens unruhiger, als seine Herrschsucht. Er bedauerte das schlechte Glück, das er vor Rhodis gehabt hatte, und verfluchte diese Insel zu dreyen malen, um gleichsam seine Nachfolger aufzumuntern, sich an ihr zu rächen. Endlich starb er den 3 May, im Jahr 1481, in einem Alter von ein und funfzig Jahren, nachdem er befohlen, daß man die Worte auf sein Grabmal setzen sollte: **Er wollte Rhodis erobern, und Italien bezwingen.**

Bajazeth und Zizim stritten sich, nach dem Tode ihres Vaters, mit einander ums Reich; endlich aber blieb der erstere im Besitz des Throns, und Zizim sahe sich seiner Sicherheit halber genöthigt, seine Zuflucht zu den größten Feinden der Türken, zu den Rhodiserrittern zu nehmen. Er gieng hernach nach o) Frankreich, und von hier nach p) Italien, in der gewissen Hoffnung, daß

o) Der König in Frankreich Carl VIII, der sich vorgesetzt hatte, nach Griechenland zu gehen, und die Türken daraus zu vertreiben, entschloß sich, den Zizim zu Hülfe zu nehmen, und ihn dem Bajazeth entgegen zu stellen.

p) Alexander VI, dieser abscheuliche Pabst, ließ sich mit Bajazeth in einen Tractat ein, worinne er ihm versprach, den Zizim zurück zu

daß die christlichen Prinze ihm zum Throne verhelfen würden. Nachdem er sich zum Schauspiele in Europa gemacht, und vierzehn Jahre in sehr elenden Umständen zugebracht hatte, starb er endlich zu Terracina. Der Tod dieses Prinzen gab dem Bajazeth die Freyheit, sich der Ruhe und dem Studieren, seinen beyden Hauptneigungen, ungestöhrt zu überlassen. Er flohe den Tumult der Waffen, und die Last der Geschäffte, deren Besorgung er gänzlich seinen Ministern überließ. Die Philosophie war seine angenehmste Beschäfftigung, und kein Umgang war ihm angenehmer, als der mit Gelehrten. Eine gute Tafel war gleichfalls eins von seinen größten Vergnügen. Außerdem war er ein freygebiger Prinz, dessen Sitten sehr regelmäßig waren, und der alle Ungerechtigkeit verabscheuete. Bajazeth würde in einem Lande angebethet worden seyn, wo der Regent seine Ehre nicht darinne sucht, daß er die Welt verwüstet, sondern darinne, daß er die Völker, die ihm unterwürfig sind, in Ruhe und Friede regiert. Das Reich der Türken bekam daher unter seiner Regierung weiter keinen Zuwachs, ob sich gleich Gelegenheiten zeigten, wo man es hätte erweitern können.

Dieser Prinz, der sein Alter in Ruhe zubringen wollte, beschloß, das Reich seinem ältesten

zu halten, und zu verhindern, daß kein christlicher Prinz sich seiner annähme, wogegen der Sultan eine ansehnliche Summe Geldes bezahlen sollte.

ältesten Sohne Achmet abzutreten. Die Janitscharen, welche sich nicht viel aus dem machten, den man ihnen zum Herrn bestimmte, schickten gleichwohl Abgeordnete an ihn, um ihm Glück wünschen zu lassen, fragten aber zugleich, um wieviel er, bey seiner Gelangung zum Throne, ihren Sold erhöhen wolle. Achmet gab trotzig zur Antwort, daß er nicht Willens sey, ein Reich zu kaufen. Diese Antwort machte ihn vollends den Janitscharen verhaßt.

Selim, ein anderer Sohn des Sultans, machte damals einen Versuch, der Nachfolger seines Bruders zu werden. Er warb Truppen an, und setzte sich in den Stand, das Reich an sich zu reissen. Man sahe Vater und Sohn gegen einander in den Waffen; und das seltsamste ist, daß die Soldaten des Bajazeth für den Selim eingenommen waren, und alles aufopfern wollten, um nur ihn auf dem Throne zu sehen. Als sie indeß den kläglichen Zustand des Kaisers sahen, der die ganze Hoffnung seines Lebens und seines Glücks blos auf sie setzte, wurden sie von einem solchen Gefühle der Ehre durchdrungen, daß sie sich entschlossen, lieber im Dienste ihres rechtmäßigen Herrn ihr Leben zu lassen. Das Treffen war demnach hartnäckig und blutig. Die Soldaten des Selim, die sich als Rebellen ansahen, und nichts erwarteten, wenn sie überwunden würden, als die grausamsten Strafen, schlugen sich mit einer Hitze, die nur Wuth und Verzweiflung einzuflößen vermag. Die Soldaten des Bajazeth hingegen,

die nur ihre Pflicht vor Augen hatten, wendeten mit kaltem Blute alles an, was ihnen Kunst und Erfahrung gelehrt hatten. Selim stand dreymal auf dem Puncte zu siegen; eben so vielmal fühlten die Janitscharen sich durch neue Kräfte gestärkt, und fochten mit größerm Eifer, wenn sie ihre Augen auf den Sultan richteten, und ihn traurig auf seinem Wagen q) liegen sahen, wo er gleichsam nur erwartete, daß sein Sohn käme, und ihm das Leben nähme. Endlich siegte, nach einem achtstündigen r) Gefechte, der wahre Muth über Wuth und Verzweiflung. Selim wurde überwunden, und sahe keine andere Rettung, als in einer schleunigen Flucht. Man gab niemanden Pardon; alles wurde niedergesäbelt.

Selim, der ein vortreffliches Pferd hatte, entflohe bis ans Ufer des schwarzen Meeres, wo er von ohngefähr eine Barke antraf, die ihn nach Caffa brachte. Da er sich auch in dieser Stadt noch nicht sicher glaubte, so gieng er nach der Tartarey, kehrte aber, da sich die Furcht ein wenig bey ihm gelegt hatte, nach Trapezunt zurück. Bajazeth, der indeß sich seines Sieges

q) Bajazeth, der damals mit einer grausamen Gicht geplagt war, blieb während dem Treffen auf seinem Wagen, wo er Gott, und den Propheten Mahomet um Hülfe anrief, und sein Schicksal der Vorsehung überließ.

r) Das Treffen wurde bey Vizen, zwischen Adrianopel und Constantinopel, geliefert.

ges bedienen wollte, um seinen Sohn Achmet auf den Thron zu setzen, versammelte den Divan, und ließ alle Bachas schwören, daß sie ihn aus allen Kräften unterstützen wollten. Man forschte hierauf die Janitscharen aus, welche den Namen Achmet nicht anders als mit Abscheu hörten. Man rieth dem Sultan, diesen Prinzen auf den Thron zu setzen, ohne sich weiter an sie zu kehren. Dieser Vorschlag kam den Janitscharen zu Ohren, die da über aufgebracht wurden, daß man ihnen einen Herrn geben wollte, der seine Herrschaft mit ihrer Bestrafung anfangen würde; sie griffen daher zu den Waffen, und erfüllten die Stadt mit Lärm und Geschrey. Hierauf umringten sie das Serail, riefen mit lauter Stimme den Sultan, und droheten die Thüren einzuschlagen, wenn man sie nicht gutwillig öffnen wollte.

Bajazeth, der über ihre Kühnheit erstaunte, wußte anfänglich nicht, was er thun sollte; aus Furcht aber, daß sie nicht alle Ehrfurcht bey Seite setzten, befahl er endlich, das Serail zu öffnen. Die Janitscharen drangen ungestüm in das Zimmer des Sultans; Bajazeth nahm in diesem critischen Augenblicke die ganze Hoheit seiner Seele zu Hülfe, und redete sie mit einer Dreustigkeit an, wozu ihn sein erhabener Rang berechtigte. Die Rebellen schrien alle, daß sie einen Herrn haben müßten, der sie im Treffen anführen könnte. Ein Janitschar, der kühner als die andern war, trat hervor, und stellte dem Sultan vor, daß man die Christen zu ruhig ließe,

daß die Majestät des Reichs in Verfall käme, und daß Se. Hoheit, wegen Alters und Schwachheit, nicht mehr im Stande wäre, sie anzuführen. Der Sultan, dem diese Vorstellung empfindlich war, fragte sie mit einiger Erbitterung, wem sie denn zum Kaiser haben wollten? Ein verworrenes Gemurmele erhob sich; alle sagten, daß sie keinen andern als ihn verlangten, und daß sie bis an seinen Tod ihm gehorsam seyn würden; zu gleicher Zeit aber verlangten sie auch einen Heerführer, dessen Beyspiele sie folgen könnten. Der Sultan sahe wohl, daß sie den Selim im Sinne hatten, und suchte ihre Wahl auf die Seite des Achmet zu wenden. Er schlug ihnen verschiedene Bachas hinter einander vor, und erboth sich, selbst ihr Anführer zu seyn: sie fanden aber keinen von den Vorgeschlagenen der Ehre würdig, ihnen zu befehlen; und in Ansehung seiner, blieben sie bey der Meynung, daß Alter und Schwachheit ihn untüchtig machten, sie anzuführen. „Ich will mich auf einem Wagen fahren lassen, erwiederte der Kaiser; der „Körper ist bey einem Anführer nicht so nöthig, „als die Seele und der Geist;„ ein Aga aber antwortete ihm, daß sie einen General verlangten, dessen glorreichem Beyspiele sie folgen, und dessen Tapferkeit sie nachahmen könnten.

Bajazeth, der nun wirklich aufgebracht wurde, gerieth gegen sie in Hitze, warf ihnen ihre Undankbarkeit und Untreue vor; lenkte aber geschwind vom Zorne zur Sanftmuth um, und ernannte den Achmet zu ihrem Generale. In

dem Augenblicke verdoppelte sich ihre Wuth. Sie schrien, daß Achmet seinem Vater nur dem Körper nach ähnlich wäre, und daß es ihm gänzlich an Geist und Verstande fehle. Von dieser gehässigen Schilderung kamen sie auf den Selim, ohne jedoch seinen Namen zu nennen. Sie setzten hinzu, daß sie einen feurigen Feldherrn haben müßten, der Lust zum Kriege hätte, und der zu gleicher Zeit seinen Soldaten Ehrerbiethung einflößte, und seine Feinde zitternd machte. Der Sultan, der darüber sehr traurig war, rief endlich aus: „Nun so sagt mir, „wer ist dieser Feldherr, den ihr mit soviel Eifer „begehret?„ Sogleich riefen tausend Stimmen: Sultan Selim, Sultan Selim. Ein Aga setzte hinzu, daß dieser allein würdig wäre, die Armeen eines so großen Reichs zu commandiren.

Bajazeth begab sich seufzend mit seinen vornehmsten Ministern in ein anderes Zimmer. Einige von ihnen stellten Sr. Hoheit vor, daß man aus der Noth eine Tugend machen müsse. Der Sultan gab darauf zur Antwort: „Ich „versichere euch, meine Freunde, daß ich mich „nicht entschließen kann, das Reich auf eine „meiner Ehre so nachtheilige Art zu verlassen.„ Die Bachas drangen nicht weiter in ihn, sondern nahmen vom Sultane Abschied, mit der Versicherung, wie sie sagten, daß diese Rebellen sie in Stücken zerreissen würden, wenn sie aus dem Pallaste giengen. „Ey was! sagte der Sultan, „sollten sie mir wohl nach dem Leben „trachten? O nein, antwortete ein Bacha; aber

„sey versichert, daß sie dich mit den Haken ihrer „Hallebarden vom Throne herunter reissen wer„den.„ Diese Worte erschreckten den Bajazeth. Er gieng, sich den Rebellen zu zeigen, und ernannte den Selim zu ihrem Heerführer. Die Janitscharen, darüber voller Freuden, verlangten, daß der kaiserliche Befehl auf der Stelle ausgefertigt würde; und sobald dieses geschehen war, erklärten sie sich weiter, daß auch die Schätze des Reichs ihrem Oberhaupte übergeben werden müßten. Der Sultan verlohr alle Geduld über dieser Ansoderung: „Ich muß also „das Reich ganz abtreten, rief er aus, weil es „unmöglich ist, dasselbe länger zu regieren, ohne „die Schätze, welche die Majestät desselben un„terstützen!„ Er weigerte sich lange, in ihr Begehren zu willigen, als ein Spahi trotzig vor ihn trat, und zu ihm sagte: „Diese Schätze gehö„ren ja nicht dir, sondern uns; wir haben sie „mit unserm Blute erworben; und wenn du „fortfährst, uns dieselben abzuschlagen, so wer„den wir nicht allein sie, sondern auch das Reich „und das Leben dir mit Gewalt zu entreissen wis„sen.„ Ein fürchterliches Geschrey und schreckliche Drohungen begleiteten diese Rede, und Bajazeth sahe endlich, daß es mit seiner Regierung zum Ende gekommen sey. Er faßte seinen Entschluß sehr kurz, und ließ die Schlüssel zum Schatze dem Aga der Janitscharen überlieliefern. Sogleich verwandelten sich alle Klagen und Drohungen in Segenswünsche und in ein Freudengeschrey. Man hörte in der ganzen Stadt nichts,

nichts, als: Lange und beglückt lebe der Sultan Selim! Sein Lob erschallte überall. Man schickte einen Courier über den andern an diesen Prinzen ab, und die halbe Armee gieng ihm zum Empfang nach Asien entgegen.

Bajazeth gab seinem Sohne Achmet von allem, was vorgegangen war, schriftlich Nachricht, und überschickte ihm zugleich mit seinem Briefe alles Gold und Silber, das er übrig behalten hatte. Achmet begab sich mit dieser traurigen Nachricht in sein Gouvernement. Corcut s), einer von seinen Brüdern, da er gehört hatte, daß der Sultan entschlossen sey, die Regierung niederzulegen, hielt es für dienlich, nach Constantinopel zu kommen. Die Janitscharen, die für diesen Prinzen mehr Freundschaft als Hochachtung hatten, weil sie ihn als einen Philosophen ansahen, kamen, ihm die Hände zu küssen. Bajazeth aber, der sich einbildete, er käme nur, neue Unruhen zu stiften, befahl ihm,

s) Corcut war von seinem Großvater, Mahomet II, sehr geliebt worden. Nach dem Tode dieses Monarchen wurde Corcut, der damals nur acht Jahre alt war, zum Kaiser ausgerufen; sobald aber sein Vater Bajazeth zu Constantinopel ankam, übergab er ihm das Reich, und Bajazeth versprach, daß er ihm mit der Zeit zu seinem Nachfolger erklären wolle, ob er gleich der fünfte von seinen Söhnen war. Corcut konnte daher Ansprüche ans Reich machen; er war außerdem auch älter als Selim.

so bald als möglich nach Magnesia zurück zu kehren. Die Janitscharen, die über diesen Befehl unwillig wurden, antworteten: „Ey! was will „denn der Sultan einem Zaunkönige thun, der „sich unter die Disteln verkrochen hat?„ Zu gleicher Zeit nahmen sie den jungen Prinzen in ihre Mitte, als ob sie ihn vertheidigen wollten, wenn man sich an ihm vergriffe. Der Sultan ließ ihm hierauf sagen, daß er zu Constantinopel bleiben könnte, und schickte ihm sogar einiges Geld zu.

Corcut hatte Lust, sich die Gunst der Janitscharen zu Nutze zu machen. Nachdem er sie mit Geschenken vollends zu gewinnen gesucht hatte, stellte er ihnen vor, daß Achmet des Throns unwürdig wäre. „Da ihr ihn davon „ausgeschlossen habet, setzte er hinzu, so bin ich „es allein, dem das Reich zukömmt. Ihr wis„set, daß ich, nach dem Tode des großen Ma„homet, das Scepter geführt habe, und ich habe „es meinem Vater nicht anders übergeben, als „da er mir versprach, es in keine andern Hände, „als wieder in die meinigen, zu bringen.„ Die Janitscharen antworteten ihm, daß er zu spät käme, und daß ein feyerlicher Eid sie schon an den Selim gebunden habe.

Corcut ließ sich von seinem Verdrusse nichts merken, und sagte, daß er durch seine Ansprüche die Ruhe des Reichs nie stöhren wolle; daß er zwar dem Achmet den Thron würde streitig gemacht haben; daß er ihn aber dem Selim ohne Murren gern überließe. Dieser, der zu Trapezunt

pezunt von denen zu Constantinopel vorgegangenen Veränderungen Nachricht bekommen hatte, wollte anfänglich nichts davon glauben. Er hielt es für eine Schlinge, die ihm sein Vater legte, um ihn nur zu sich hin zu ziehen, und ihn hernach auf die Seite zu schaffen. In dieser Einbildung hielt er die ersten Abgeschickten der Janitscharen für Rebellen, und sagte, daß er sich wohl hüten werde, sein Leben für einen Haufen Aufrührer in die Schanze zu schlagen. Aber die wiederholten Versicherungen der Janitscharen, die Beweise, die sie ihm so oft von ihrer Zuneigung gegeben hatten, die Menge von Boten, die hinter einander ankamen, die Briefe, die er von seinen Freunden erhielt, und mehr als alles dieses, die Herrschsucht, die ihn antrieb, alles zu wagen, um auf den Thron zu gelangen, machten ihn endlich zu einer Reise nach Constantinopel entschlossen. Er war indeß so vorsichtig, daß er sich von allen Soldaten, die er um sich hatte, begleiten ließ. Ihre Anzahl vermehrte sich auch dergestalt, daß er endlich allen Argwohn fahren ließ.

Alle Einwohner zu Constantinopel giengen dem Selim entgegen. Corcut selbst folgte ihrem Beyspiele, und die beyden Brüder zogen, nachdem sie einander umarmt hatten, einer an der Seite des andern, in die Hauptstadt ein. Selim brachte die Nacht mitten unter den Janischaren, unter einem für ihn aufgerichteten prächtigen Zelte zu. Den folgenden Tag begab er sich zum Sultane, der ihn auf seinem Throne

sitzend empfieng, auf welchem er ein sehr ernsthaftes Wesen angenommen hatte. Selim warf sich vor den Füßen seines Vaters nieder, und küßte ihm die Hand. Bajazeth hob ihn auf, und sagte zu ihm: „Es haben große „Hindernisse deiner Erhebung im Wege gestan„den; aber sie sind alle gehoben worden, und „ich sehe, daß dich die Vorsehung zum ottoman„nischen Reiche bestimmt hatte.„ Bajazeth stand auf, und nahm seinen Sohn bey der Hand, um ihn auf den Thron zu setzen. Selim weigerte sich, und bediente sich dabey der demüthigsten Ausdrücke; Bajazeth aber setzte hinzu: Du bist Kaiser, mein Sohn, und diese Ehre kömmt dir zu. Er bat ihn hierauf, einen gewissen Pallast, den er ihm anzeigte, so lange zu bewohnen, bis man zu Didimoticum, wo der alte Sultan den Rest seiner Tage zubringen wollte, mit einigen Ausbesserungen zu Stande wäre.

Den folgenden Tag wurde Selim in dem Qvartiere der Janitscharen zum Kaiser ausgerufen, und er nahm sogleich darauf vom kaiserlichen Throne Besitz. Die erste Handlung, wodurch er sein Ansehen zeigte, war, daß er einen Bacha stranguliren ließ, der das Unglück gehabt hatte, ihm zu mißfallen. Seinem Bruder Corcut begegnete er mit ungemeiner Freundlichkeit; er nöthigte ihn aber auch zugleich, sich in sein Gouvernement zu begeben, welches er noch mit der Insel Lesbos verstärkte. Corcut reisete mit der angenehmen Hoffnung ab, daß er

den

den Rest seines Lebens daselbst in Ruhe werde zubringen können.

Bajazeth war zu Didimoticum gebohren. Da die Luft in dieser Stadt sehr rein und gesund ist, so erwählte er sie auch nach seiner Abdankung zu seinem Aufenthalte. Als man mit den Ausbesserungen daselbst fertig war, ließ der alte Sultan den Rest seiner Schätze, welche noch unermeßlich waren, auf Wagen laden, und da alles zur Abreise fertig war, nahm er vom Selim Abschied, und ermahnte ihn, nie unschuldig Blut zu vergießen. Er stieg sodann auf seinen Wagen. Selim und die Bachas begleiteten ihn zu Fuß, und mit entblößten Häuptern. Bajazeth, der mit Zärtlichkeit stets auf seinen Sohn sahe, gab ihm noch mancherley gute Lehren. Als er endlich vor den Thoren der Stadt Adrianopel angelangt war, küßte ihm Selim nochmals die Hand, und kehrte in Begleitung der Bachas nach dem Serail zurück.

Der neue Sultan, der die unermeßlichen Schätze seines Vaters mit Betrübniß gesehen hatte, und sich einbildete, daß sie für seinen Bruder Achmet bestimmt wären, um ihn in den Stand zu setzen, sich auf den Thron zu schwingen, wobey ihm das Beyspiel Amuraths II einfiel, der den Thron zweymal seinem Sohne abgetreten hatte, und zweymal wieder auf denselben gestiegen war, beschloß, sich durch das abscheulichste Verbrechen von aller seiner Furcht zu befreyen. Er ließ den ersten Leibarzt des alten Sultans zu sich kommen, und versprach ihm

täglich

täglich tausend Asper, wenn er seinen Herrn aus dem Wege schaffen wollte. Der Arzt, Namens Hammon, ein Jude von Geburt, ließ sich den Vorschlag gefallen. Als Bajazeth zu Tzurulo, einem Flecken bey Adrianopel, angelangt war, befand er sich von der Beschwerlichkeit der Reise ein wenig unpäßlich: Hammon rieth ihm, einen Tag auszuruhen, und sagte, daß er ihm den Morgen darauf eine gelinde Arzeney geben wollte, die ihm gute Dienste thun würde. Der ungetreue Jude aber gab ihm einen Gifttrank, und setzte sich hernach zu Pferde, um diese Nachricht dem Selim zu überbringen. Bajazeth fieng einige Augenblicke darauf an, heftige Schmerzen zu empfinden. Man suchte den Arzt, und seine Entfernung verrieth sein Verbrechen. Der unglückliche Sultan, der ein Paar Stunden lang die heftigsten Martern ausstehen mußte, starb endlich im zwey und sechzigsten Jahre seines Alters. Selim ließ den Leichnam seines Vaters nach Constantinopel bringen, allwo er mit großer Pracht beerdigt wurde. Das war das Schicksal Bajazeths II, der über Völker hätte herrschen sollen, die weniger wild gewesen wären, als die Türken. Der Mörder dieses Prinzen erhielt eine seines barbarischen Dienstes würdige Belohnung. Er wurde auf Befehl eben desjenigen enthauptet, der ihn verführt hatte, einen Giftmischer abzugeben.

Die Fehler des Körpers verrathen nicht selten eine lasterhafte Seele. Selim war von der mittlern Gattung, nicht von sonderlicher Gestalt,

stalt, und noch dazu ein wenig hinkend. Er hatte eine eingedruckte Stirne, große Augen und voll Feuer, aber fürchterlich anzusehen. Sein Gesicht, das eine blasse Farbe bedeckte, war nur geschickt, ein Schrecken einzujagen. Im Aeußerlichen war also nichts, was für den neuen Sultan einnahm. Dem Gemüthe nach war er grausam, unerbittlich, bis zur Wuth hartnäckig, herrschsüchtig und nach Ruhme begierig; obgleich dabey auch tapfer, klug, im Kriegshandwerke geschickt, hurtig, geduldig, freygebig, ein Feind des Gepränges t), gegen das Vergnügen der Liebe gleichgültig, ein Liebhaber des Studierens, wie er denn auch mehr wußte, als die ottomannischen Prinzen insgemein zu wissen pflegen. So bald er sich im Besitze des Throns sahe, suchte er sich alle die vom Halse zu schaffen, die etwan einen Anspruch darauf machen konnten. Achmet und Corcut waren die beyden, die er seiner Sicherheit je eher je lieber aufopfern wollte. Dieser Prinz, der seinen Vater, welcher ihm die Krone abtrat, hatte vergiften lassen, durfte nicht lange Bedenken tragen, das Blut zweener Brüder zu vergießen, die ihm dieselbe streitig machen konnten. Achmet, auf seine Sicherheit bedacht, begab sich in undurchdringliche Wüsteneyen in Cilicien; Corcut blieb zu Magnesia, lebte aber auf so eine Art, daß er nicht

t) Er verboth, daß man sich vor ihm niederwerfen sollte, wie man vor seinen Vorfahren gethan hatte.

nicht den geringsten Argwohn erweckte. Diese Aufführung aber machte den Selim noch nicht ruhig. Er setzte sich eines Tages zu Pferde, ließ zehn tausend Reuter gleich hinter sich drein kommen, und nahm seinen Weg nach Magnesia. Corcut, der von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt wurde, ergriff die Flucht, und verbarg sich ohnweit Smyrna in einer finstern Höhle. Zween Sclaven brachten ihm bisweilan etwas zu essen, und die übrige Zeit lebte er von Wurzeln und wildem Honige, und hatte keine andere Gesellschaft, als einige wilde Thiere, die er weit weniger fürchtete, als seinen Bruder. Einer von den Sclaven, der ihn bediente, und gehört hatte, daß man dem eine große Belohnung verspräche, der ihn liefern würde, verrieth endlich noch den Ort, wo sich sein Herr versteckt hatte. Der unglückliche Prinz wurde aus seiner Höhle geholt, und nach Bursa geführt, wo ihn der Sultan stranguliren ließ. Corcut schrieb vor seinem Ende noch einen Brief in arabischen Versen an den Selim, worinne er ihm den Tod des Bajazeth vorwarf. „Ich habe, sagte er, „mitten in den Wüsteneyen, und unter „den wilden Thieren, mehr Menschlichkeit ge„funden, als an dem Hofe eines Bruders, der „mir eine ewige Freundschaft geschworen hatte: „aber Gott und der heilige Prophet werden deine „Grausamkeit nicht ungestraft lassen; sie werden „mit der Zeit mein Blut an dem deinigen, und „an dem Blute deiner Kinder rächen.„

Nach

Nach dem Tode des Corcut ließ Selim fünf bis sechs andere ottomannische Prinzen, die seine Nefen waren, und ihm verdächtig schienen, erwürgen. Es fehlte nur noch der unglückliche Achmet, der mit seinem Rechte zur Krone nicht anders, als ein verhaßter Rival angesehen wurde. Dieser Prinz, den der König von Persien unterstützte, rückte mit einigen Truppen in Asien vor, und wollte es mit aller Gewalt auf den Ausgang einer Schlacht ankommen lassen, so viel auch sein Sohn Amurath dagegen einwandte. Selim wenigstens wünschte nichts mehr, als eben dieses. Beyde Armeen stießen in der Ebene Genischeer bey Bursa auf einander, und wurden handgemein. Der unglückliche Achmet wurde überwunden, und als er sich mit der Flucht retten wollte, bekam er einen Hieb mit dem Säbel, daß er vom Pferde fiel, und man ihn zum Gefangenen machte. Seine beyden Söhne, Amurath und Aladin, hatten das Glück, den Feinden nicht in die Hände zu gerathen. Der erstere begab sich nach Persien, und der andere nach Aegypten.

Man führte den Achmet vor den Sultan Selim, welcher ihn mit einer mit Haß und Wuth vermischten Freude ansahe. „Wir müssen, sagte der barbarische Sultan, diesem „Prinzen eine seinem Stande gemäße Appanage geben.„ Man führte hierauf den Achmet sogleich weg, und strangulirte ihn. Selim, der wider den König in Persien aufgebracht war, weil er den Amurath aufgenommen hatte, beschloß,

schloß, ihm den Krieg anzukündigen. Er machte mit den u) Abgesandten des persischen Monarchen, die ihm zu seiner Thronbesteigung Glück wünschen sollten, den Anfang, indem er wohl voraus sahe, daß dieser Prinz eine seinen Gesandten wiederfahren Beleidigung nicht mit gleichgültigen Augen ansehen würde. Er warb auch wirklich Truppen zusammen, schickte den Amurath, dem er damals eine von seinen Töchtern zur Gemahlinn gab, mit zehn tausend Reutern uber den Euphrat voran, und folgte mit der ganzen persischen Armee, die er in Person commandirte, nach. Amurath verwüstete in den Staaten des Sultans alles mit Feuer und Schwerdt, plünderte und eroberte Cappadocien. Selim zog seinen Feinden mit einer Armee von viermal hundert tausend Mann entgegen, und kam innerhalb sechzig Tagen an den Ufern des Euphrats an, indem er mit unglaublicher Geschwindigkeit marschirte. Er zog hernach durch die Wüsteneyen des Gebirges Taurus, wo er zwanzigmal in Gefahr war, im Sande zu versinken. Endlich standen beyde Armeen, mit ihren Monarchen an der Spitze, einander im Gesichte, und lieferten in der Ebene bey Caldera-

rana

u) Sie brachten ihm einen ungeheuer großen Löwen zum Geschenke mit. Der Sultan, in der Meynung, daß man dadurch seiner Grausamkeit einen Vorwurf machen wollte, jagte die Gesandten mit Schimpf und Schande fort.

rana eine Schlacht. Der Sieg neigte sich mehr als einmal auf die Seite der Perser; aber das grobe Geschütz des Selims machte, daß er denselben davon trug. Die Ueberwinder drangen bis nach Tauris, der Hauptstadt des persischen Reichs, und Selim entschloß sich, den Winter in dieser Stadt zuzubringen, damit er im künftigen Frühjahre sogleich bey der Hand wäre, und die Eroberung aller Staaten des Sophi vollenden könnte.

Die Perser, die den Amurath als die Ursache ihres Unglücks ansahen, nahmen ihn gefangen, und schlugen ihm den Kopf ab. Selim vernahm diese Nachricht mit Freuden; er mußte aber auch zu eben der Zeit eine gewaltige Kränkung von Seiten der Janitscharen erfahren. Sie hatten gehört, daß sie den Winter zu Tauris zubringen sollten, und das war genug, sie aufrührisch zu machen. Der Sultan achtete anfänglich ihr Mißvergnügen geringe; sie droheten ihm aber, daß sie seinen Sohn Solimann zu ihrem Anführer wählen wollten. Diese Drohung machte den Selim unruhig; er ließ alle seine Eroberungen im Stiche, und kehrte geschwind nach Constantinopel zurück.

Solimann, der von dem, was vorgegangen war, benachrichtigt wurde, sahe sogleich ein, was er von einem Vater zu fürchten habe, der des geringsten Verdachts wegen das Liebste aufzuopfern im Stande war. Es wußte dieser junge Prinz außerdem, daß er bey dem Sultane nicht in Gnade stand, und war schon einmal nahe

dabey gewesen, eine x) traurige Erfahrung davon zu machen. Da er nun zeigen wollte, daß er keine bösen Absichten hätte, so gab er sich selbst seinem Vater in die Hände, und diese Unterwerfung besänftigte den Selim. Zu eben der Zeit wurde Aladin, der zweyte Sohn Achmets, der, wie ich gesagt habe, seine Zuflucht nach Aegypten genommen hatte, von einer Krankheit weggerissen, daß also der Sultan auf einmal von allen seinen Unruhen befreyet wurde.

Der Sultan von Aegypten und der Sophi von Persien schlossen indeß ein Bündniß wider den Selim. Dieser that dabey weiter nichts, als daß er den persischen Monarchen mit einer mäßigen Armee zu thun gab, und fiel unterdeß mit einem unzählbaren Heere in Syrien ein, in der Absicht, das Reich y) der Mamelucken gänzlich zu zerstöhren. Er gewann vier Schlachten, tödtete in der einen den Sultan von Aegypten, ließ seinen Nachfolger auf die grausamste Art ums Leben bringen, und machte aus den verschiedenen Staaten, woraus die Monarchie der Mamelu-

x) Solimann, der noch ein Kind war, drohete einst seinem Vater, und wurde von ihm mit einem vergifteten Kleide beschenkt. Die Mutter des jungen Prinzen, welche etwas argwohnte, ließ das Kleid einen Sclaven anziehen, welcher sogleich davon starb.

y) Dieses Reich stand seit vier Jahrhunderten, und begriff Aegypten, Judäa, Arabien, Syrien, nebst den Reichen Aleppo und Damas oder Damascus.

melucken bestand, eben so viel Provinzen des ottomannischen Reichs. Selim brauchte vier Jahre Zeit zu diesen Eroberungen. Diese vier Jahre über war er beständig in den Waffen, und kam gar nicht nach Constantinopel zurück. Mit der Beute von Aegypten und Adulien beladen, sahe er sich im Stande alles zu unternehmen, und setzte sich daher nichts geringers vor, als die ganze Welt zu erobern. Der Tod aber kam ihm mitten unter seinen ungeheuern Entwürfen in den Weg. Eine sehr schmerzhafte Krankheit endigte das Leben dieses Prinzen im vierzigsten Jahre seines Alters. Die Türken können den Selim unter ihre größten Monarchen rechnen; alle Nationen aber, bey denen die Tapferkeit nicht die einzige Tugend eines Regenten ist, werden ihn als ein Ungeheuer verabscheuen.

Solimann II, sein Sohn und Nachfolger, war nicht genöthigt, seine Hände mit Blut zu beflecken, als er zum Throne gelangte. Stolz und Pracht z) waren die vornehmsten Leidenschaften dieses neuen Monarchen. Man hörte ihn einst sagen, daß, da nur ein Gott im Himmel wäre, es auch billig sey, nur einen Monarchen auf der Erde zu haben. So bald er zum Kaiser war ausgerufen worden, befahl er, daß sich alle bey ihm melden sollten, denen der verstorbene Sultan etwas von ihren

z) Er hat sich durch die Aufführung verschiedener prächtigen Gebäude unsterblich gemacht.

Gütern und Vermögen genommen hätte, weil er ihnen alles wiedergeben wollte. Dieses Versprechen wurde auch erfüllt, und zog dem neuen Monarchen tausend Lobsprüche und Segenswünsche zu, indem die Türken um die Wette riefen, ein sehr sanftmüthiges und unschuldiges Lamm, sey auf einen sehr wilden und grausamen Löwen gefolgt.

Amurath II und Mahomet II hatten ihren Ruhm vor Belgrad verlohren. Solimann machte den Anfang seiner Regierung durch die Eroberung dieses wichtigen Platzes berühmt. Da er nun den Ruhm seiner erlauchtesten Vorfahrer übertreffen wollte, so unternahm er es, die Insel Rhodis zu erobern, welche die Vormauer der Christenheit, und der Aufenthalt der tapfersten Krieger auf dem Erdboden war. Er belagerte sie wirklich, und hatte sechs Monate lang fast keine andere Hoffnung, als daß er die Belagerung schimpflich wieder würde aufheben müssen; aber seine Standhaftigkeit und seine Wuth überstiegen alle fast unüberwindliche Hindernisse. Er a) eroberte endlich Rhodis, und

a) Man kann in der Geschichte der Maltheserritter vom Abbe Vertot die Umstände dieser berüchtigten Belagerung nachlesen. Es befand sich zu Rhodis ein ottomannischer Prinz, Namens Amurath, ein Sohn des Zizim, von welchem ich geredet habe. Amurath und seine beyden Söhne waren Christen geworden. Solimann wollte sie zwingen, die Religion wie-

und machte durch diese einzige That seinen Namen und seinen Ruhm unsterblich. Bald darauf sahe man diesen siegenden Sultan in den Ebenen bey Mohacz die ungarische Armee über den Haufen werfen, und dieses blühende Königreich erobern. Solimann trug das Schrecken seiner Waffen bis nach Wien, und konnte fast alle Jahre seiner Regierung, deren sechs und vierzig waren, nach eben so viel Siegen zählen. Indeß war ihm doch das Glück nicht immer günstig. Seine Unternehmung gegen die Perser gieng im Anfange gut; er nahm Tauris ein, drang bis nach Babylon, und ließ sich zum Könige von Persien krönen; Winde und Ungewitter aber hätten bald seine ganze Armee aufgerieben. Die Feinde fielen sie auf dem Zurückzuge an, und hieben einen ansehnlichen Theil davon nieder, so daß er ganz muthlos und voll Verzweiflung nach Constantinopel zurück kam.

Nachdem Solimann die Unruhen des Krieges satt hatte, überließ er sich gänzlich den Vergnügungen der Liebe, und diese Leidenschaft veranlaßte viel tragische Auftritte. Eine junge Sclavinn aus Siena in Italien, Namens Roxelane, nahm das Herz des Sultans ein. Sie besaß bey einer ausnehmenden Schönheit ungemein viel Verstand; aber sie war äußerst stolz, und erschrak vor keinem Laster, wenn sie es zur

wieder zu verändern; sie wollten es aber nicht thun, und wurden auf Befehl des Sultans strangulirt.

Ausführung ihrer Projecte für nöthig hielt. Geschickt, ihre Laster unter dem Scheine der ehrwürdigsten Tugenden zu verbergen, fand Roxelane das Mittel, sich, außer der Zärtlichkeit, auch die Hochachtung Solimanns zu erwerben. Sie hatte eine so vollkommene Gewalt über das Herz dieses Prinzen, daß sie ihn nöthigte, sie zu heyrathen, obgleich die im ottomannischen Hause seit langer Zeit eingeführte b) Gewohnheit sich einer solchen Heyrath widersetzte. Der Titel einer Gemahlinn war aber auch für den Ehrgeiz dieser Person noch nicht genug: sie wollte mit der Zeit ihre Kinder auf dem Throne sehen, dem Mustapha zum Nachtheile, den Solimann mit einer andern Sultaninn gezeugt hatte. Um in dieser Sache ihre Absicht zu erreichen, mußte der junge Prinz, den das Recht der Erstgeburt zum Throne rief, aufgeopfert werden. Roxelane brachte es auch, durch mancherley Kunstgriffe dahin, daß ihr Solimann den Willen that. Die Ausführung des Mordes wurde sechs starken und mannhaften Stummen aufgetragen. Mustapha vertheidigte sich gegen seine Mörder,

b) Die Sultane vor Mahomet II hatten die Gewohnheit, sich zu verheyrathen; sie hatten aber zu gleicher Zeit Concubinen, die sie fast eben so hielten, als ihre Weiber, so daß auch ihre Kinder im Reiche folgen konnten. Mahomet zog seine Sclavinnen fast noch den Gemahlinnen vor; Bajazeth II folgte diesem Beyspiele, und Selim machte es gleichsam zum unverbrüchlichen Gesetze.

der, und suchte ihnen zu entspringen, um sich ins c) Lager zu retten. Die Stummen waren schon ganz abgemattet, als der Sultan hinter einer spanischen Wand hervorguckte, um zu sehen, ob der Prinz noch lebte; da er nun die Mörder ein wenig ruhen sahe, warf er ihnen einen so ergrimmten Blick zu, daß sie auf einmal wieder zu Kräften kamen, den Mustapha zu Boden warfen und strangulirten.

Giangir, einer von den Söhnen Solimanns und der Roxelane, trat den Augenblick in das Zelt seines Vaters, und fragte wo Mustapha wäre, den er umarmen wollte. Der Sultan, ohne ihm etwas zu sagen, schickte ihn an den Ort, wo Mustapha war erwürgt worden. Giangir, der seinen Bruder tod fand, fühlte Abscheu und Entsetzen, warf sich auf den Leichnam des Mustapha, benetzte ihn mit seinen Thränen, umarmte ihn zu tausendmalen, und verwünschte die Urheber seines Todes. Solimann, der die Klagen des Giangir hörte, schickte einen Bacha, der ihn trösten sollte; aber der junge Prinz gerieth den Augenblick gegen seinen Vater in Hitze, und sagte alles, was Wuth und Verzweiflung in dergleichen Umständen eingeben können. Solimann, der ihn liebte, kam selbst dazu, um ihn von einem Orte wegzuführen, der seine Betrübniß nur unterhielt. Giangir machte ihm die bittersten

c) Es stand damals eine Armee bereit nach Persien zu gehen.

Vorwürfe, zog seinen Dolch heraus, sahe seinen Vater mit grimmigen Augen an, und sagte: „Barbar, ich will dich wohl verhindern, daß du „es mit mir nicht eben so machst.„ Mit diesen Worten stach er sich den Dolch ins Herz, und fiel tod auf den Leichnam seines Bruders.

Man stellte den Körper des Mustapha der ganzen Armee zur Schau aus. Man kann die Bestürzung der Janitscharen nicht genug beschreiben. Sie liefen wie Unsinnige im Lager herum, erhoben ein klägliches Geschrey, und waren nur nach Rache begierig. Der Sultan, Roxelane und der Vizir, wurden verwünscht und vermaledeyet. Wenn die Janitscharen sogleich einen andern gefunden hätten, der sich zum Kaiser schickte, so würden sie es den Solimann theuer haben bezahlen lassen, daß er einen Prinzen aufgeopfert hatte, der die beste Hoffnung von sich gab.

Roxelane war aber mit diesem Opfer noch nicht zufrieden. Mustapha hatte einen Sohn hinterlassen, der nur dreyzehn Jahr alt war, und zu Bursa sich aufhielt. Die grausame Sultane beschloß auch diesen ums Leben zu bringen: „Deine Hoheit, sagte sie eines Tages zum Solimann, „hat dem Mustapha vergebens „das Leben genommen. Er hat einen Sohn „hinterlassen, welcher heran wächst, und den Tod „seines Vaters gewiß rächen wird. Die Janit„scharen haben ihre Neigung auf den Amurath „geworfen. Die Einwohner zu Bursa beten „ihn an, und wünschen ihm ein längeres Leben, „als

„als seinem Vater. Man wecket dadurch die „traurigen Bilder immer wieder bey ihm auf. „Ueberlaß dich nicht einem schwachen Mitleide, „und bedenke, daß die Ruhe des Reichs von den „Tagen des Amurath abhänget.„ Das Todesurtheil wurde demnach sogleich wider diesen jungen Prinzen gesprochen. Als der Verschnittene, dem die Ausführung anbefohlen war, demselben ankündigte daß er sterben müsse, sagte Amurath: „Dieser Befehl ist mir so heilig, „als ob er von Gott selbst käme.„ Er bat sich nur einen Augenblick Zeit aus, daß er ein kurzes Gebeth verrichten könne, reichte darauf seinen Hals dem Stricke dar, und wurde erwürget.

Es scheint, Roxelane müsse damals auf dem Gipfel ihrer Wünsche gewesen seyn; aber es fehlte ihr doch noch eine Sache zu ihrer Zufriedenheit. Sie liebte ihren zweyten Sohn Bajazeth weit mehr, als den Selim, welcher der ältere war. Sie hätte nun gern auch dem Prinzen, vor dem sie die meiste Zärtlichkeit hatte, zum Reiche verholfen: aber die Ausführung dieser Sache war nicht so leicht; denn Soliman war mehr für den Selim eingenommen. Alle Anschläge der Roxelane giengen auf einen bürgerlichen Krieg aus, den diese Prinzessinn aber nicht erlebte, indem sie aus Verdruß starb, weil sie den Soliman nicht hatte bewegen können, den Bajazeth zu seinem Nachfolger zu ernennen. Dieser ergriff nach dem Tode seiner Mutter die Waffen, um sich zum Reiche zu verhelfen. Selim bekam Befehl, sich seinem Bru-

der entgegen zu stellen, und nahm diesen Auftrag mit Freuden an. Man lieferte in der Ebene bey Ancira eine Schlacht, und Bajazeth wurde überwunden. Dieser Prinz zog sich indeß in guter Ordnung zurück, und betrug sich während dem Treffen, und nach demselben, als ein sehr geschickter General. Er beschloß, nach Persien zu flüchten, wo der Sophi mit seiner Macht ihn wider den Soliman unterstützen konnte. Da er sich genöthigt sahe, einen seiner Söhne, welcher krank war, zu Iconium zu lassen, so nahm er doch seine andern Kinder mit, und lies an allen Orten, durch welche er zog, Manifeste zurück, um die Türken zu bereden, sich auf seine Seite zu schlagen.

Selim setzte seinem Bruder nach; er konnte ihn aber nicht verhindern, mit seiner ganzen Armee nach Persien zu gehen, allwo damals Tachmas, ein verzagter und nur seinen Lüsten ergebener Prinz, herrschte. Bajazeth fand den Tod da, wo er sein Heil gesucht hatte. Der Sophi, der den Krieg nicht liebte, und außerdem wußte, daß Soliman große Zurüstungen gegen Persien machte, beschloß, den Bajazeth aufzuopfern. Tachmas befahl vorerst, alle Türken über die Klinge springen zu lassen, die man an verschiedenen Orten herum zerstreuet hatte. An eben dem Tage, da dieser Befehl ausgeführt wurde, nahm man den Bajazeth, seine Kinder und alle Bachas gefangen. Der Sophi säumte nicht, dem türkischen Sultane Bericht von dem zu geben, was er gethan hatte. Soliman erklärte

sich,

sich, das einzige Mittel, ihn zurück zu halten, wäre, wenn man ihm den Bajazeth und seine Kinder auslieferte, oder sie ums Leben brächte. Der Sultan schickte sogar einen eigenen Abgesandten nach Persien, damit sein Wille in Erfüllung gebracht würde. Tachmas willigte in den Tod der unglücklichen Prinzen, die ihre Zuflucht in seinen Staaten gesucht hatten. Bajazeth, der des Lebens überdrüßig war, hörte die Ankündigung des Todes ohne Murren; er bat sich blos die Erlaubniß aus, seine Kinder umarmen zu dürfen; aber diese Gnade wurde ihm abgeschlagen. Man warf ihm einen Strick um Hals, und erwürgte ihn. Seine vier Söhne kamen noch an eben dem Tage auf eben die Art ums Leben. Ihre Körper wurden mit dem ihres Vaters zugleich nach Sebaste geschafft.

Bajazeth hatte noch einen Sohn, den der Sultan anfänglich auf eine seiner Geburt anständige Art zu erziehen befahl; Soliman aber, der allen Saamen zu einem bürgerlichen Kriege ausrotten wollte, gab Befehl, ihn umzubringen. Der Verschnittene, der den Auftrag dazu hatte, wurde durch den Anblick des jungen Prinzen gerührt, der noch nicht fünf Jahre hatte, und von ungemeiner Schönheit war. Er konnte sich nicht entschließen, sein Mörder zu werden; er trug die Sache einem Capigi auf, welcher auch mit einer herzhaften Mine ins Zimmer des jungen Prinzen trat. Da ihm aber dieser mit einer lachenden Mine entgegen gelaufen kam, und ihn umarmen wollte, so hielten die Schönheit und die

Liebkosungen des Kindes seinen Arm zurück, daß er stehen blieb, und den jungen Prinzen mit unverwandten Augen ansahe. Der Verschnittene aber, der durch die Thüre guckte, und überlegte, daß sein Mitleiden ihm theuer würde zu stehen kommen, fuhr geschwind zur Thüre hinein, und erdrosselte das unschuldige Kind.

Selim hatte also niemanden mehr, der ihm die Krone streitig machte. Sein Vater, der noch einige Jahre lebte, endigte seine Tage und seine Regierung in Ungarn bey der Belagerung von Sigeth, im Jahr 1566, welchen Platz der Graf Serini gegen ihn mit vieler Tapferkeit vertheidigte. Der Verdruß, den ihm diese mißlungene Unternehmung verursachte, stürzte ihn ins Grab, nach einer eben so glorreichen als langen Regierung. Dieser Prinz, der kein Blut vergossen hatte, da er auf den Thron gestiegen war, sahe sich genöthigt, es noch zu thun, um sich auf demselben zu erhalten. Die barbarischen Maximen der ottomannischen Politik waren es, die ihn zu allen den Ausschweifungen der Grausamkeit verleiteten, die man nicht ohne Entsetzen hat lesen können.

Einer von den Söhnen d) **Mahomets**, der eben diesen Namen seines Vaters führte, wollte sich

d) Es ist dieses der dritte türkische Kaiser dieses Namens. Der Verfasser macht hier einen Sprung, indem er zween Kaiser, Selim II, und Amurath III, die auf Soliman folgten, übergehet.

sich gern auf den Thron setzen, und fieng löse Händel an, um sein Vorhaben auszuführen. Seine Meuterey wurde aber entdeckt, und kostete dem Anstifter das Leben, so wie auch der Sultaninn, seiner Mutter, die den jungen Prinzen verleitet hatte, sich gegen seinen Vater Mahomet zu empören. Der Sultan lebte nach dem Tode seines Sohns nicht lange mehr. Er behielt ein gewisses trauriges Andenken von ihm, das ihn in eine tiefe Melancholie stürzte. Die Pest, welche damals schreckliche Verwüstungen zu Constantinopel anrichtete, traf den Mahomet mitten in seinem Serail. Es starb dieser Prinz im acht und dreyßigsten Jahre seines Alters, wenig bedauert von den Ottomannen, als welche unter seiner Regierung ihren Ruhm halb erloschen sahen.

Achmet I, der ihm nachfolgte, kehrte sich an diese barbarische Gewohnheit nicht, die den Brüdern eines neuen Sultans so nachtheilig war. Dieser Prinz, der von Natur sehr zum Vergnügen der Liebe geneigt war, ließ sich im Anfange seiner Regierung gänzlich von einer Jüdinn, Namens Reira, regieren. Vielleicht hat es nie ein ehrgeiziger Weibsbild gegeben. Sie machte sich durch ihr aufgeräumtes Wesen, und durch die Gabe, artige Mährchen zu erzählen, beym Achmet beliebt, so daß sie in kurzer Zeit die höchste Staffel der Gunst erreichte, und die vornehmsten Bedienten des ottomannischen Hofes zu ihren Füßen sahe. Alle Bedienungen wurden durch sie vergeben, und sie gab nie denen,

die sie verdienten, sondern denen, die ihr das meiste dafür anbothen. Diese Aufführung brachte alles wider sie auf, und die gemeine Sage war, das Reich würde von einer Sclavinn regiert. Die Janitscharen wurden aufrührisch, kamen vor das Serail, und foderten den Kopf der Keira. Achmet, der die Folgen dieses Aufruhrs fürchtete, sahe sich genöthigt, seine Geliebte heraus zu geben, welche von den Soldaten in Stücken gerissen wurde.

Asien ward während der Regierung Achmets mehr als einmal aufrührisch, und die Janitscharen verlohren öfters die Ehrfurcht, die sie ihrem Herrn schuldig waren. Die schwache Leibesbeschaffenheit des Sultans und seine Ausschweifungen stürzten ihn ins Grab, in der Blüte seines Alters, indem er nicht mehr als dreyßig Jahre erreicht hatte. Da Achmet sahe, daß er sterben müßte, und daß er das Reich seinem ältesten Sohne hinterlassen würde, der nur eilf Jahr alt war, so beschloß er, um allen Unruhen zuvor zu kommen, die sich im Staate eräugen könnten, einen Nachfolger zu wählen, der auch im Stande wäre zu regieren. Er ernannte demnach seinen Bruder Mustapha an seine Stelle, der sich bisher in einer Einsiedeley der Derwische aufgehalten hatte, um dem Sultan keinen Argwohn zu geben.

So bald als Achmet den Geist aufgegeben hatte, suchte man den Mustapha, und holte ihn aus seiner Zelle auf dem Thron. Er erhielt sich aber nicht lange auf demselben. Die Weisheit

heit der Derwische hatte ihm den Kopf verrückt, und ein närrischer Kaiser konnte sich leicht die Verachtung seiner Unterthanen zuziehen. Vier der vornehmsten Bedienten des Reichs machten eine Verschwörung gegen den neuen Sultan. Sie setzten den Einwohnern zu Constantinopel in den Kopf, daß es eine Schande für die Ottomannen wäre, einem Wahnwitzigen zu gehorchen, der nicht im Stande sey, sich selbst zu beherrschen; daß die Angelegenheiten des Staats in den traurigsten Umständen wären, und daß man so vielem Unheile nicht abhelfen könnte, wenn man den Mustapha nicht absetzte, und den jungen Osmann, als rechtmäßigen Erben der Krone, an seine Stelle nähme.

Diese Reden, die überall herum gestreuet wurden, machten die Gemüther zum Aufruhre geneigt. Die Verschwornen ergriffen Maaßregeln, um ihrer Sache gewiß zu seyn. Sie holten den Osmann und riefen ihn zum Kaiser aus. Mustapha hörte was vorgieng, und war bey aller seiner Trägheit doch gegen den Verlust einer Krone nicht unempfindlich. Man sperrte diesen Prinzen in einen Thurm ein, der weiter kein Licht hatte, als das durch eine kleine Oeffnung hinein fiel. Wir werden in der Folge sehen, wie es diesem unglücklichen Sultane weiter ergieng. Seine Regierung hatte nicht länger gedauert, als drey Monate und sieben Tage.

Während der Minderjährigkeit Osmanns wurde das Regiment von dem Großvizir und dem Capitain-Bacha verwaltet. Der junge Sultan

tan zeigte ein großes Verlangen, bald selbst zu regieren, und ergriff das Ruder des Staats, so bald er das gehörige Alter erreichet hatte. Von einer unersättlichen Ruhmbegierde geplagt, ließ er sich einfallen, Pohlen zu erobern. Er zog mit einer Armee von viermal hundert tausend Mann gegen dasselbe. Die Pohlen wären ohne Rettung gewesen, wenn die ottomannischen Truppen eben so viel Tapferkeit gehabt hätten, als der junge Sultan, der sie commandirte; aber die Janitscharen unterstützten ihn in seinen Unternehmungen sehr schlecht. Osmann ließ ihrer eine gute Anzahl hinrichten, um sich an ihnen zu rächen; die andern aber wurden dadurch nur noch mehr aufgebracht. Sie brachen in Murren aus, und man hatte viel Mühe, sie wieder zu besänftigen. Der Sultan faßte dadurch einen unversöhnlichen Haß gegen diese Miliz, und setzte sich vor, sie ganz aufzuheben. Er machte Friede mit Pohlen, und kehrte nach Constantinopel zurück.

Um den wieder die Janitscharen gefaßten Vorsatz ins Werk zu richten, beschloß Osmann, den Sitz des Reichs nach Groß-Cairo zu verlegen, wo ehemals die Sultane von Aegypten residirt hatten. So geheim er aber auch damit zu Werke gieng, so wurden seine Absichten doch verrathen. Die Janitscharen geriethen in Wuth, widersetzten sich der Abreise des Prinzen, und verlangten die Köpfe der Minister, von denen sie argwohnten, daß sie dem Kaiser einen so verderblichen Rath gegeben hätten. Osmann zeigte sich anfänglich sehr standhaft, und wollte den

den Rebellen nichts einräumen. Die Janitscharen wurden darüber noch wilder. Sie suchten den Groß-Vizir und noch einen andern Minister, und hieben ihnen den Kopf ab. Sie machten sich sodann Meister vom Serail, und drangen bis in die geheimsten Gemächer desselben ein. Einige der hitzigsten unter ihnen fragten, wo der Sultan Mustapha wäre, und schrien, daß man ihn wieder auf den Thron setzen müsse. Man suchte ihn in dem Thurme, in welchem er eingesperrt war, und zog ihn e) aus seinem Gefängnisse. Es befand sich dieser Prinz in den kläglichsten Umständen: man hatte seit dem Anfange des Aufruhrs nicht an ihn gedacht, und es war schon der dritte Tag, daß er nichts gegessen und getrunken hatte. Da er aus keiner andern Ursache aus dem Gefängnisse geholt zu werden glaubte, als daß man ihm das Leben nehmen wollte, so fiel er in den Armen der Janitscharen in Ohnmacht. Er kam bald wieder zu sich, und man hatte alle Mühe anzuwenden, ihn zu bereden, daß man keine andere Absicht habe, als ihn wieder auf den Thron zu setzen. Man führte ihn

e) Man sahe sich genöthigt, das Dach des Thurms aufzudecken, um den Mustapha heraus zu holen, weil man zur Thüre dieses Gefängnisses nicht anders kommen konnte, als durch die Zimmer der Weibspersonen im Serail, wohin die Aufrührer nicht gekommen waren. Man zog den Mustapha mit Stricken aus dem Thurme.

ihn nach dem alten Serail, und wenn einige schrien: Da ist Mustapha, unser Sultan! so antworteten die andern: Er lebe! er lebe!

Dieses Geschrey kam bis zu den Ohren Osmanns, der sich gewaltig darüber betrübte. Entschlossen, alles anzuwenden, um sich bey der Regierung zu erhalten, suchte er den Mustapha in seine Gewalt zu bekommen, und ihm das Leben zu nehmen; man verhinderte ihn aber an der Ausführung dieses Projects. Osmann, da er sich von allen verlassen sahe, that endlich einen Schritt, der seinem Stolze viel kosten mußte. Er begab sich zum Alil Bacha, dem Anführer der Rebellen, ließ sich zu den demüthigsten Bitten herab, und begleitete sie mit den prächtigsten Versprechungen. Die Verfassung eines jungen Prinzen, der einige Tage vorher Millionen Menschen zittern machte, und sich jetzt genöthigt sahe, seine eigenen Unterthanen um Gnade anzuflehen, diese Verfassung, sage ich, rührte den Alil Bacha auf das empfindlichste. Er begab sich nebst dem Großvizir ins Lager der Janitscharen, und that ihnen von Seiten des Kaisers Vorschläge. Die Rebellen, die gegen die in Wuth geriethen, welche sich einer solchen Sache unterzogen, fielen über sie her, und rissen sie in Stücken. Sie nahmen hierauf den Sultan in Verhaft, und benachrichtigten den Mustapha, daß sein Feind in ihre Hände gerathen sey.

Kein Schimpf, keine Beleidigung war zu groß, daß man sie dem unglücklichen Osmann

nicht angethan hätte. Man setzte ihn auf ein schlechtes Pferd, und ließ ihn durch alle Gassen zu Constantinopel reiten; man begleitete ihn mit Schimpf und Schmähungen, und die Häupter seiner getreuesten Officiere wurden vor ihm hergetragen. Der Prinz weinte bitterlich, ohne sich ein einziges Wort verlauten zu lassen, außer einigen tiefen Seufzern, welche fähig waren, in dem härtesten Herzen Mitleid zu erregen. Als er im Lager angekommen war, umringten ihn die Rebellen mit ausgelassener Wuth, knirschten mit den Zähnen, und gaben ihm die allerverhaßtesten Namen. Sie fuhren ihm mit brennenden Lunten unter die Nase; und schrien mit abscheulichen Stellungen und Geberden um ihn herum, daß er verdiene strangulirt zu werden. Hierauf setzten sie ihn auf den Wagen, auf welchem die Missethäter zum Tode geführt wurden, und den Scharfrichter neben ihn. Dieser letzte Schimpf war dem Kaiser der empfindlichste. „Musulmänner, rief er aus, großmüthigen Musulmänner, strangulirt mich nur, ich bitte euch; „erweiset mir nur diese Gnade, daß ich den Tod „von so vielen tapfern Soldaten, nur aber nicht „von den Händen des Scharfrichters bekomme.„ Man kehrte sich aber an die Bitte Osmanns nicht, sondern führte ihn zu dem Schlosse der sieben Thürme. Der neue Großvizir begab sich nebst einigen Sclaven, welche seidene Stricke hatten, in dieses Gefängniß, und kündigte dem Osmann den Tod an. Der Prinz seufzete, und bat mit vieler Demuth nur um so viel

Zeit, daß er Gott seine Seele empfehlen könnte. Man schlug ihm diese Bitte nicht ab. Mitten unter dem Gebete erwachte die Vorstellung seiner vergangenen Hoheit, und seines gegenwärtigen Unglücks, da er mit funfzehn Jahren das Reich und das Leben verlieren sollte. Er fuhr in der Hitze auf, und rief: „Meine Freunde, ist denn „niemand unter euch, der mir einen Dolch giebt, „um mein Leben vertheidigen zu können?„

Der Großvizir gab den Sclaven ein Zeichen, daß sie zugreiffen sollten. Osmann sprang auf sie zu, und vertheidigte sich mit eben so vieler Stärke als Geschicklichkeit. Endlich aber brachte man es doch so weit, daß man ihm von hinten her den mörderischen Strick über den Kopf warf, welchen man so fest zusammen zog, daß der Prinz zu Boden fiel. Die Sclaven fielen sogleich auf ihn; er wehrte sich aber so lange unter den Händen seiner Scharfrichter, daß es nicht möglich war, ihn zu erwürgen. Endlich gab man ihm einen Schlag mit einer Axt auf die Schultern und in den Nacken, daß er die Bewegung verlohr, und man ihn nun ohne Mühe vollend erwürgen konnte. Ein solches trauriges Ende nahm ein junger Prinz, der seiner Schönheit, seines Verstandes und seiner Tapferkeit wegen anfänglich war bewundert worden, den aber seine Unvorsichtigkeit und einige Merkmale der Grausamkeit ins größte Unglück stürzten. Nie war einem ottomannischen Monarchen von seinen Unterthanen auf eine so unanständige Art begegnet worden.

Die

Die Schwachheit des Mustapha war Schuld, daß er einen Thron nicht lange besaß, auf welchen er wieder gestiegen war. Es stand dieser Prinz bisweilen in der Nacht auf, und rief: „Osmann, Osmann, komm und nimm „dein Reich wieder; die Last ist zu schwer für „mich, ich kann sie nicht tragen, sie drückt mich „zu Boden.„ Die Mutter des Sultans suchte zwar die Ausschweifungen ihres Sohnes zu verbergen; aber es gelang ihr nicht, und man war nichts als eines neuen Aufruhrs gewärtig.

Die Truppen in Asien machten den Anfang unter dem Vorwande, den Tod des Osmanns zu rächen. Constantinopel war voller Unruhe, und man sahe die Janitscharen nicht anders, als mit Abscheu an. Diese fiengen selbst an, sich ihrer Ausschweifungen zu schämen; und um ihr Verbrechen einigermaßen gut zu machen, strangulirten sie den Großvizir, der den Osmann umgebracht hatte, und beredeten die Vornehmsten des Reichs, daß sie den Mustapha vom Throne warfen, und seinen Nefen Amurath darauf setzten. Dieser wurde demnach zum Kaiser ausgerufen, und der abgesetzte dagegen wieder ins Gefängniß gesteckt; doch ließ man ihm das Leben, weil die türkische Religion nicht erlaubt, einen Prinzen umzubringen, der von Sinnen gekommen ist.

Amurath IV hatte in den ersten Jahren seiner Regierung allerley Ungemach von den Truppen zu erdulden. Die Spahis und die

Janitscharen, welche mit der Sultane f) Valide und mit dem Großvizir übel zufrieden waren, verlangten vom Kaiser das Haupt seiner Mutter, und des ersten Ministers. Da Amurath darein nicht willigen wollte, so sagten sie ihm, daß sie seinen Bruder Bajazeth auf den Thron setzen würden. Der Sultan, der sich der tragischen Begebenheit Osmanns erinnerte, überließ den Vizir der Wuth der Rebellen, überzeugt, daß sie auf dem Tode der Sultane Mutter nicht bestehen würden. Die Aufrührer, die dadurch noch trotziger geworden waren, wollten noch einige von den vornehmsten Ministern ausgeliefert haben, welches ihnen auch zum Theile eingeräumt wurde. Hierauf verlangten sie den Bajazeth zu sehen; und als man ihnen auch in diesem Stücke den Willen that, schrien sie, daß der neue Vizir und der Muphti mit ihrem Leben für das Leben des Bajazeth stehen sollten, damit sie einen Sultan wüßten, der würdig wäre, ihnen zu befehlen, im Fall sie einen nöthig hätten. Man konnte die Rebellen nicht eher besänftigen, als bis man ihnen noch den Janitscharen-Aga und den Tefterdar Preiß gab, denen sie den Tod geschworen hatten. So bald diese beyden ihrem Haße aufgeopfert waren, kehrten sie wieder zu ihrer Schuldigkeit zurück.

Der Sultan, überzeugt, daß Entschlossenheit und Kühnheit die sichersten Mittel wären, seine

f) Diesen Namen giebt man der Mutter des Sultans.

seine Truppen in der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit zu erhalten, ließ eine große Menge Waffen in das Serail bringen, und theilte sie an seine Wache aus, auf deren Treue und Herzhaftigkeit er sich verlassen konnte. Er zog sodann an ihrer Spitze aus, ließ sich auf den Gassen zu Constantinopel und in dem Qvartiere der Janitscharen mit einer dreusten und verächtlichen Mine sehen, indem er die Soldaten mit fürchterlichen Blicken ansahe. Seine Unerschrockenheit setzte sie in Erstaunen. Amurath, der die gute Wirkung von diesem ersten Schritte sahe, ließ eine gute Anzahl der verwegensten und unruhigsten Spahis hinrichten. Eben so wenig schonte er auch das Blut der Janitscharen. Seine Garde beschäfftigte sich einen Theil der Nacht hindurch damit, daß sie die todten Körper der Soldaten ins Meer warf. Die Zahl der Hingerichteten war so groß, daß der Canal des schwarzen Meeres, wie man sagt, einmal davon zugestopft wurde.

Nachdem Amurath sich seinen Soldaten furchtbar gemacht hatte, suchte er sich auch beliebt bey ihnen zu machen. Er gieng sehr vertraut mit ihnen um, und war bey allen ihren Uebungen zugegen. Besonders sahe er sie im Hippodromo gern nach dem Ziele schießen. Die geschicktesten wurden allemal von ihm beschenkt. Da man einige entflohene Missethäter wiederbekommen hatte, so ließ er sie den Pfeilen der Soldaten zum Ziele hinstellen, und gab dem ein großes Lob, der die Geschicklichkeit hatte, sie

recht ins Herz zu treffen. Es war dieses nicht der einzige Beweis der Grausamkeit, den er während seiner Regierung gab. Alles zitterte vor ihm. Das Blut der Menschen war in seinen Augen eine geringe Sache; ja er trug sogar kein Bedenken, dasjenige zu vergießen, das die Musulmänner bisher allemal verschont hatten. Der Muphti erfuhr dieses zu seinem Unglücke. Amurath zog des Nachts auf allen Straßen zu Constantinopel herum, um zu sehen, ob das Verbot, daß man keinen Wein trinken sollte, nicht übertreten würde. Fünf bis sechs, die er betrunken fand, wurden ins Gefängniß geführt, und zu Tode geprügelt. Ein Mensch, der dem Sultan nicht aus dem Wege gegangen war, wurde am Leben gestraft, ob man gleich fand, daß er taub war, und folglich die Stimme Sr. Hoheit nicht gehört hatte. Ein venetianischer Kaufmann, der auf das platte Dach seines Hauses ein Stübchen gebauet hatte, aus welchem man in die Zimmer der Weiber des Sultans sehen konnte, wurde im Hemde vor diesem Stübchen aufgehangen. Dreyßig indianische Pilgrimme, die das Pferd des Sultans scheu gemacht hatten, da sie bey ihm um ein Almosen bettelten, wurden auf die Galeeren geschickt. Da der Geruch des Tabaks dem Sultan unerträglich war, so verbeth er bey harter Strafe seinen Unterthanen, daß sie weder Tabak verkaufen noch rauchen sollten. Er traf einst einen Mann an, der damit handelte, und zween andere, welche rauchten; ingleichen wurde auch

eine Frau mit der Pfeiffe in der Hand angetroffen. Zween von diesen Männern wurden die Aerme und Beine abgesägt; der andere und die Frau wurden gespießt, und jedem eine Rolle Tabak um den Hals gelegt.

So oft er in den Gärten des Serails spazieren gieng, hatte er eine geladene Flinte bey sich, die er auf die losschoß, die dem Ufer zu nahe kamen. Er ließ sogar eines Tages eine Canone auf eine Gondel voll türkischer Damen lösen, die der Wind ein wenig zu nahe heran trieb, so daß diese Gondel den Augenblick zu Grunde gieng. Amurath war in dem Innersten seines Hauses nicht weniger grausam. Ein Koch wurde ums Leben gebracht, weil er ein Ragout nicht recht gemacht hatte, und ein Musicus, der vor dem Sultan ein Lied gesungen hatte, welches ein Lobspruch auf die Tapferkeit der Perser war, wurde strangulirt. Es hatte dieser Prinz vier Brüder, die er so lange am Leben ließ, als er keine Kinder hatte; so bald aber eine von den Sultaninnen einen Kronerben zur Welt gebracht hatte, ließ Amurath den Bajazeth und Orchanes, welche die ältesten von seinen Brüdern waren, erdrosseln. Die Schwachheit des Ibrahim rettete ihm das Leben. Chasun war es nun noch allein, der, ungeachtet seiner frühen Jugend, einige Zeit darauf umgebracht wurde, weil der Sultan zu viel Verstand bey ihm fand.

Amurath überzog Persien zweymal mit Kriege, und machte sich Meister von Babylon.

Es wurde diese Stadt, nach einem tapfern Widerstande, mit Sturm erobert, und vier und zwanzig tausend Soldaten, die von der Besatzung übrig waren, wurden auf Befehl des Ueberwinders umgebracht. Dieser Zufall gab der ottomannischen Monarchie den Ruhm und den Glanz wieder, den sie seit einigen Jahren verlohren zu haben schien. Amurath ließ sich in Babylon zum Kaiser von Persien krönen.

Die Strapazen und das lüderliche Leben schwächten merklich die Gesundheit des Sultans. Da er nun fürchtete, daß man sich seine Umstände zu Nutze machen, und ihn vom Throne werfen möchte, ließ er den Mustapha, der zweymal Kaiser gewesen war, erwürgen. Dieser ließ sich den Strick ganz gelassen um den Hals legen, zwar nicht aus Standhaftigkeit, sondern aus Dummheit. Der Sultan kam nach Constantinopel zurück, zog im Triumphe ein, und fuhr fort, sein Leben durch Ausschweifungen zu verkürzen.

Die Söhne des Amurath waren alle einige Zeit nach ihrer Geburt gestorben. Der Sultan war darüber so in Verzweiflung, daß man ihn eines Tages sagen hörte, er wünschte nicht allein der letzte Prinz vom ottomannischen Geblüte zu seyn, sondern auch, daß sein Grab von den Ruinen der Monarchie bedeckt würde. Kurz vorher, ehe er den Zug nach Persien that, machte er sein Testament, in welchem er seinen Bruder Ibrahim enterbte, und den Cham der

Tartarn, Rahim Chiras, zu seinem Nachfolger ernannte.

In den Umständen, worinne sich Amurath befand, war der Wein ein tödtendes Gift für ihn; dem ohngeachtet trank er unmäßig, und ward das Opfer seiner Unmäßigkeit. Amurath war nicht älter als dreyßig Jahre, da ihn seine Ausschweifungen ins Grab stürzten. Alles, was ich von diesem Prinzen gesagt habe, macht einen Abscheu aus ihm. Indeß genossen doch die Unterthanen unter seiner Regierung einer größern Ruhe, als unter einem seiner Vorfahren. Seine unerbittliche Strenge that vielen Unordnungen Einhalt. Seine Liebe zur Gerechtigkeit artete zwar in Grausamkeit aus; aber man achtet unter einem barbarischen Volke diese Grausamkeit nicht sehr, wenn sie sich über wenig Personen erstreckt, und dagegen dem Reiche große Vortheile verschafft. Amurath hatte außerdem Eigenschaften, die ihn bey seinen Unterthanen beliebt machten. Er besaß alle kriegerische Tugenden in einem ausnehmenden Grade, und gab Beweise davon, so oft er sich nur an der Spitze der Armee sehen ließ. Nun aber schätzen die Türken diese Art von Verdienste an ihren Monarchen mehr, als jene friedliebenden Eigenschaften, die eine gesittetere Nation glücklich machen würden. Um Amurath IV vollends ganz zu zeigen, will ich sagen, daß er viel Verstand und wenig Religion hatte.

Es setzte wegen der Nachfolge im Reiche gewaltige Unruhen; endlich aber wurde das Testament

ment des Amurath für nichtig erklärt, und Ibrahim im Jahre 1650 zum Sultan ausgerufen. Dieser Prinz, der zur Regierung nicht viel Geschick hatte, überließ dieselbe gänzlich der Valide, und vergnügte sich indeß in seinem Serail. Aber die Officiere wurden bald über einen Monarchen mißvergnügt, der seine Tage in einem wollüstigen Müßiggange zubrachte. Das Volk schien nicht weniger unzufrieden zu seyn, so daß sich alles zu einer Rebellion anschickte. Die Umstände schienen dem Muphti günstig, welcher sich am g) Ibrahim rächen wollte, weil er sich über ihn zu beschweren hatte. Es war in kurzer Zeit eine Verschwörung zu Stande gebracht, welche den Sultan vom Throne werfen wollte, und man hatte sogar die Valide mit hinein gezogen, indem man sie beredete, man habe weiter keine Absicht, als ihren Sohn schüchtern zu machen, um ihn zu einer andern Aufführung zu nöthigen. Die Janitscharen machten, ihrer Gewohnheit gemäß, den ersten Aufruhr. Sie kamen nach Constantinopel, versammelten sich vor dem Serail, und foderten den Kopf des Großvizirs Ibrahim, der ihre Verwegenheit anfänglich nicht achtete, wies sie mit Zorn und Unwillen zurück. Als aber die Sultaninn Mutter, die er zu Rathe zog, ihm vorstellte, daß dieser Aufruhr schädliche Folgen haben könnte, setzte

g) Ibrahim hatte dem Muphti seine Tochter entführt, so wie er andere Mägdchen entführte, wenn sie ihm gefielen.

setzte er den Vizir ab, der seine Zuflucht zum Muphti nahm.

Dieser erste gelungene Versuch machte den Verschwornen Muth. Sie verlangten, daß der Sultan den künftigen Erben der Krone bestimmen sollte, damit sie ihn auf eine seiner Geburt anständige Art zu dem Range erheben könnten, den er künftig bekleiden sollte. Sie wurden aber abgewiesen, und eilten sogleich zu den Muphti, den sie fragten, ob das Gesetz nicht die Absetzung eines schwachen Sultans und eines Tyrannen billigte. Der Muphti antwortete, daß es dieselbe allerdings billigte. Auf diese Antwort kühn, foderten sie den Sultan auf, daß er vor dem Divan erscheinen sollte. Ibrahim lachte über diese Auffoderung, und noch über verschiedene andere, die man an ihn ergehen ließ. Er gab sogar Befehl, daß man dem Muphti den Kopf abschlagen sollte. Dieser Befehl des Sultans blieb nicht allein unbefolgt, sondern die Janitscharen umringten auch das Serail, und waren im Begriff, dasselbe zu stürmen. Den Ibrahim verließ auf einmal der Muth; er eilte, sich in die Arme seiner Mutter zu werfen, und bat, daß sie ihm das Leben retten möchte. Diese Prinzessinn gieng den Rebellen entgegen, und suchte durch ihr Zureden die Liebe und die Ehrfurcht, die sie ihrem Herrn schuldig wären, wieder in ihr Herz zurück zu rufen; da aber die Sultane sahe, daß sie nichts bey ihnen ausrichtete, so bat sie, daß sie nur ihre Hände nicht mit dem Blute ihres Herrn beflecken möchten,

und

und versprach, daß Ibrahim auf die Krone Verzicht thun sollte. Diese Anerbietung beruhigte die Rebellen; sie bestanden aber darauf, daß man ihnen den ältesten Sohn des Kaisers in die Hände liefern sollte. Die Sultane versprach auch dieses zu thun, und gieng, ihn zu suchen. Indem dieses vorgieng, nahm einer von den Verschwornen den Ibrahim in Verhaft, und führte ihn in das Zimmer, das er bewohnt hatte, ehe er auf den Thron gestiegen war, wo er ihm niemanden zur Gesellschaft ließ, als zwey alte Weiber.

Die Sultane Valide brachte ihren Enkel, den jungen Mahomet, der noch nicht acht Jahre alt war, an der Hand geführt. Ibrahim, der sich eingesperret sahe, und seine gegenwärtige Verfassung mit der Hoheit und dem Vergnügen verglich, die er nun auf immer verlohren hatte, fiel in eine solche Verzweiflung, daß er sich das Leben nehmen wollte. In dieser Absicht, stieß er öfters den Kopf gegen die Mauern; aber er hatte nicht Standhaftigkeit genug, sich so zu stoßen, daß er seinen Widerwärtigkeiten ein Ende machte. Der Muphti kam der Schwachheit dieses Prinzen zu Hülfe; er erklärte, daß Sultan Ibrahim des Todes würdig sey, weil er die Weiber und Töchter seiner Unterthanen verführt habe. Der ottomannische Pabst wollte sich das grausame Vergnügen verschaffen, diesen Ausspruch in Erfüllung gebracht zu sehen. Er begab sich zum Ibrahim ins Gefängniß, und las ihm sein Todesurtheil vor.

So-

Sogleich griffen vier Stumme den Sultan an, und erwürgten ihn mit einem seidenen Stricke, acht Tage nach seiner Absetzung. Unter der Regierung des Ibrahims war es, daß sich der berüchtigte Krieg in Candien anfieng.

Die Majorennität des ottomannischen Prinzen ist mit der Erfüllung des siebzehnten Jahres festgesetzt. Der neue Sultan war erst sieben Jahre alt, und es war daher nöthig, eine Regentschaft niederzusetzen. Die Sultane Kiosen, und die Sultane Tachan, die eine die Großmutter, und die andere die Mutter des jungen Prinzen, wurden zu Regentinnen erklärt; die erstere riß aber alle Gewalt allein an sich, deren sie schon unter der vorigen Regierung genossen hatte. Die Sultane Tachan suchte eine so gefährliche Nebenbuhlerinn los zu werden, und hatte das Glück, daß es ihr gelang. Kiosen hatte eine Vertraute, Namens Mulki Kadem, die sie dem Schaban Kalfa, einem sehr verständigen Manne, zur Ehe gab. Diese drey Personen regierten das Reich nach ihrem Gefallen. Die Janitscharen, die von der Mulki Kadein keine Befehle annehmen wollten, wurden alle zu gleicher Zeit aufrührisch, und verlangten sowohl ihren, als ihres Mannes Kopf. Die Sultane hielt eine schöne Rede, um die Janitscharen zu besänftigen; aber die Soldaten schrien: Nicht viel Redens; sie müssen sterben. Die Aufrührer umringten sogleich das Serail, und die Sultane Kiosen fand, daß sie einer so dringenden Gefahr nicht anders begeg-

nen

nen könnte, als wenn sie den Rebellen die Köpfe der beyden Personen, die ihr so lieb waren, vorwerfen ließe.

Dieser erste glückliche Zufall bewog die junge Regentinn, daß sie neue Versuche that, um ihre Nebenbuhlerinn ins Verderben zu stürzen. Sie wußte, daß Kiösen sich mit in die Verschwörung eingelassen hatte, die für den Ibrahim so traurig abgelaufen war. Sie wandte sich an die Spahis, die seit langer Zeit mit den Janitscharen im Mißverständnisse lebten. Die Spahis hatten damals den Gurgi Nebi zu ihrem Aga, einen sehr erfahrenen Officier, der ganz Asien regierte, wo er mit seinen Truppen stand. Die junge Valide schrieb ihm, und ermahnte ihn, den jungen Sultan aus der Art von Sclaverey zu befreyen, in welcher man ihn hielte, und den Tod des Ibrahim zu rächen. Der Anführer der Spahis griff sogleich zu den Waffen, und war im Begriffe nach Constantinopel zu kommen. Bectas, der Janitscharenaga, zog ihm ungesäumt entgegen, und kam ihm in den Weg. Beynahe hätte man unter den beyden fürchterlichsten Körpern der ottomannischen Miliz eine blutige Schlacht gesehen, welche die Monarchie ihrem Untergange nahe gebracht haben würde; man brachte es aber bey denen Spahis dahin, daß sie sich zurück zogen, ohne etwas gethan zu haben. Der Janitscharenaga, welcher eine von den Creaturen der alten Sultane war, vermochte nun alles im Reiche. Er ließ den Gurgi Nebi umbringen, dessen Kopf man

nach Constantinopel brachte, wo er dem Muthwillen des Volks ausgestellt wurde.

Der Janitscharenaga ließ, um seine Gewalt recht zu zeigen, zween Vizire nach einander absetzen, weil sie ihm nicht unterthänig genug schienen. Siaoux, der an ihre Stelle kam, und ein Mann von Muth und Verstande war, beschloß, eher zu sterben, als ein Sclave des Aga zu seyn, der seine Gewalt auf eine unverschämte Art mißbrauchte. Der neue Vizir, der dem Bectas zeigen wollte, daß er nicht Lust habe, von ihm abzuhängen, ließ den Kiaia der Janitscharen, der einer von den eifrigsten Anhängern des Aga war, umbringen. Diese That gab der alten Sultane zu verstehen, daß sie sich in der Person des neuen Sultans einen Herrn gegeben habe. Diese herrschsüchtige Prinzessinn, die vielmehr das Glück des Vizirs zu untergraben hätte suchen sollen, wagte es, den Sultan vom Throne zu stürzen, und den ältesten von den Brüdern des Mahomet, den Solimann, auf den Thron zu setzen. Der Janitscharenaga ließ sich in das Complot ein, und glaubte leicht den Großvizir gewinnen zu können, den er als eine von seinen Creaturen ansahe. Bectas schlug ihm demnach die Absetzung Mahomets, und die Erhebung Solimanns vor, wobey er dem Vizir zu verstehen gab, daß schon alles seine Richtigkeit habe, und es vergebens seyn würde, wenn er sich widersetzen wollte. Azem that sich Gewalt an, um sich von dem Unwillen und dem Abscheue nichts merken zu lassen, den

das Verbrechen, wozu man ihn auffoderte, bey ihm erregte. Er stellte sich, als ob er an den Absichten der Verschwornen Antheil nähme, und hielt die Treue sehr geheim, die er gegen seinen Herrn hegte. Es war indeß doch einer unter den Verschwornen, welcher zu den andern sagte: „Ihr werdet es vielleicht in Kurzem bereuen, „daß ihr einem Manne den Kopf auf den Schul„tern gelassen habet, der bald die unsrigen wird „herabfallen machen.

Der Vizir begab sich in das Serail, und hatte den Kopf von Anschlägen voll, wie er den glücklichen Ausgang der Verschwörung hintertreiben wolle. Sobald er im Pallaste angekommen war, nahm er die Sultane Valide, und alle verdächtige Personen in Verhaft. Alles dieses geschahe in einem Augenblicke, und mit so wenigem Geräusche, daß der Sultan selbst nichts davon gewahr wurde. Azem schickte hierauf einige Personen ab, und ließ seine Freunde, ingleichen einige Bachas, auf die er sich verlassen konnte, von der Gefahr benachrichtigen, die dem Reiche drohete; zugleich ließ er sie bitten, sich ungesäumt ins Serail zu verfügen. Er ließ ferner die Sultane Mutter aus dem Schlafe aufwecken, und meldete ihr die Gefahr, in welcher sie schwebte. Diese Prinzessinn that einen großen Schrey, nahm den Sultan auf die Arme, und sagte: O mein Sohn, wir sind des Todes. Der junge Kaiser, welcher heiße Thränen vergoß, warf sich dem Kesler zu Fuße, und bat ihn, daß er ihm das Leben retten möchte.

Dieser Anblick bewog alle Anwesende zu Thränen: man hatte alle Mühe anzuwenden, den Sohn und die Mutter zu trösten, welche alle Augenblicke ermordet zu werden fürchteten. Man trug den jungen Mahomet auf seinen Thron, und der Kesler redete die Versammlung mit folgenden Worten an: „Meine Freunde, Verräther „und Meineydige haben unserm Herrn dem Sul„tan Ibrahim das Leben geraubet. Sie wol„len uns auch noch seinen Sohn, unsere einzige „Hoffnung, rauben. Der Kaiser flehet heut den „Beystaud eurer tapfern Aerme an.„ Alle Anwesende machten sich anheischig, ihren Herrn bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Der Minister theilte zu gleicher Zeit Befehle aus, und ließ alle Bediente des Serails die Waffen ergreifen. Die Freunde des Vizirs kamen unterdessen auch mit Truppen herbey, so daß man den jungen Sultan in den Stand setzte, seinen Thron und sein Leben zu vertheidigen.

Der Janitscharenaga fieng nun an, sich seine Unvorsichtigkeit zu verweisen. Seine Anhänger waren nicht in geringerer Verlegenheit; die Bestürzung nahm jetzt in ihren Herzen den Platz des Vertrauens und der Kühnheit ein. Indeß ließen sie ihr Vorhaben nicht fahren, sondern beschlossen vielmehr alles zu wagen. Während dieser Zeit zwang der Großvizir den Muphti, ein Todesurtheil wieder die Sultane Kiosem zu verfassen, welche den Aufruhr erregt hatte. Der türkische Oberpriester verfaßte dieses Urtheil, das man sogleich in Erfüllung brachte. Die Prin-

zessinn hatte sich in einem großen Schranke, unter einem Haufen persischer Tapeten und Matrazzen versteckt. Man suchte sie lange, und fand sie endlich ausgestreckt unter vorbesagten Sachen liegen. Sie war prächtig angezogen, und mit Diamanten von unschätzbarem Werthe behängt. Sie warf einen Blick voll Majestät und Güte auf den Anführer der Icoglans, welche, sie zu erwürgen, gekommen waren. „Schöner Jüng„ling, sagte sie heimlich zu ihm; habe Mitlei„den mit mir; es sind fünf h) Beutel für jeden „Icoglan bereit.„ Dieser Officier antwortete ihr aber ganz laut: „Verrätherinn, es ist jetzt „nicht Zeit von deiner Ranzion zu reden.„ Zu gleicher Zeit zog er sie bey den Füßen aus dem Schranke. Sie stand geschwind auf, und warf eine Handvoll Zechinen unter die Icoglans, um sie zu beschäfftigen und vielleicht zu bestechen. Aber ihr Anführer machte sich über die Sultane her, und warf sie zur Erde nieder. Jeder eilte, um sie auszuziehen, und man nahm ihr alles, bis aufs Hemde. Man schleppte sie in diesem Zustande aus dem Serail, und legte ihr einen Strick um den Hals. Während daß man den Strick zuzog, biß sie einen von ihren Henkern in den Finger, welches diesen nöthigte, den Strick fahren zu lassen. Er zog indeß seinen Dolch heraus, und gab der Sultane mit dem Hefte einen Schlag über das rechte Auge, wovon sie in Ohn-

h) Ein Beutel macht 250 Thlr.

Ohnmacht fiel. Die Icoglans zogen den Strick zum zweytenmale zusammen, und da sie sahen, daß sich die Prinzeßinn nicht mehr bewegte, riesen sie: Sie ist todt! und ließen sie liegen. Einen Augenblick darnach aber richtete die Sultane den Kopf in die Höhe, und sahe sich nach allen Seiten um, gleich als ob sie um Hülfe bitten wollte. Die Icoglans, die dieses sahen, kehrten um, und damit sie diesesmal nicht betrogen würden, wickelten sie den Strick um den Stiel einer Axt, um ihn desto schärfer anziehen zu können, und giengen nicht eher weg, als bis sie sahen, daß sie nicht mehr lebte. Auf diese Weise starb eine Prinzeßinn im siebzigsten Jahre, welche in ihrem Leben eine glänzende Rolle gespielt hatte, und welche Gemahlinn, Mutter und Großmutter der Kaiser gewesen war. Ihr Ehrgeiz verleitete sie, daß sie sich in verschiedene Meutereyen einließ, welche ihr endlich den Untergang zuzogen.

Nach der Hinrichtung dieser Sultane, ließ der Großvizir die Fahne des Mahomet an der großen Thüre des Serails ausstecken. Alle Völker versammelten sich bey der Fahne des Propheten, und die meisten Janitscharen kehrten zu ihrer Schuldigkeit zurück, da sie dieses bey den Türken so sehr verehrte Zeichen sahen. Der Aga, der in seinem Aufruhre fest beharrete, that seinen Anhängern den Vorschlag, daß sie Feuer zu Constantinopel anlegen sollten. Ein so verzweifelter Entschluß, erfüllte sie mit solchem Abscheue, daß sie zur Parthey des Sultans über-

giengen. Bectas wollte entfliehen, da er sich verlassen sahe, und rettete sich zu einem armen Manne, der ehemals sein Freund gewesen war; er wurde aber bald entdeckt, und man führte ihn zum Vizir, der ihn im Serail erdrosseln ließ. Die andern Häupter der Verschwörung hatten ein gleiches Schicksal. Auf diese Weise war ein einziger Mensch im Stande, innerhalb drey Tagen eine der gefährlichsten Verschwörungen, womit je das ottomannische Reich bedrohet gewesen, zu unterdrücken.

Ohngefähr fünf Jahre nach diesem ersten Aufruhre erhob sich ein zweyter, welcher nicht weniger gefährlich war. Die Janitscharen und die Spahis setzten sich vor, den Mahomet, der ihnen der Regierung nicht würdig schien, abzusetzen. Sie übten alle Gewaltthätigkeiten aus, und würden vielleicht in ihrem Vorhaben glücklich gewesen seyn, wenn der Vizir Azem, welcher gestorben war, nicht den Kiuperli von Damas zum Nachfolger gehabt hätte. Es war dieser ein alter Mann voll Geist und Feuer, in Staatssachen geübt, und wußte zu rechter Zeit sich der Strenge bey einem Volke zu bedienen, das man durch nichts anderes im Zaume halten kann. Ein Mann von diesem Character war nöthig, um den Unruhen abzuhelfen, die das Reich verwüsteten.

Man sahe damals einen jungen Menschen auftreten, der sich für den Sohn Amuraths IV. ausgab, und es vielleicht auch wirklich

war.

war i). Dieser Prinz, oder dieser Betrüger ließ sich unter dem Namen Solimann III zum Sultan ausrufen. Er wurde vom Bacha zu Alep, Orchanes, unterstützt, welcher ein abgesagter Feind des Großviziers war. Ganz Asien nahm sich des Solimanns an. Der Sophi und der Czar schickten Gesandten, und ließen ihm zur Gelangung zum Throne Glück wünschen. Kiuperli, der die dem Mahomet drohende Gefahr sahe, warb Truppen zur Vertheidigung seines Herrn. Da er aber weder die Krone noch das Leben des Mahomets aufs Spiel setzen wollte, so suchte er den Orchanes mit den prächtigsten Versprechungen zu gewinnen. Der Bacha von Alep war anfänglich zu nichts zu bewegen, und antwortete, daß man durch die Waffen entscheiden müsse, wem das Reich gehörte. Beyde Partheyen geriethen auf den Feldern bey Trocakaja ohnweit Smirna an einander, und der Sieg erklärte sich für den Solimann. Dieser, anstatt sich sogleich nach Constantinopel zu begeben, hielt sich in Asien auf, und ließ den Ueberwundenen Zeit, die Trümmern

i) Man sagt, Amurath habe einen Sohn von einer gewissen Rachima gehabt; diese aber habe die Geburt ihres Sohns geheim gehalten, um ihn nicht dem Schicksale auszusetzen, das insgemein alle Prinzen des ottomannischen Hauses erfuhren, wenn sie ein Recht zum Reiche hatten, ohne daß sie dazu gelangen konnten.

mern ihrer Armee zu sammeln, und sie mit neuen Truppen zu verstärken; so daß Mahomet sich bald wieder an der Spitze von hundert tausend Mann sahe. Kiuperli that dem Orchanes neue Vorschläge, ehe er es zu einem zweyten Treffen kommen ließ. Orchanes schien auch dießmal biegsamer, und ließ sich auf eine Zusammenkunft ein, wo die Anfoderungen beyder Partheyen befriedigt werden sollten. Er begab sich an den bestimmmten Ort, ohne die dabey nöthige Vorsicht zu brauchen. Die Soldaten des Kiuperli umringten ihn sogleich, warfen sich über ihn, und strangulirten ihn. Solimann wurde darauf sogleich gefangen genommen, und nach Constantinopel geführt, wo er auf eben die Art sein Leben beschloß, wie der Rebelle Orchanes. Die Hinrichtung dieser beyden Männer stellte die Ruhe im ganzen Reiche wieder her.

Mahomet IV gieng in sein zwanzigstes Jahr, und fand viel angenehmes in der Hoheit, die er genoß; aber je reizender er sie fand, desto mehr fürchtete er sie zu verlieren. Er hatte beständig den gewaltsamen Tod seines Vaters, das traurige Ende einiger seiner Vorfahren, und die Gefahren, denen er selbst ausgesetzt war, vor Augen. Diese traurigen Bilder brachten ihm einen fürchterlichen Haß gegen Constantinopel bey. Sein Pallast war ihm zu einem abscheulichen Kerker geworden, so daß er den Entschluß faßte, einen Ort zu verlassen, wo nichts als schreckhafte Bilder um ihn schwebten. Er begab sich nach Adrianopel,

mit

mit dem festen Entschlusse, nie wieder in die kaiserliche Residenzstadt zurück zu kommen. Indeß kam er doch nach einiger Zeit wieder dahin. Dieser Prinz war immer mit sich selbst nicht einig. Seine natürliche Furchtsamkeit machte, daß er alle Augenblicke die traurigsten Begebenheiten vermuthete; indeß machte ihn doch diese Befürchtung nicht grausam, wie es insgemein Prinzen sind, die einen argwöhnischen Character haben. Alle andern Leidenschaften wurden bey ihm von der rasenden Begierde, die er zur Jagd hatte, verschlungen. Man kann sich kaum vorstellen, wieweit seine Neigung zu diesem Vergnügen gieng. Er brachte öfters ganze Nächte auf den Gipfeln der Berge zu, und fieng sogleich mit Anbruche der Morgenröthe zu jagen an. Alle Jahreszeiten waren ihm gleich, wenn er jagen wollte. Der Winter war ihm nicht zu streng, und wenn auch alle seine Leute in Gefahr gewesen wären, zu erfrieren. Getraide und Weinstöcke wurden verwüstet, wo ihn der Weg hinführte. Aber bedenkt sich ein Prinz wohl lange, ob er das, wovon der arme Landmann lebt, seinem Vergnügen aufopfern soll?

Mahomet verließ Constantinopel zum zweytenmale. Da man ihn nöthigen wollte, wieder dahin zu kommen, antwortete er: „Was! „ich sollte in eine Stadt kommen, wo mein „Vater ermordet worden, wo mein Onkel unter „den Händen der Scharfrichter gestorben, und „wo alle meine Großväter die Wuth einer un„bändigen Miliz gefühlt haben?„ Der Ge-

schmack, den der Sultan an der Jagd hatte, machte ihn lange Zeit gegen das Vergnügen der Liebe unempfindlich. Endlich aber verfiel er auch darauf, und überließ sich anfänglich jenen schändlichen Wollüsten, welche die Vernunft verwirft, und in Ländern sehr gemein sind, wo die Religion nicht die unordentlichen Begierden der Natur einschränkt.

Während daß sich Mahomet nur mit der Jagd und der Liebe beschäfftigte, erweiterte der Großvizir k) Kiuperli die Gränzen des Reichs, und schlug sich in Candien mit der ganzen Macht der Christenheit herum. Der Sultan, der sich von diesem Kriege, weil er schon so lange gedauert hatte, nicht viel versprach, verfiel in eine Schwermuth, die ihn ganz unkenntlich machte. Überzeugt, daß er von der ganzen Welt verachtet werden würde, verkroch er sich in die thessalischen Gebirge, wo er so wild ward als die Thiere, gegen die er beständig Krieg führte. In einem der Anfälle dieser Melancholie gab er Befehl, alle seine Brüder hinzurichten, die unter der Aufsicht der Sultane Valide standen. Diese Prinzessinn zeigte denen Janitscharen den Brief, den sie erhalten hatte. Die ganze Stadt Constantinopel gerieth darüber sogleich in Bewegung. Alles

k) Dieser war der Sohn des Kiuperli, von dem wir geredet haben. Er folgte seinem Vater in der Vizirswürde nach, welches nicht geschehen war, so lange die ottomannische Monarchie stand.

Alles lief zusammen; man verschloß die Gewölber, und griff zu den Waffen. Die Janitscharen dankten der Sultane, versicherten sie einer immerwährenden Erkenntlichkeit, und gaben den jungen Prinzen, gegen die man das Todesurtheil gesprochen hatte, eine Leibwache.

Der Sultan erfuhr, daß sein Befehl nicht wäre erfüllt worden, und daß er in Gefahr sey, die Krone zu verlieren, da er sie durch Mittel, die ihm die ottomannische Staatsklugheit eingab, vielmehr auf seinem Haupte befestigen wollte. Durch diese Nachricht erschreckt, verkroch er sich noch tiefer in seiner Einöde, und ward wilder, als vorher. Er ließ auf einige Zeit den Vorsatz, seine Brüder umzubringen, fahren, indem er mit der Zeit schon eine günstigere Gelegenheit zu finden hoffte.

Endlich machte sich der Großvizir Meister von Candien, nach einem Kriege, der dreyßig Jahre gedauert hatte. Sobald Mahomet von dieser glücklichen Begebenheit war benachrichtigt worden, verließ er seine Einsamkeit, und fand sich wieder zu Adrianopel ein. Kaum war er daselbst angelangt, als er den ältesten seiner Brüder, Orchanes, welcher beym Volke sehr beliebt war, mit Gifte hinrichten ließ. Endlich kam Mahomet, nach einer ziemlich langen Abwesenheit, auch wieder nach Constantinopel, hielt sich aber nicht lange daselbst auf. Der tapfere Kiuperli war tod, und die, die an seiner Stelle waren, hatten weder seine Geschicklichkeit noch sein Glück. Die Geschäffte

des

des Reichs litten darunter sehr. Der Verlust von Candien hatte den Christen den Muth nicht genommen; sie setzten den Krieg mit Glücke fort, und nahmen den Türken eine Menge fester Plätze ab. Ofen, welches der Schlüssel und die Vormauer des ottomannischen Reichs war, wurde mit Sturm erobert. Diese Begebenheit machte die Ungläubigen sehr bestürzt. Der Sultan begab sich nach Constantinopel, um mit seiner Gegenwart die Einwohner dieser großen Stadt im Zaume zu halten; er konnte aber die ungestüme Hitze eines Volks nicht dämpfen, das über den schlechten Erfolg seiner Waffen in Wuth gebracht war. Als Mahomet in der Moschee war, wandte sich ein Iman an ihn, und warf ihm vor, daß er seine Zeit mit Jagen zubrächte, und unterdessen den Staat zu Grunde gehen ließe. Der Sultan, der über die Dreustigkeit dieses Priesters erschrak, eilte, Constantinopel zu verlassen, und begab sich nach Calcedonien. Einige Zeit nach seiner Abreise erfuhr Mahomet, daß die Armee in Ungarn aufrührisch geworden wäre, und daß die Soldaten sich selbst einen General an die Stelle des Großveziers, der sie commandirte, gewählt hätten. Die Rebellen schickten Deputirte an den Kaiser, und ließen ihm einige kühne Vorschläge thun. Bald darauf machten sie sich selbst auf den Weg, und marschirten auf Constantinopel los, wohin Mahomet zurück gekehrt war. Dieser Prinz versammelte den Divan, um zu überlegen, was für eine Parthey man bey einer

so gefährlichen Gelegenheit ergreiffen solle. Der Kaimacan rieth dem Kaiser, sich an die Spitze der Truppen zu stellen, die sich um seine Person in der Nähe befänden, und gegen die Rebellen zu marschiren. Dieser kluge Rath wurde nicht befolgt, und Mahomet erwartete blos von der Zeit das Ende der Rebellion. Die Aufführung des Sultans trug nicht wenig bey, die Aufrührer noch verwegener zu machen. Sie schrien, daß man den Kaiser absetzen, und eine Person an seine Stelle wählen müsse, die würdiger wäre, den Ottomannen zu befehlen. Dieses unverschämte Geschrey drang zu den Ohren Mahomets. Ein fürchterlicher Tod, der Verlust eines großen Reichs, die Beraubung so vieler Vergnügen bestürmten auf einmal die Seele dieses unglücklichen Prinzen. Er erinnerte sich der Besorgniß, die er sein ganzes Leben hindurch wegen der Absetzung gehabt, des unüberwindlichen Abscheues, den er stets gegen Constantinopel empfunden, der Vorsicht endlich, die er zur Erhaltung einer Krone angewandt hatte, die man ihm zu rauben suchte; und man stelle sich nun vor, was so traurige Betrachtungen auf das Herz eines Prinzen für einen Eindruck machen mußten, dem es an jener Festigkeit der Seele fehlte, kraft deren man große Unglücksfälle mit Standhaftigkeit erträgt.

Mahomet, in der Meynung, daß die Rebellen nie den Entschluß gefaßt haben würden, ihm die Krone zu nehmen, wenn sie in der Person seiner Brüder nicht andere Sultane an seine

Stelle

Stelle gehabt hätten, ließ alle Bediente des Serails die Waffen ergreiffen, befahl ihnen, sich in das Zimmer der Prinze zu begeben, und ihnen das Leben zu nehmen. Er selbst stellte sich an die Spitze dieser Bewaffneten; und man sagt, daß er sich sogar der Personen seiner eigenen Kinder habe bemächtigen, und sie entfernen wollen, damit die Rebellen gezwungen würden, ihn auf dem Throne zu lassen, wenn sie sähen, daß er der einzige sey, der vom ottomannischen Geblüte übrig wäre. Diese Ausschweifung der Barbarey ist von einem Prinzen kaum glaublich, der sonst allemal mehr Menschlichkeit von sich hatte blicken lassen, als die meisten seiner Vorfahren.

Da man voraus sehen konnte, daß das Leben der Brüder des Sultans nicht sehr sicher sey, so hatte man Vorsicht gebraucht, sie gegen die Gefahr zu schützen. Man ließ den Kaiser nicht an ihr Zimmer, und verhinderte ihn also, daß er sein grausames Vorhaben nicht ausführen konnte. Der Bostangi deutete ihm an, daß er ihn nicht mehr für seinen Herrn erkennete, sondern daß Solimann sein Kaiser sey. Diese Worte waren ein Donnerschlag für den Mahomet. Er begab sich in sein Zimmer zurück, ohne ein einziges Wort zu sagen, und befand sich sechs Tage lang in einer Fühllosigkeit, die dem Verluste des Verstandes nahe kam.

Indeß rückte die Armee näher nach Constantinopel, um die Rebellen nicht in die Stadt zu lassen. Man fand es für gut, den Prinzen,

den

den man zur Regierung bestimmte, geschwind in dieselbe einzusetzen. Man suchte den Solimann, den ältesten Bruder des Sultans, in seinem Zimmer oder vielmehr Gefängnisse. Dieser Prinz, der noch von der Gefahr voll war, in welcher er sich vor einigen Tagen befunden hatte, glaubte, man brächte ihm den Strick. Er wollte die Thüre nicht aufmachen, und als man sie mit Gewalt aufbrach, fiel er in Ohnmacht. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, suchte man ihn aufzuheitern, und sagte ihm, was für eine Veränderung in seinem Glücke sich zugetragen habe. Er glaubte dieser Erzählung nicht, und fiel zum zweytenmale in Ohnmacht, als man ihn auf eine Art von Throne setzen wollte. Als er aber endlich die vornehmsten Bedienten des Reichs zu seinen Füßen sahe, wo sie ihn von ihrer Treue und Unterthänigkeit versicherten, fieng er an zu glauben, daß es doch wohl etwas mehr, als ein Traum wäre.

Man machte nun dem Mahomet seine Absetzung, und die Erhebung seines Bruders bekannt. Er fiel bey dieser Nachricht ohne Empfindung auf einen Sopha hin, und kam nur wieder zu sich, daß er um sein Leben bäthe. Nachdem man ihn versichert hatte, daß er nichts zu fürchten habe, schien er getröstet, und war willig, seine Abdankung zum Besten seines Bruders zu unterschreiben. Man führte ihn hierauf in eben das Zimmer, in welchem sein Bruder seit dreyßig Jahren eingesperrt gewesen war. Mahomet, der an heftige Leibesbewe-

gun-

gungen gewohnt war, und sich jetzt in eine gänzliche Unthätigkeit versetzt sahe, fiel in eine Krankheit, die ihn ins Grab brachte. Solimann regierte nur vier Jahre, und an eben dem Tage, da er starb, stieg sein Bruder Achmet II auf den Thron. Er hatte seine Erhebung dem Großvizir l) Kiuperli zu danken, der zur Absetzung des Mahomet behülflich gewesen war, und verhindert hatte, daß der älteste Sohn dieses Prinzen nicht zum Reiche gelangte. Ich übergehe zween bis drey Sultane, um auf die letzte Staatsveränderung zu kommen, die wir im Jahr 1730 zu Constantinopel gesehen haben.

Die Perser, die mit den Türken Krieg führten, thaten nach dem Tode ihres Sophi, unter der Regierung Achmets III, Friedensvorschläge. Während diesen Unterhandlungen übten sie noch einige Feindseligkeiten aus, welche alles, was man schon etwan oder eingeräumt hatte, wieder rückgängig machten. Man machte große Zubereitungen zu Constantinopel. Der Sultan und der Großvizir schlugen ein Lager bey Scutari auf, unter dem Vorwande, daß sie daselbst warten wollten, bis alles zum Feldzuge fertig wäre. Aller dieser Kriegsrüstungen ungeachtet, war doch der ottomannische Hof sehr unentschlossen,

l) Dieser war der Bruder des Kiuperli, der seinem Vater in der Großvizirswürde gefolgt war. Es fanden sich drey Kiuperli unter der Regierung Mahomets IV am Ruder des Staats.

sen, was er für eine Parthey zu ergreifen habe, und wußte nicht, ob er weiter marschiren, oder wieder nach Constantinopel zurück kehren sollte. Die Soldaten murreten öffentlich über diese Unentschlossenheit, und von Murren kam es endlich zu einer offenbaren Empörung. Der Pöbel und die Soldaten waren gegen die Regierung aufgebracht, weil es ihnen an Lebensmitteln fehlte, und sie dagegen mit harten Auflagen beschweret waren. Außerdem hatte auch die Zurückgabe von Tauris, nachdem so viel Blut an diese Eroberung war gewendet worden, die Truppen sehr bestürzt gemacht. Nicht weniger hatte die Nachricht von der Fortsetzung des persischen Krieges einen Saamen des Aufruhrs in die Gemüther gestreuet, welche nur auf eine Gelegenheit warteten, ihr Mißvergnügen ausbrechen zu lassen. Einige unruhige Köpfe, die sich nach einer Veränderung sehnten, wobey sie ihr Glück zu verbessern hofften, trugen gleichfalls zu einer Empörung bey, deren Anführer mehr der Verachtung werth als kühn waren.

Der vornehmste Urheber der Rebellion war ein gemeiner Mensch, Namens Patrona Khalib, welcher sich unter die Janitscharen begab, nachdem er vorher zur See gedient hatte. Weil ihm der vorige Krieg das wenige Vermögen, das er besaß, gekostet hatte, so sahe er eine Verschwörung für das beste Mittel an, sich wieder aufzuhelfen; und da er wußte, daß es sowohl unter dem Volke als unter den Soldaten viel Mißvergnügte gäbe, so glaubte er, daß ein ein-

ziger Funke bald eine allgemeine Feuersbrunst zu Wege bringen könne. Da er sich nun den Kopf mit großen Projecten angefüllt hatte, rief er eines Tages zwölfe von seinen vertrautesten Freunden zusammen, und nachdem er wider die Regierung gewaltig losgezogen hatte, erklärte er ihnen, daß er sich vorgesetzt habe, die Minister aus dem Wege zu schaffen, und den Großherrn abzusetzen. Die ganze Versammlung billigte seinen Entschluß, und alle machten sich durch einen feyerlichen Eid verbindlich, daß sie einander getreulich beystehen wollten. Sie setzten zur Ausführung ihres Verhabens den 28sten September fest.

Als dieser Tag angebrochen war, versammelten sie sich auf dem Platze der Moschee des Bajazeth gegen über, und verabredeten hier mit einander, daß sie sich in drey Banden theilen, um das Volk in Aufruhr zu bringen, verschiedene Qvartiere der Stadt durchlaufen, und sich endlich auf dem Platze m) Atmeidan wieder zusammen finden wollten. Die Bande des Patrona setzte sich zuerst in Marsch, mit dem Säbel in der Hand, mit fliegender Fahne, und schrie auf allen Gassen, daß die Kaufleute und Handwerker ihre Gewölber schließen, und jeder rechtschaffene Musulmann der Fahne folgen sollte, die er sähe, da man ihm sodann die gerechten Kla-

m) Es ist dieses ein großer freyer Platz, auf welchem die Türken meistentheils ihre Leibesübungen vornehmen.

Klagen, die man gegen die gegenwärtige Regierung hätte, bekannt machen wollte. Nachdem die beyden andern Banden eben dieses in andern Viertheln der Stadt gethan hatten, so war in kurzer Zeit alles im Aufruhre. Indeß mochten doch die meisten Türken sich mit den Rebellen nicht einlassen, sondern verkrochen sich in ihren Häusern. Die Christen und die Juden hielten es gleichfalls für gut, es eben so zu machen.

Während daß dieser Lärm in Constantinopel entstand, campirten der Sultan und der Großvizir noch immer bey Scutari. Mustapha n), Capitain-Bacha, und Caimakan, der zu Folge dieser letztern Würde, in Abwesenheit des Sultans und des Großvizirs, auf die öffentliche Ruhe bedacht seyn sollte, befand sich damals von Constantinopel abwesend, und beschäfftigte sich mit den Tulpen, die er auf seinem Landgute pflanzen ließ. Der Reis-Effendi befand sich gleichfalls auf einem seiner Landgüter, wo er, seiner natürlichen Trägheit überlassen, alles für Kleinigkeiten und Fabeln hielt, was man ihm von einem Aufruhre erzählte; so daß damals in ganz Constantinopel niemand war, der sich der Unordnung widersetzen konnte, als der Janitscharenaga, und der Kiaia des Großvizirs. Dieser let-

n) Der Capitain-Bacha ist über die türkische Flotte gesetzt. Der Caimakan ist ein Untervizir, und wird vom Sultan ernannt, wenn der Großvizir von Constantinopel abwesend ist.

letztere, der von dem wüthenden Pöbel mehr zu befürchten hatte, als ein anderer, hörte kaum etwas von einem Aufruhre, als ihm der Muth entfiel, und er seine Sicherheit in der Flucht suchte. Der Janitscharenaga nahm seine gewöhnliche Wache zusammen, und suchte die Rebellen auf, in der Absicht, sie entweder zu zerstreuen, oder durch gütliche Vorstellungen wieder zum Gehorsame zu bringen. Als er aber sahe, daß seine Gegenwart sie nur noch erbitterter machte, und daß seine Garde lieber gesehen hätte, wenn er selbst auf die Seite der Rebellen getreten wäre, und ihnen die Fahne gegeben hätte, die man bey einer öffentlichen Empörung wehen ließ; da ihm auch außerdem noch gesagt wurde, daß ein anderer Haufen von Aufrührern gegen seinen Pallast im Anmarsche wäre, und denselben plündern wollte, so zog er sich zurück, begab sich nach Scutari, und sperrte sich in einem seiner Häuser ein, ohne dem Großvizir von dem, was zu Constantinopel vorgieng, Nachricht zu geben, indem er fürchtete, dieser Minister möchte ihn auf der Stelle stranguliren lassen, weil er dieser Empörung nicht zuvor gekommen wäre, oder sie sogleich in der Geburt erstickt hätte.

Die Zahl der Verschwornen vermehrte sich alle Augenblicke. Sie droheten einem jeden den Tod, der es nicht mit ihnen halten wollte; sie brachten auch wirklich verschiedene um, die sich lieber das Leben nehmen lassen, als ihrem Herrn ungetreu seyn wollten. Die Verschwornen waren

ren nun darauf bedacht, sich mit Waffen zu versehen. Sie brachen die Gefängnisse auf, und verstärkten ihre Parthey dermaßen, daß sie sich bald über zwey tausend Mann stark befanden. Sie beobachteten eine sehr strenge Mannszucht; sie erklärten, daß sie niemanden Unrecht thun wollten, und daß sie die Waffen nur ergriffen hätten, um sich von einer tyrannischen Regierung loszumachen.

Es war schon weit mit dem Aufruhre gekommen, ehe der Großvizir etwas davon erfuhr. Er bekam nicht eher von dieser Empörung eine umständliche Nachricht, als da der Muphti, der Caimakan, der Kiaia und andere angesehene Staatsdiener ihm die Sache erzählten. Der Caimakan, der sich zu entschuldigen suchte, sagte, er habe sich sogleich, da er zwischen zehn und eilf Uhr Vormittags von dem Tumulte Nachricht erhalten, nach Constantinopel verfügt, habe sich zu Pferde gesetzt, und die öffentliche Ruhe wieder herstellen wollen; habe es aber nicht bewerkstelligen können, weil es ihm an Truppen gefehlt, die er den Aufrührern hätte können entgegen stellen. Diese Entschuldigung wurde aber für nichts weniger, als eine hinlängliche Rechtfertigung angenommen.

Man versammelte den Divan, um sich wegen der gegenwärtigen Umstände zu berathschlagen. Die Meynungen waren so getheilt, daß man bis in die Nacht beysammen war, ohne etwas zu beschließen, als daß man im Beyseyn des Sultans eine andere Versammlung halten

wollte. Der Schluß dieser letztern Zusammenkunft fiel dahin aus, daß es nöthig sey, daß der Großherr und sein ganzer Hof nach Constantinopel zurück kehrten, allwo man eher im Stande seyn würde, die nöthigen Maaßregeln zu ergreifen. Der Sultan wollte, ehe er abreisete, noch seine Schwester zu Rathe ziehen, für welche er eine große Hochachtung hatte. „Ich „rathe euch, sagte diese Prinzessinn, eure vor„nehmsten Minister bey euch zu behalten; da„mit, wenn die Rebellen etwan einen davon „ausgeliefert haben wollen, ihr durch dessen Auf„opferung eure Familie und eure geheiligten Per„sonen gegen alle Beleidigung sicher stellen kön„net.„ Diesem Rathe zu Folge langte der Großsultan, von allen seinen Ministern begleitet, während der Nacht zu Constantinopel an, und erhob sich in seinen Pallast. Man rief sodann alle Großen des Reichs, und alle in den Gesetzen erfahrne Männer zusammen, um über die gegenwärtigen Angelegenheiten zu rathschlagen, und man beschloß immer noch nichts. Alle waren indeß der Meynung, daß, da die Zahl der Rebellen noch nicht allzustark sey, man sich Hoffnung machen könnte, sie zu zerstreuen; man müsse ihnen nur ein gutes Corps Truppen entgegen stellen, und sie angreifen, ehe ihre Parthey noch stärker anwüchse. Dieser Rath war der beste, und selbst der einzige, wenn man ihm nur bey Zeiten gefolgt hätte; aber der Sultan wollte erst noch ein anderes Mittel versuchen.

Achmet

Achmet schickte einen Officier an die Rebellen ab, und ließ ihnen befehlen, daß sie aus einander gehen sollten, sonst würde er sie alle ums Leben bringen lassen; sie wurden aber dadurch nicht schüchtern gemacht, sondern antworteten, daß sie zum Ruhme und zum Besten des Staats beysammen wären; daß sie ihrem Herrn triftige Vorstelluugen zu thun hätten, und daß sie die Waffen nicht eher niederlegen würden, bis man ihnen Genugthuung verschafft hätte. Der Sultan, der durch eine so kühne Antwort aufgebracht wurde, gerieth gegen den Großvizir in Zorn, wie es schon den Tag vorher geschehen war, und beschuldigte ihn, daß er an aller Unordnung Schuld sey. Der Premierminister schob alle Schuld auf den Caimakan, dem er in Gegenwart des Sultans die empfindlichsten Vorwürfe machte. „Ist so ein niederträchtiger, „so ein nichtswürdiger Mensch wohl noch werth, „das Leben zu haben?„ sagte er. Achmet, auf den diese Worte Eindruck machten, ließ sogleich den Caimakan in Verhaft nehmen; er zog gegen den Großvizir gelindere Sayten auf, und schlug ihm verschiedene Mittel vor, wie der Aufruhr gestillt werden könnte; der klügere Minister aber, der sie untauglich und unnütz fand, antwortete dem Sultane: „In der Lage, als sich gegenwärtig „das Reich befindet, sehe ich nnr zween Wege, „auf welchen die Ruhe wieder hergestellt werden „kann. Eu. Hoheit muß entweder selbst an der „Spitze der Truppen des Serails gegen die Re„bellen ausziehen, oder mir die Ehre erlauben,

„es an ihrer Stelle zu thun. Ich schmeichle „mir, daß ich bey der Miliz beliebt genug bin, „um mir einen beträchtlichen Anhang zu ver„schaffen, sobald ich mich nur zeige.„

Der furchtsame Sultan, der weder den einen noch den andern von diesen Vorschlägen genehm hielt, versuchte andere Mittel, die aber keine Wirkung thaten. Er ließ vor der Thüre des Serails die Fahne des Propheten ausstecken, und von der Mauer herab rufen: daß jeder Soldat und rechtschaffene Musulmann, der sich zu dieser Fahne begeben und wider die Rebellen fechten wollte, dreyßig Thaler zum Geschenk, und eine Zulage von zwey o) Aspern zu seinem täglichen Solde haben sollte. Da sich aber niemand durch diese schönen Versprechungen blenden ließ, so mußte man, wiewohl zu spät, auf den ersten Vorschlag des Großvizirs zurück kommen, nach welchem man ein Corps Truppen zusammen bringen, und gegen die Rebellen schicken sollte. Man nahm seine Zuflucht zu denen p) Bostangis; als man sie aber zusammen rufen wollte, fand sichs, daß sich die meisten versteckt, oder die Flucht ergriffen hatten. Man warf sodann die Augen auf die Seetruppen, und der Sultan ernannte den Abdi Caputan, einen sehr beherzten Mann, zum Capitain-Bacha,

o) Ein Asper ist eine kleine Münze von ohngefähr sechs Pfennigen.

p) Ist eine Miliz, welche die Gärten des Sultans, und das Serail bewacht.

cha, welcher, um den Kaiser seine Erkenntlichkeit und seinen Eifer zu bezeigen, den Galeeren Befehl gab, sich vor das Serail zu verfügen, wo er zu gleicher Zeit im Namen des Sultans die Drommel rühren ließ. Dieser Schritt that anfänglich eine ganz gute Wirkung. Man hatte schon vier hundert Mann in das Serail ausgesetzt, als Patrona auf einmal ins Zeughaus kam, den Capitain-Bacha heraus jagte, und den Seesoldaten q) andeutete, daß man, wenn sie die Parthey des Hofes nähmen, ihnen keinen Pardon geben, und alle ihre Häuser, so wie auch die Schiffe und Galeeren des Sultans verbrennen würde.

Diese Drohungen machten auf die Soldaten so viel Eindruck, daß die, die schon im Serail waren, sich geschwind wieder zurück begaben, und daß die, welche die dreyßig Thaler schon bekommen hatten, ohne etwas dafür gethan zu haben, damit davon liefen. Patrona, der sich erinnerte, daß, da er ehemals eines Mordes wegen zum Tode verurtheilt gewesen, ihm Abdi Capitan das Leben gerettet habe, bediente sich jetzt der Gelegenheit, ihm seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Er führte ihn in das Zeughaus zurück, setzte ihn in die Würde eines Capitain-Bacha wieder ein, und versprach ihm seinen Schutz; er nahm aber alle die Hülfsvölker mit, die derselbe zur Vertheidigung des

q) Man nennet sie Leventis.

Sultans herbey gebracht hatte, und verstärkte seine Truppen mit allen den Türken, die er im r) Bagne und auf den Galeeren fand. Bey Gelegenheit dieser Befreyung waren verschiedene gefangene Christen so glücklich, ihre Freyheit zu erlangen.

Da Achmet sahe, daß er nicht im Stande wäre, die Rebellen zu bändigen, hielt er es für dienlich, sich auf eine Unterhandlung einzulassen. Er schickte den Asseki Aga an sie, und ließ fragen, was sie von ihm verlangten, und was ihre Absichten wären. Sie antworteten, daß sie den Sultan bäten, ihnen den Muphti, den Großvizir Ibrahim, den Mustapha Bacha, Caimakan und General zur See, ingleichen den Kiaia Mahomet, beydes Schwiegersöhne des Großvizirs, lebendig in die Hände zu liefern; daß sie übrigens mit Sr. Hoheit zufrieden wären, und ihm alles Heil und Glück wünschten. Auf diese Antwort ließ der Sultan den Kiaia in Verhaft nehmen; er fand es aber nicht für gut, in Ansehung des Großvizirs und des Muphti ein gleiches zu thun. Hierauf gab er dem Asseki Aga Befehl, ins Lager der Rebellen zurück zu kehren, und ihnen zu sagen, daß Se. Hoheit den Muphti und Vizir zwar absetzen und verweisen wollten; daß sie aber zugleich bäten, mit dieser Bestrafung zufrieden zu seyn, ohne zu verlangen, daß man ihnen das Leben nähme, da doch

r) Ist der Ort, wo die Sclaven verwahrt werden.

doch der Kiaia und der Caimakan arretirt wären, mit denen sie machen könnten, was sie wollten.

Die Rebellen antworteten, daß sie mit der Absetzung und Verweisung des Muphti zufrieden wären; sie bestanden aber auf der Auslieferung des Großveziers. Achmet liebte zwar seinen Premierminister sehr, da er aber sahe, daß er ihn ohne seine eigene Gefahr nicht retten konnte, ließ er ihm das Reichssiegel abfordern und in Verhaft nehmen.

Während dieser Unruhen im Serail plünderten die Rebellen die Häuser der Proscribirten. Bey dem Woywoden von Galata s) fanden sie sehr viel Geld, das sie, so wie den andern Hausrath, zum Fenster hinaus warfen, indem sie sagten, die Musulmänner müßten sich mit dem nicht bereichern, was dieser Minister den Ungläubigen geraubt habe, und es sey billig, daß diese ihre Güter wieder nähmen. In der That hatte dieser Woywode die Juden und Christen bey allen Gelegenheiten tyrannisirt. Sie nahmen auch das Geld und die Sachen weg, die ihnen Preiß gegeben wurden, ohne daß sich die Türken dawider setzten, und etwas davon verlangten.

Patrona ließ öffentlich bekannt machen, daß man den Ungläubigen nichts zu leide thun würde,

s) Die Gerichtsbarkeit des Woywoden von Galata erstreckt sich an der Küste von Europa hin bis ans schwarze Meer. Er ist soviel als Gouverneur und Policeylieutenant.

würde, dafern sie sich nur in ihren Häusern ruhig verhielten. Er erfüllte sein Versprechen genau. Die Rebellen befahlen auch, daß alle Gewölber, in denen die Lebensnothwendigkeiten verkauft würden, wohl versehen und offen gehalten werden sollten. Dieses wurde so getreu beobachtet, daß während dem ganzen Tumulte, weder zu Constantinopel noch in den weitläuftigen Vorstädten dieser Residenz, an etwas Mangel war.

Obgleich alle Truppen des Reichs zum Aufruhre sehr geneigt waren, so blieben sie doch die ersten Tage über ruhig; aber die Sachen blieben nicht lange in dieser Gestalt. Die Janitscharen und andere militärische Corps traten auf die Seite der Rebellen, so daß Patrona sich in den Stand gesetzt sahe, seine ehrgeizigen Projecte beqvem auszuführen. Der Sultan wollte indeß noch einmal versuchen, ob er dem Großvizir das Leben retten könnte. Die Aufrührer aber gaben zur Antwort, daß sie schon viel thäten, da sie dem Muphti das Leben retteten, und daß sie sich dazu nur aus Achtung gegen Se. Hoheit hätten bewegen lassen, und weil dieser Mann das Haupt des Gesetzes sey; der Großvizir aber und seine beyden Eidame müßten ihnen ausgeliefert werden, damit sie dieselben ihrer schlechten Administration wegen zur Rede stellten.

Achmet, der wohl sahe, daß es unmöglich wäre, den Vizir der Wuth dieser Aufrührer zu entreissen, ließ ihn zum Tode verurtheilen, so wie auch den Caimakan und Kiaia. Nachdem sie hingerichtet waren, brachte man ihre Körper denen

nen Rebellen. Der Pöbel schrie auf den Gassen: So müssen alle Feinde des Reichs und der Religion umkommen. Die Rebellen beschwerten sich sehr, daß der Sultan ihnen diese Männer nicht lebendig ausgeliefert hätte. Alles, was man ihnen darüber sagte, war nicht hinreichend, sie zu beruhigen. Sie trieben ihre Kühnheit so weit, daß sie den Sultan abgesetzt, und seinen Nefen Mahmud an dessen Stelle haben wollten. Sie hielten diese Ausschweifung zu ihrer eigenen Sicherheit für nöthig. In Betrachtung, daß Achmet von Natur grausam war, daß er selbst die habe hinrichten lassen, die seinen Bruder vom Throne geworfen hatten, um ihn darauf zu setzen, sahen sie wohl, daß sie nichts als die härtesten Strafen zu gewarten hätten, wenn sie ihn in Umständen ließen, daß er sich rächen könnte; da sie hingegen, wenn sie den Mahmud auf den Thron erhüben, nachdem er sieben und zwanzig Jahre im Gefängnisse geschmachtet hatte, Ursache hätten, sich zu schmeicheln, daß dieser Prinz, aus Erkenntlichkeit für die ihm verschaffte Freyheit und Erhebung zum Throne, sie auf alle Weise schonen würde.

Da zu einer so ungerechten Unternehmung ein Vorwand nöthig war, so sagten die Rebellen, daß man ihnen nicht den Körper des Großvizirs, sondern eines Missethäters von den Galeeren, der ihm ähnlich sähe, geschickt habe. Es ist gewiß, daß dieser Minister, nach seinem Tode, so unkenntlich geworden war, daß einer seiner Bedienten versicherte, er sey es gar nicht.

Man hatte noch andere Ursachen, zu glauben, daß es der t) Großvizir nicht sey. Dem sey indeß wie ihm wolle; genug, die Rebellen behaupteten, daß der Sultan sie betrogen habe. Nachdem sie alle ihre Wuth an den Körpern des Caimakam und des Kiaia ausgelassen hatten, banden sie den Körper des Großvizirs an den Schwanz eines Pferdes, und schleppten ihn vor die Thüre des Serails. Hier schrien sie, daß, da Achmet sein Versprechen nicht gehalten habe, so verdiene er nicht mehr zu regieren; man müsse ihn absetzen, und einen andern an seine Stelle wählen. Vergebens wandte der alte Sultan alles an, um sie zu beruhigen, indem er ihnen ansehnliche Geschenke anbot; sie blieben unbeweglich, und bestanden darauf, einen andern Kaiser zu haben.

Ob sie nun gleich entschlossen waren, den Achmet abzusetzen, so hatten sie doch einen Mann nöthig, der zur Ausführung eines so wichtigen Projects Verstand und Ansehen genug hatte. Sie fanden das, was sie suchten, in der Person eines gewissen Ispiri-Zade, ordentlichen Predigers am Hofe und an der Moschee der heiligen Sophie. Dieser Heuchler, der unter einer sehr demüthigen äußerlichen Gestalt einen

t) Dieser Großvizir war als ein armenianischer Christ gebohren; als ein Mann ohne Religion aber, hatte er sich beschneiden lassen. Die Rebellen nun fanden von dieser Beschneidung an seinem Körper keine Spur.

einen unmäßigen Stolz verbarg, war durch den Sultan mit Wohlthaten überhäuft worden; der Undankbare aber begab sich zu den Rebellen, bestärkte sie durch seine verderblichen Rathschläge in ihren unglücklichen Absichten, räumte alle Schwierigkeiten aus dem Wege, die sie zu einem andern Entschlusse bringen konnten, und nahm es auf sich, die ganze Sache zu führen. Er begab sich ins Serail, und mit der Mine eines äußerst Betrübten sagte er vor allen versammelten Ministern, die Rebellen verlangten mit Gewalt, daß Achmet den Thron verlassen sollte; er setzte hinzu, daß, nachdem er alle Mittel versucht, um sie auf andere Gedanken zu bringen, aber gesehen habe, daß sie nicht zu bewegen wären, er die Parthey ergriffen habe, an den Hof zu kommen, und den Ministern von dem, was vorgienge, Nachricht zu geben.

Die Versammlung ward bey diesen Worten unbeweglich, und wußte nicht, was sie antworten sollte. Da der ungetreue Ispiri-Zade sahe, daß niemand beherzt genug sey, dem Sultan eine so traurige Nachricht zu bringen, nahm er es selbst auf sich. „Nun wohlan! sagte Achmet, als er ihn sahe, „was giebt es Neues? „Sind die Rebellen stets in den Waffen? Warum gehen sie nicht nach Hause, und warten „ihre Geschäffte ab? Ich habe mehr für sie gethan, als ich gesollt. Was verlangen sie weiter?„ — Herr, antwortete Ispiri-Zade mit einer gesetzten und gelassenen Mine, „deine „Herrschaft ist zu Ende, und deine Unterthanen

„wollen

„wollen dich nicht mehr für ihren Kaiser erken„nen.„ Achmet stand voller Zorn auf, und sagte: „Ey! und warum hast du uns das nicht „längst gesagt, da du alle Tage hieher kömmst?„ Er gieng hierauf nach dem Zimmer des Mahmud, nahm diesen Prinzen bey der Hand, führte ihn ins kaiserliche Zimmer, wo er ihn selst auf den Thron setzte, und ihn als Kaiser erkannte. „Erinnert euch, sagte er in einem zärtlichen Tone zu ihm, „daß euer Vater Mustapha den Thron, den ich euch heute abtrete, „nur deßwegen verlohr, weil er eine blinde Gefälligkeit gegen den Muphti Feigula Effendi „hatte, und daß ich ihn aus keiner andern Ursache verliehre, als weil ich ein allzugroßes „Vertrauen in den Ibrahim Bacha Vezir gesetzt. Machet euch diese Beyspiele zu Nutze. „Seyd euren Ministern nicht zu sehr ergeben, „und verlasset euch nicht ohne große Vorsicht auf „sie. Wenn ich meiner alten Politik immer ge„folgt wäre, und meine Minister nicht zu lange „in ihren Posten gelassen, oder sie öfters von ih„ren Amtsverrichtungen hätte Rechenschaft ab„legen lassen, so würde ich meine Regierung eben „so glorreich beschlossen, als angefangen haben. „Lebet wohl! ich wünsche, daß die eurige glück„licher seyn möge, und empfehle euch meine „Söhne und meine eigene Person.

Nach diesen Worten gieng Achmet in eben das Gefängniß, aus welchem er seinen Nefen gezogen hatte. Alle Großen des Hofes kamen sogleich, und erwiesen dem neuen Sultane ihre

Ehrer-

Ehrerbietung. Sobald die Erhebung des Mahmud zum Throne war bekannt gemacht worden, schickte man den Muphti auf einer Galeere nach Tenedos, wo er im Exilio bleiben sollte. Mahmud verlangte den Patrona zu sprechen, und dieser erschien in seinem Janitscharenhabite vor ihm; und nachdem er dem Sultan die Hand geküßt hatte, sagte dieser zu ihm: „Was kann „ich für dich thun? du hast das Recht, eine jede „Gnade von mir zu bitten.„ Patrona zeigte sich edler gesinnt und großmüthiger, als man von seiner Geburt und seiner mit Verbrechen angefüllten Lebensart erwartet hätte; er antwortete dem Kaiser folgender Gestalt: „Endlich habe „ich erhalten, was ich verlangte, da ich euch „auf dem Throne sehe; aber ich weiß wohl, daß „ich von Eu. Hoheit nichts, als einen baldigen „und schimpflichen Tod zu gewarten habe.„ — „Ich schwöre dir bey der Asche meiner Vorfah„ren, sagte Mahmud zu ihm, daß ich dir nie „etwas zu Leide thun will. Sage mir nur, was „für eine Belohnung ich dir geben kann, ich ver„spreche sie dir im Voraus, — „ Da eure kai„serliche Gnade ohne Gränzen ist, erwiederte Patrona, „so bitte ich, daß alle neuen Aufla„gen aufgehoben werden, womit eure getreuen „Unterthanen unter voriger Regierung beschwert „worden sind.„ Mahmud räumte sogleich diese Bitte ein, und die Aufhebung der Abgaben wurde noch an eben dem Tage öffentlich bekannt gemacht.

Die Absetzung Achmets, und die Gnade, die sein Nachfolger blicken ließ, waren indeß den Rebellen noch nicht genug. Sie plünderten die Häuser der Proscribirten, und rissen das kaiserliche Siegel weg, das man daran gedrückt hatte. Diese Kühnheit brachte den Kaiser gewaltig auf; da er aber noch nicht im Stande war, sie seine schwere Hand fühlen zu lassen, so ließ er blos die Rebellen bitten, daß sie dergleichen Unfug unterlassen, und ihm, da sie ihn auf den Thron gesetzt hätten, die Sorge überlassen sollten, die Schuldigen zu bestrafen. Anstatt sich nach einem so glimpflichen und gerechten Verweise zu achten, antworteten die Aufrührer, daß sie mit ihrer Rache nicht eher nachlassen würden, bis sie gänzlich befriedigt wären. Sie verlangten daher zum zweytenmale, daß man ihnen den Reis-Effendi, den u) Chiaoux Pacha, und einige andere Minister ausliefern sollte, welches aber der Hof weder thun wollte noch konnte, weil der Reis-Effendi sich damals so verborgen hielt, daß man nicht einmal wußte, ob er zu Constantinopel wäre.

Es ist im ottomannischen Reiche gewöhnlich, daß, wenn ein Sultan eines natürlichen Todes stirbt, sein Thronfolger nicht gehalten ist, Geschenke an die Truppen auszutheilen; im Fall einer

u) Die Chiaoux müssen die Befehle des Groß-sultans in den Provinzen bekannt machen. Der Chiaoux Pacha ist das Haupt der andern Chiaoux.

ner Revolution aber muß dieses geschehen, und den Soldaten ihr Sold erhöhet werden. Mahmud, der in Ansehung dieses Gebrauchs nichts versehen wollte, ließ den Großschatzmeister kommen, und befahl ihm, das zur Bezahlung der Truppen benöthigte Geld in Bereitschaft zu halten. Dieser Finanzminister beschloß, nichts aus dem kaiserlichen Schatze dazu zu nehmen, sondern die Verlassenschaft des Vizirs, des Kiaia und des Caimakan dazu anzuwenden. Man fand unermeßliche Summen bey diesen drey Ministern, die sich durch ihre Erpressungen unter der vorigen Regierung so verhaßt gemacht hatten. Mahmud ließ dieses Geld unter die Soldaten austheilen. Da sich aber viele dabey einfanden, die keinen Anspruch daran zu machen hatten, so stellte der General-Lieutenant der Janitscharen dem Anführer der Rebellen vor, daß die Schätze des Großsultans nicht zureichen würden, wenn man allen geben wollte, die sich dazu meldeten. Patrona gab ihm darauf trotzig zur Antwort: „Du bist sehr unverschämt, „daß du dich in Dinge mengest, die dich nichts „angehen. Bist du denn etwan über die Finan„zen gesetzt?„ Er befahl sodann, daß man diesen Officier in Stücken zerreissen sollte, welches auch den Augenblick geschahe.

Als Mahmud von dieser Gewaltthat benachrichtigt wurde, sahe er wohl ein, daß es nicht möglich sey, die gute Ordnung und Ruhe zu Constantinopel wieder herzustellen, so lange Patrona die Waffen in der Hand hätte. Da

er aber weder Muth noch Kräfte hatte, wider den Anführer der Rebellen einen Schluß zu fassen, so suchte er ihn zu gewinnen, indem er ihm einen der ansehnlichsten Posten im Reiche, und alle Ehrenbezeugungen anboth, die er nur verlangen konnte. Patrona aber, der mit Grunde befürchtete, daß unter diesen vortheilhaften Anerbietungen eine Schlinge verborgen läge, antwortete, daß er sich um keine Würde bekümmerte, sondern daß das Blut der Proscribenten, von denen er ein langes Verzeichniß hätte, das einzige wäre, was er begehrte. Der Janitscharenaga rieth dem Sultane, daß er dem Patrona hundert tausend Zechinen geben, und ihm erlauben sollte, sich hin zu begeben, wohin er wollte. Der Rebell aber antwortete: „Wisse, daß „ich kein Geld nöthig habe, weil alle Beutel zu „Constantinopel mir zu Dienste stehen.„ Dem Janitscharenaga, den er mit einem grimmigen Blicke ansahe, sagte er, daß er sich nie um ihn bekümmern solle.

Der Anführer der Rebellen ernannte für sich selbst neue Officiere, und ließ sie alle mit Zobelpelzen bekleiden, die man bey der Plünderung in den Häusern der Proscribenten gefunden hatte. Man machte auch auf seinen Befehl bekannt, daß alle die am Leben gestraft werden sollten, die eine Gewaltthat verüben würden; denn äußerlich stellte er sich für das gemeine Beste sehr eifrig.

Als sich der Kaiser in die Moschee begeben hatte, wo ihm der kaiserliche Säbel umgegürtet wer-

werden sollte, wollten die Rebellen bey dieser Ceremonie gegenwärtig seyn, ob es gleich der Kaiser verboten hatte. Patrona, der auf einem sehr schönen, mit prächtigem Sattel und Zeuge belegtem Pferde ritt, zog unmittelbar vor dem Großsultane voraus, und hatte noch einen andern Rebellen an der linken Seite. Diese beyden Männer, die sich aus der Pracht nichts zu machen schienen, hatten nur einen kleinen Turban auf dem Haupte, eine gemeine Janitscharenkleidung am Leibe, und warffen auf allen Seiten Zechinen unter das Volk.

Nach geendigter Ceremonie begab sich Patrona zum Großvizir. Sobald dieser Minister, der ein Schwiegersohn des alten Sultans war, und sonst vor einem Ambassadeur nicht aufgestanden wäre, hörte, daß dieser Rebelle zu ihm käme, gieng er ihm bis unten an die Treppe entgegen, führte ihn in sein Zimmer; und nachdem sie zwo Stunden lang mit einander gesprochen hatten, begleitete er ihn auch wieder bis an den Ort zurück, wo er ihn empfangen hatte. Patrona, der bis jetzt sehr viel Uneigennützigkeit bewiesen hatte, überlegte nun, daß der Ruhm nichts als ein Rauch sey, und wollte ihm daher durch die Verbindung mit Reichthümern mehr Gründliches geben. Da verschiedene Proscribirte, die sich versteckt hatten, unter der Hand seinen Schutz suchten, so both ihm ein jeder nach seinem Vermögen Geld an, und er nahm alles, ohne seinen Gesellschaftern etwas davon zu sagen; diese aber erfuhren kaum etwas davon,

als sie ihm sogleich sehr bittere Vorwürfe machten. „Ihr wisset, sagten sie zu ihm, daß wir „die Waffen nur ergriffen haben, um das Volk „aus der Unterdrückung zu reissen. Wir sind endlich, Gott sey es gedankt, mit einer so wichti„gen und rühmlichen Unternehmung zu Stande „gekommen. Aber ihr, die ihr unser Haupt „seyd, und das erste Beyspiel der heiligen Be„obachtung des Eides geben solltet, den ihr uns „habet schwören lassen, und auch selbst geschwo„ren habet, daß wir keinem Feinde des Staats „vergeben wollen, wie kömmt es, daß ihr der „erste seyd, der aus einem niedrigen Eigennutze „eine so heilige Verpflichtung zerreißt? Eine un„zählbare Menge Volks schickt ihr Gebet für uns „zum Himmel, aus Dankbarkeit; und ihr seyd „es allein, der uns verhindert, unser Project „vollkommen auszuführen, indem ihr euern „Schutz denen Tyrannen des Vaterlandes ver„kauffet. Schmeichelt euch nicht, daß wir eine „so unanständige Handlung billigen werden; son„dern wisset, daß, wenn ihr nicht innerhalb „zween Tagen diejenigen herbeyschaffet, die ihr „unserm gerechten Zorne entzogen habet, ihr „eben das Schicksal haben sollet, das ihnen be„stimmet war.„ Patrona, der über diese Rede erschrak, antwortete ihnen, seine Absicht wäre, des Verbrechens ungeachtet, dessen man ihn beschuldigte, doch allzeit gewesen, alle diejenigen zu vertilgen, die auf der Liste stünden, und er werde suchen, seinen Gefährten in diesem Artikel Genugthuung zu verschaffen.

Da die Aufrührer ihre Räubereyen immer fortsetzten, so wurde der Sultan darüber so ungehalten, daß er den großen Rath zusammen rief, in welchem beschlossen wurde, daß man im Namen des Kaisers und des Muphti strenge Befehle an sie schicken wolle. Der, der diese Befehle überbringen sollte, begab sich ins Lager der Rebellen, und fragte sie, ob sie nicht wären bezahlt worden, und warum, da sie nichts mehr zu erwarten hätten, sie nicht nach Hause giengen? Er las ihnen hierauf mit lauter Stimme den Befehl des Sultans vor, welcher des Inhalts war, daß, da sie selbst den Mahmud zum Kaiser gemacht hätten, und seine Sclaven wären, sie ihm auch blindlings und ohne Verzug gehorchen müßten; daß, da sie Ursache hätten, mit dem Sultan zufrieden zu seyn, als welcher ihnen mehr Gunst bezeugt, als sie verlangt hätten, es billig sey, daß sie ihm diesen Beweis der Unterwürfigkeit gäben, damit Ruhe und Friede in der Hauptstadt wieder hergestellt würde, in welcher Mahmud allen Unfug weggeschafft wissen wollte; daß, wenn sie, nachdem ihnen der Wille ihres Monarchen bekannt geworden, noch verwegen genug wären, sich seinem gerechten Verlangen gemäß zu bezeigen, er die Fahne des Propheten vor der Thüre des Serails aufstecken, und allenthalben ausrufen lassen werde, daß ein jeder rechtschaffener Musulmann sich zu ihm verfügen solle, um die Rebellen anzugreifen, die von dem Augenblicke an, als Verräther und Meyneidige gegen ihren Herrn angesehen, von ihren

Weibern verstoßen, und bis zu ihrer gänzlichen Vertilgung verfolgt werden sollten. Der Befehl des Muphti, der in eben so starken Ausdrücken abgefaßt war, wurde hernach auch vorgelesen, und die Rebellen fiengen an wankelmüthig zu werden. Was sie aber vollends zur Vernunft brachte, wenigstens dem Scheine nach, war die Erklärung der Janitscharen, die sich schon wieder unterworfen hatten, und den Aufrührern sagten, daß, wenn sie nicht sogleich nach Hause giengen, und man die Fahne des Mahomets aufsteckte, sie dieselbe vertheidigen, und, wenn es nöthig wäre, den letzten Blutstropfen vergießen würden.

Die meisten unterwarfen sich endlich; aber unter zwo Bedingungen, welche der Hof ihnen einzuräumen genöthigt war, wenn er Friede haben wollte. Die erste, daß man keinen von ihnen des Aufruhrs wegen am Leben strafen wolle; die zweyte, daß sie stets drey Fahnen haben dürften, um sich vertheidigen zu können, wenn man etwas gegen ihre Personen unternähme. Da dieser Vergleich geschlossen war, ließ der Großsultan die Kaufmannsläden wieder öffnen, und die Ordnung schien gänzlich wieder hergestellt; aber man sahe in kurzer Zeit ein, daß der Aufruhr noch nicht erstickt sey.

Die Caffeehäuser sind zu Constantinopel, so wie an andern Orten, die Versammlungsplätze der Müßiggänger von allerley Stande, welche hier mit einander umgehen, ohne sich zu kennen, und deren vornehmstes Geschäfft ist, Neuigkeiten

zu

zu hören, oder andern zu erzählen. Es ist gefährlich, wenn man daselbst zu frey von Dingen spricht, welche den Staat betreffen, weil man öfters einen von den niederträchtigen Angebern darunter findet, die sich von der Unvorsichtigkeit anderer Menschen nähren. Verschiedene Neuigkeitsliebhaber nun befanden sich auf einem Caffeehause zu Constantinopel, und sprachen von denen, welche die letzte Revolution veranlasset hatten, als von offenbaren Rebellen. Einige von den Anhängern des Patrona, die das hörten, überfielen sie, und brachten sie mit ihren Dolchen um. Es war dieses nicht die einzige Gewaltthat, deren sich diese Aufrührer schuldig machten, die doch versprochen hatten, sich ruhig zu halten, und keinen Unfug mehr anzurichten. Einer von ihnen gieng ins Zollhaus, nahm dreyhundert Piaster aus der Casse, ließ durch seine Bediente zwey junge Frauenzimmer in die Sclaverey schleppen, setzte sich auf ein Pferd, das an der Thüre bereit stand, und entflohe.

Den folgenden Tag kam ein anderer unbekannter Mann mit sechs Personen ins Zollhaus, und setzte sich zur Casse hin. Die Zollbedienten, die sich nochmals einer Begebenheit versahen, als gestern geschehen war, erwiesen ihm alle Höflichkeit. Was ist euch gestern wiederfahren? fragte er sie. Nachdem sie ihm nun die Sache erzählt hatten, rief er einen seiner Bedienten herein, befahl ihm, den Räuber zu Constantinopel aufzusuchen, und umzubringen. Er wandte sich hierauf wieder zu den Zollbedienten, welche sehr

erschrocken schienen: Wisset ihr, wer ich bin? sagte er zu ihnen; mein Name ist Musluh. Sie zitterten, da sie diesen Namen hörten. „Ich habe ein besonderes Talent, fuhr er fort, „rechtschaffene Leute von Spitzbuben zu „unterscheiden, und ich schätze die erstern eben so „hoch, als ich die andern verabscheue. Ich ge„be demnach den Befehl, den ihr gehört habet, „blos um euch zu beschützen. Wenn jemand „sich unterstehet, euch zu beunruhigen, so thut „mir es nur zu wissen, und ich will euch sogleich „Gerechtigkeit wiederfahren lassen.„

Dieser Musluh, der, wie ich schon gesagt habe, einer der vornehmsten Verschwornen wider Achmet III war, hatte einen erhabenen Geist, eine natürlich gute Beredsamkeit, und eine gewisse Hoheit der Seele, die man von einem Manne von seinem x) Stande nicht erwartet hätte; er stand bey seiner Parthey in großem Ansehen. Die Art, wie er sich gegen die Zollbediente betrug, zeigt, daß er Ungerechtigkeiten nicht billigte; er eignete sich aber zu gleicher Zeit ein Recht zu, das niemanden, als dem Regenten selbst zukömmt.

Der Muphti, da er sahe, daß die Rebellion noch nicht unterdrückt war, ließ den Patrona, Musluh, und die andern Häupter der Verschwornen zusammen rufen, und redete sie sol-

x) Er war ein Melonenverkauffer, und ein gemeiner Janitschar.

folgender Gestalt an: „Es ist wahr, daß euch „das Vaterland die Freyheit, und der Großsultan seine Erhebung auf den Thron zu danken „haben. Wenn ihr aber aus der Erfahrung „wisset, daß Se. Hoheit die Tugend zu belohnen „weiß, so dürft ihr auch nicht zweifeln, daß sie „das Laster zu bestrafen wisse. Man kann euch „die Lobsprüche nicht versagen, daß ihr ein ty„rannisches Ministerium abgeschafft habet; aber „sollen wir denn die Unordnungen und Drang„salen, welche gegenwärtig herrschen, noch län„ger ertragen, da sie in der That schlimmer sind „als die Uebel, denen man hat abhelfen wollen? „Wenn ihr nicht wieder zurück kehret, ein jeder „wo er hingehört, so werdet ihr nicht allein das „Verdienst, Gutes gestiftet zu haben, verliehren, „sondern der Hof und die Stadt werden gegen „euch, als Gegenstände des Hasses und des Ab„scheues, Maaßregeln ergreifen, um euch mit „eben der Strenge zu begegnen, die ihr selbst „gegen die Minister der vorigen Regierung ge„braucht habet.„ Patrona und die andern stellten sich, als ob sie von den Uebeln, die wider ihren Willen, wie sie vorgaben, entstanden wären, ungemein gerührt würden; aber sie führten sich noch eben so frey und kühn auf, als vorher.

Da es unter keinerley Vorwande erlaubt ist, Wein zu trinken, oder in den Qvartieren der Janitscharen eine Unordnung zu begehen, so nahmen die Rebellen, die sich einer so strengen Zucht nicht unterwerfen wollten, Häuser in der Stadt,

Stadt, und qvartirten sich, auf vier hundert an der Zahl, in der Gegend ein, wo ihr Anführer wohnte. Sie brachten hier Tag und Nacht mit Sauffen zu, und giengen, als sie besoffen waren, zum Großvizir, dem sie Gnadenbezeugungen und Aemter für alle diejenigen abzwangen, denen sie ihren Schutz angedeihen ließen, so daß der Premierminister des Reichs sich genöthigt sahe, alles zu bewilligen, was sie von ihm verlangten.

Patrona kam eines Tages ins Serail, und da er zwischen den Reihen der Janitscharen hingieng, grüßte er sie auf beyden Seiten, bis er an das Zimmer des Großsultans kam. Die Sultane Valide, die ihn ihren Sohn nannte, unterhielt sich lange mit ihm, und ließ ihm zwanzig tausend Zechinen geben, wovon er das meiste an die Bedienten dieser Prinzessinn austheilte. Bey allen diesen Beweisen der Hochachtung, die man dem Patrona gab, suchte man doch, einen so gefährlichen Mann lieber los zu werden. Man hielt bey dieser Gelegenheit einen großen Rath, um zu überlegen, wie man sich gegen die Aufrührer zu verhalten habe. Es wurde ihnen vorgeschlagen, sich auf die Gränze des Reichs zu begeben, wohin sie für gut befinden würden. Anstatt diesen Vorschlag anzunehmen, verlangten sie die Absetzung des neuen Großvizirs; aber Musluh brachte sie wieder auf andere Gedanken. Den folgenden Tag, da sie sich vor dem Serail in weit stärkerer Anzahl eingefunden hatten, als den vorigen, beklagten

sie sich darüber, daß man Leute in Aemter einsetzte, oder sie darinne ließe, die derselben ganz unwürdig wären. Sie sagten, man sähe wohl, daß man Lust habe, die alte Regierung wieder aufleben zu lassen; sie wollten aber der Sache schon eine bessere Gestalt geben.

Nachdem sie auf diese Weise ihr Mißvergnügen zu erkennen gegeben hatten, so verlangten sie, daß Rustan Bacha, den sie aus Bosnien hatten kommen lassen, zum General der Armee ernennet würde, welche gegen die Perser marschiren sollte. Der Sultan willigte darein, mit der Bedingung, daß sie mit diesem Generale ziehen sollten. Sie versprachen es; hatten aber nicht Willens, Constantinopel zu verlassen. Sie fuhren fort Versammlungen zu halten, und verlangten, daß Patrona, ihr Anführer, zum Capitain-Bacha, der Janitscharenaga zum Großvizir, und Muslub zum Aga der Janitscharen gemacht würden. Der Hof, der über diese neue Kühnheit erstaunte, konnte sich nicht bereden, daß die Rebellen selbst auf so unbillige Anfoderungen fielen, sondern glaubte, daß einige Lehrer des Gesetzes, die ihm verdächtig vorkamen, die geheimen Triebfedern aller dieser Ansprüche wären. Man antwortete daher den Aufrührern, daß man die Veränderungen mit den Aemtern, wie sie verlangten, nicht vornehmen könne.

Der Sultan wiederholte das Verbot, daß man nicht weiter Unruhen erregen sollte, und erklärte dabey, daß er alle, welche dawider handel,

delten, mit dem Tode bestrafen würde. Da nun die Rebellen sich von den andern Unterthanen des Großsultans dadurch unterschieden, daß sie rothe Turbane trugen, und diese Auszeichnung die Trennung in der Stadt unterhalten konnte, so befahl der Kaiser, daß alle eben dergleichen tragen sollten. Die Rebellen hatten nichts wider diesen letzten Befehl einzuwenden; aber in Ansehung des erstern, der die Verbesserung ihrer Aufführung betraf, zeigten sie gar deutlich, daß sie nicht Lust hätten, dem Sultan viel zu Gefallen zu thun.

Patrona, der sich erinnerte, daß er zum Besten eines griechischen Fleischers, Namens Gianaki, der ihm einige Dienste geleistet, noch nichts gethan habe, ließ ihn holen, und sagte zu ihm: „Ich weiß, was du für mich gethan hast, „und ich will dir meine Erkenntlichkeit auf eine „sehr unterschiedene Art zu erkennen geben.„ Er schenkte ihm darauf tausend Zechinen, und that die Frage an ihn: „Ist dir nichts daran gelegen, „ob du länger lebest als ich? Gianiki, der von der Großmuth des Patrona ganz bezaubert war, antwortete: „Wenn du sterben solltest, so mag „ich meinen Wohlthäter nicht überleben. —„ „Da du so denkest, erwiederte der Anführer der „Rebellen, so sage mir nur, was du verlangest, „und du kannst versichert seyn, daß du es haben sollst.„ Tausenderley Dinge kamen auf einmal dem Fleischer in den Kopf, daß er nicht wußte, wornach er greifen sollte. Er bat sich einige Zeit aus, um mit seinen Freunden darüber zu sprechen,

chen, und diese wurde ihm gegeben. Erst fiel ihm ein, um ein Amt anzuhalten, das man aufgehoben hatte, und das sich für einen Mann von seinem Handwerke nicht übel schickte. Es betraf die Aufsicht über das Hornvieh; ein sonst gar einträgliches Amt. Ein anderer, der es nicht gern sahe, wenn dieses Amt wieder hergestellt würde, sagte zu ihm, daß er sich nicht auf eine so geringe Sache einschränken müsse; er solle sich doch lieber zum Fürsten der Moldau machen lassen. Sogleich kam diesem einfältigen Manne der Stolz in den Kopf, daß er seinen niedrigen Stand vergaß, zu seinem Beschützer gieng, und ihn um diese fürstliche Würde bat. „Ich bin es zufrieden, sagte Patrona, gehet „in meinem Namen zum Großvizir, und lasset euch „seine Einwilligung geben.„ Der Premierminister, der über ein solches Ansinnen erstaunte, blieb eine Weile ganz stumm, und sagte endlich, da er wieder zu sich kam, zum Fleischer: „Patrona verlangt eine unmögliche Sache. Man „ernennet zu dieser Würde nur Leute von Ge„burt, und die dem Staate große Dienste ge„leistet haben. Das Subject aber, das er mir „zuschickt, hat keine von diesen Eigenschaften; „und da außerdem der Sultan nur vor vier Ta„gen den Gregorasko Ghika in diesen wich„tigen Posten eingesetzt hat, so würde es weder „der Gerechtigkeit, noch der Ehre Sr. Hoheit „gemäß seyn, wenn man diesen Prinzen absetz„te, und einem gemeinen Handwerker seine Stelle „gäbe.„

Nach-

Nachdem diese Antwort dem Patrona war zurück gebracht worden, sagte er: „Ich will, daß „man thue, was ich verlange.„ Er schickte sogleich den Fleischer an den Großvizir zurück, und ließ ihn vom Musluh begleiten. Dieser sprach aus einem sehr hohen Tone mit dem Premierminister, welcher, da er nicht wußte, was für eine Parthey er ergreifen sollte, sagte, eine so wichtige Sache hienge nicht von ihm ab, und könnte nur vom Sultan entschieden werden, dessen Willensmeynung man darüber vernehmen müßte. „Nun so gehet zu ihm, erwiederte Musluh; „aber sorget dafür, daß dem Patrona „Genüge geschehe.„ Der Großsultan erstaunte nich weniger, als sein Premierminister; da er aber glaubte, daß sich die Sachen in kurzer Zeit ändern würden, so befahl er dem Vizir, den Willen des Rebellen zu erfüllen. Gianiki ward also zum Fürsten der Moldau erklärt. Man erwies ihm alle Ehrenbezeugungen, die bey dergleichen Umständen gewöhnlich waren. Gregorasko Ghika wurde abgesetzt, und überließ seinen Platz einem Manne, der mehr vermöge seines ausschweifenden Stolzes, als seines niedrigen Standes, der Verachtung würdig war. Aber die Hoheit dieses gefürsteten Fleischers gieng wie ein Traum vorüber. Da er die Geldsummen nicht zusammen bringen konnte, die man bey dergleichen Gelegenheiten an die Minister der Pforte austheilt, sahe er sich von aller Welt, und vom Patrona selbst, verlassen, der ihn nur so hoch erhoben hatte, um zu zeigen, wieweit

sein Credit gienge, so daß dieses Gespenst eines Fürsten in ein Gefängniß geführt wurde, in welchem wir ihn seine Thorheit so lange wollen beweinen lassen, bis er heraus kömmt, um eine schimpfliche Strafe zu leiden.

So groß das Ansehen des Patrona auch damals war, so fanden sich doch bisweilen Leute, die sich ihm widersetzten. Ein Unterofficier der Janitscharen sagte eines Tages zu ihm: „Wir „haben den Entschluß gefaßt, keine Gemeinschaft „mit Camaraden zu haben, die ihr Corps durch „tausend Gewaltthaten verunehren; und wenn „du nicht selbst deiner Pflicht eingedenk seyn „willst, so wird man aus einem andern Tone mit „dir sprechen. — Ich bekümmere mich wenig „um dich, erwiederte Patrona; und wenn man „mich angreift, so soll man schon sehen, mit wem „man zu thun hat. Es sind zwölf tausend Al„baner zu Constantinopel, welche bereit sind, „sich für mich aufzuopfern. — Und wenn du „ganz Albanien zu Hülfe rufest, antwortete der Unterofficier, „so wollen wir nichts desto we„niger dich und alle die Deinigen aus dem Wege „räumen. — Mein Freund, sagte Patrona, „du thust Unrecht, daß du gegen mich in „Zorn geräthst, weil ich niemanden Leides „thue. — Das ist nicht genug, antwortete der Janitschar; „es kömmt dir nicht zu, daß du, so „wie du thust, dich in die Angelegenheiten des „Hofes und des Staats mengest. Es scheint, „wenn man dich die Hände in allem haben sie„het, als ob der Sultan und der Vizir deiner

„Einsichten vonnöthen hätten, um zu wissen, „was sie thun oder lassen sollen. Da du nur „ein gemeiner Janitschar bist, so mußt du nicht „den Herrn spielen, noch ihn vom Musluh „spielen lassen, welcher alle Tage mit solcher „Pracht und Stolze einher tritt, als der verstor„bene Kiaia. — Wenn ich mich nicht um das, „was vorgehet, bekümmere, erwiederte Patrona, „so wird man ohnfehlbar alle Aemter „mit nichtswürdigen Personen besetzen, welche „die Tyranney der vorhergegangenen Regierung „wieder erneuern werden. Ich habe dabey kei„ne andere Absicht, als dem Volke einen Vor„theil zu verschaffen. — Das Volk kann seine „Hülfe nicht von einem Manne, wie du, er„warten, gaben ihm sodann einige Officiere von den Janitscharen zur Antwort; „unser Kaiser „ist gerecht und erleuchtet genug, um zu re„gieren, und seine Unterthanen glücklich zu ma„chen. Ihm allein gehört das Recht zu, die „Aemter zu vergeben, wie er die Leute, denen „er sie giebt, für würdig hält; wir haben weiter „nichts zu begehren, als daß er am Leben bleibe, „lange Zeit regiere, und uns unser Sold richtig „bezahlt werde. Wir haben bis jetzt noch keine „Ursache, uns über Se. Hoheit zu beschweren, „und wir würden uns seiner Gnade gänzlich un„würdig machen, wenn ein Corps wie das un„srige, da es das vornehmste der ottomannischen „Miliz ist, die Kühnheit hätte, daß es sich „einen Theil der höchsten Gewalt anmaßen woll„te. Wir geben dir demnach noch drey Tage

„Zeit, um deine Camaraden entweder zur Ver„nunft zu bringen oder aus einander gehen zu „lassen; und wenn dieses binnen der Zeit nicht „geschehen ist, so werden wir alle Rebellen ohne „Verschonen niederhauen.„

Obgleich Patrona ein Mann von Entschliessung war, und nicht befürchtete, daß die Janitscharen, unter denen er eine ansehnliche Parthey hatte, ihre Drohungen ausführen würden, so sahe er doch aus dieser Unterredung soviel, daß die Gemüther sehr gegen ihn aufgebracht waren, und daß er viel heimliche Feinde habe. Um sich davon noch mehr zu überzeugen, gieng er zu dem alten Kadisleskér, und sagte mit einer heuchlerischen Mine zu ihm; „Du weißt, „daß ich die Waffen nur des gemeinen Besten „wegen ergriffen habe; Gott hat sich meines „Arms bedienen wollen, um die Musulmänner „von den Gewaltthaten der alten Regierung zu „befreyen. Du, der du ein so heiliger, ein so „erleuchteter Mann bist, und das Herz eines „jeden erforschen kannst, es ist dir etwas sehr „leichtes, einzusehen, ob ich bey allem, was ich „gethan, nicht die reinsten Absichten gehabt ha„be. Indeß treffe ich doch alle Tage Uebelge„sinnte an, die allen meinen Handlungen die „strafbarsten Absichten beylegen, und mich nur „beym Kaiser anzuschwärzen suchen, für wel„chen ich doch so vielmahl mein Leben gewagt „habe. Erlaube demnach, Groß-Effendi, daß „ich deinen Schutz gegen diejenigen anflehe, die

„nicht ablassen, mich bey Se. Hoheit zu verläumden.„

Der Kadislesker antwortete, daß er, da er jederzeit die Lügen gehaßt, sich ohne Zweydeutigkeit erklären wolle, so oft man ihn nur fragen würde, was er in Ansehung des Patrona gedächte. Dieser, der mit einer so zweifelhaften Antwort nicht sehr zufrieden war, stellte sich doch, als ob er es wäre, gleich als ob er sich überzeugte, daß man nichts anders als Gutes von ihm sprechen könnte. Als Patrona weggieng, theilte er eine Handvoll Zechinen an die Hausbediente des Kadislesker aus, welcher ihnen befahl, dieses Geld, vor den Augen des Patrona, ins Meer zu werfen; und da er diesen Menschen als einen Bösewicht ansahe, dessen Besuch sein Haus besudelte, ließ er alle Stellen abwaschen, auf welche der Rebell einen Fuß gesetzt hatte.

Da es unmöglich war, daß die Staatsangelegenheiten noch lange in dem Zustande blieben, in welchem sie sich damals befanden, so waren der Großsultan und die Aufrührer bedacht, ihnen eine andere Gestalt zu geben, ein jedes nach den verschiedenen Absichten, die sie sich vorgesetzt hatten. Die Rebellen sahen wohl, daß sie Constantinopel nicht verlassen dürften, wenn sie ihr Ansehen behaupten wollten; und der Sultan, überzeugt, daß alles darauf ankäme, wenn sie aus der Stadt gejagt würden, ergriff Maaßregeln, die ihm dazu behülflich seyn sollten, und

ließ

ließ alle hohe Staatsbediente an den Hof zurück kommen.

Die Rebellen hielten Rath, und beschlossen, daß man ohne Aufschub den Musluh zum Lieutenant des Janitscharenaga ernennen müsse. Weil man aber große Schwierigkeiten dabey voraus sahe, indem man ordentlicher Weise zu diesem Posten nicht gelangt, wenn man nicht durch alle andern Stufen gegangen ist, so meynte man, daß Geld zu Hülfe genommen werden müßte, um dem Musluh die Stimmen zu erkaufen, da er selbst weder das y) Alter, noch die nöthige Fähigkeit zu einem so wichtigen Posten hatte. Man theilte demnach eine beträchtliche Summe an die ältesten und angesehensten Janitscharen aus, und gab ihnen dabey zu verstehen, daß, wenn sie zur Erwählung des Musluh behülflich seyn würden, man ihnen das Geschenk der z) Sultane Mutter auszahlen lassen wollte. Da das Gold immer die Kraft hat, Schwierigkeiten zu heben, besonders zu Constantinopel, so willigten die Janitscharen darein, daß der, den die Rebellen bestimmten, zum Lieutenant ihres Aga ernennet würde.

y) Musluh war erst fünf und zwanzig Jahre alt.

z) Die Mutter Mahomets hatte in der Entzückung, da sie ihren Sohn auf dem Throne sahe, jedem Soldaten ein Geschenk von fünf Piastern versprochen. Sie hielt aber ihr Versprechen nicht, weil es ihr vielleicht unmöglich war, eine so ansehnliche Summe zusammen zu bringen.

Nachdem die Gemüther so vorbereitet waren, begab sich Musluh zum Großvizir, den er um das Decret zur Würde eines Kiaia der Janitscharen bat. Der Premierminister antwortete ihm, daß der Sultan ihn zu einem so beträchtlichen Posten nicht erheben könnte, ohne die Gerechtigkeit zu beleidigen, und das Corps der Janitscharen ebenfalls damit nicht zufrieden seyn würde. „Ich habe für alles gesorget, antwortete der Rebell; „lasset mir nur das Decret aus„fertigen, ohne euch weiter über etwas zu beun„ruhigen.„ Da aber der Großvizir es ihm immerfort abschlug, so gieng Musluh voller Erbitterung weg. Sobald die Aufrührer den mißlungenen Ausgang ihres Versuchs vernommen hatten, schworen sie, sich an dem Premierminister zu rächen, und begaben sich, an der Zahl dreyßig, zu dem Cham der Tartarn, dem sie sagten, daß sie mit Gewalt den Musluh zum Kiaia der Janitscharen verlangten, und der Vizir, wenn er sich länger weigerte, es in Kurzem bereuen sollte. Aus dem Tone, mit welchem sie sprachen, sahe der Tartarcham, daß sie Leute wären, welche ihr Wort hielten, und daß die Klugheit erfordere, dem Strome zu weichen, bis man ihm einen Damm entgegen stellen könnte. Er suchte demnach sie zu beruhigen, indem er ihnen sagte, er wolle sich an den Hof begeben, und zweifele nicht, daß der Vizir sich ihren Anforderungen geneigt bezeigen werde. Er eilte auch in der That zum Premierminister, und redete ihn mit folgenden Worten an: „Ist es

„eure

„eure Absicht, daß ihr euch diesen Elenden wi„dersetzen wollet? Sehet ihr nicht, daß sie selbst „an ihrem Untergange arbeiten, und daß, je „mehr sie fodern, desto leichter machen sie es, „sie aufzureiben. Folget mir; gebet dem Mus„luh die Würde, die er begehrt, und eine noch „größere, wenn er sie verlangt. Er wird sie „nicht so lange behalten, daß ihr bereuen müß„tet, sie ihm gegeben zu haben.„

Der Vizir, der die Wahrheit davon einsahe, gieng zum Sultane, und brachte es dahin, daß dieser den Musluh rufen ließ, und ihm das Amt gab, das er verlangte. Der neue Kiaia, der sich in dem Aufzuge und in der Pracht eines Bacha von drey Roßschweifen an den Hof begeben hatte, kehrte triumphirend zurück, und wurde mit Glückwünschen von seinen Mitbrüdern und einem Trupp niederträchtiger Schmeichler empfangen, welche ihm sagten, daß diese Bedienung noch unter seinen Verdiensten wäre, und daß er auf die erhabensten Posten Anspruch machen könne.

Die Rebellen versammelten sich aufs neue, und kamen auf ihre erstere Absicht zurück, welche dahin gieng, daß sie den Patrona zur Würde eines Capitain-Bacha, den Musluh zum Aga der Janitscharen, und den Aga zum Großvizir erheben wollten. „Durch dieses Mit„tel, sagten sie, werden wir von allem Herrn „seyn. Wir werden mit leichter Mühe den Groß„sultan nach unserm Kopfe regieren können, weil „er, als ein Herr ohne Erfahrung, sich vor uns

 „fürch-

„fürchten, und uns alles einräumen wird, was „wir von ihm verlangen, und dieses um soviel „mehr, da er ohne uns vielleicht sein ganzes Le„ben hindurch im Gefängnisse geblieben wäre.„ Die Rebellen hielten diese Berathschlagung sehr geheim; man ließ ihnen aber nicht Zeit, ihre Projecte auszuführen.

Der Tartarcham, den es verdroß, daß Patrona und seine Gesellen, die von den Staatsangelegenheiten nichts verstanden, bey verschiedenen Vorfällen, ihren thörichten Meynungen im Rathe über die seinige ein Gewicht gegeben hatten, schien am meisten gegen die Rebellen aufgebracht, und lag dem Großsultan an, daß er sich auf eine ins Auge fallende Art an ihnen rächen solle. Der Capitain-Bacha war ihnen nicht günstiger; aber der Sultan gestand aufrichtig, daß er befürchte, die Stadt möchte in neues Unglück gestürzt werden, wenn er die Aufrührer aufs Aeußerste brächte. „Sobald ihr „euch die vornehmsten Häupter der Rebellion „vom Halse werdet geschafft haben, sagte der Capitain-Bacha, „so wird sich niemand mehr „unterstehen, das Haupt zu erheben. Eine „kühne That ist allerdings nöthig, um euern „Thron zu befestigen, und wird dem Volke sehr „angenehm seyn, welches mit großem Ver„drusse sich alle Tage den Gewaltthaten dieser „Rasenden ausgesetzt siehet. Es ist dieses end„lich das einzige Mittel, euern Ruhm bey den „Ausländern herzustellen, welche beym Anfan„ge eurer Regierung die Augen auf euch gerich-

„ket haben, und euch nicht achten werden, wenn „ihr nicht die nöthige Herzhaftigkeit habet, die „Rebellen zu unterdrücken, die sich eurer Gewalt „widersetzen.„ Diese Rede machte einen solchen Eindruck auf den Sultan, daß er schwor, er wolle dem Rathe des Capitain-Bacha und des Tartarchams folgen.

Das tragische Ende aller Urheber der vorigen Rebellionen sagte den Aufrührern vorher, was sie zu gewarten hätten, wenn sie nicht bedacht wären, sich gegen die Gefahr in Sicherheit zu setzen. Sie gaben daher zu verstehen, daß sie sehr wünschten, den Krieg in einem auswärtigen Lande zu führen. Man bediente sich der Projecte, die sie zur Unterstützung ihrer Gewalt entworfen hatten, gegen sie selbst. Der Großsultan versammelte den Divan, wobey sich die Minister und vornehmsten Officiers des Reichs einfanden. Es kamen auch einige Hauptpersonen der Rebellen dazu. Man schlug in dieser Versammlung den Krieg wider die Moscowiter vor; die Meynungen waren getheilt, und der Tartarcham gerieth mit dem Anführer der Rebellen in heftigen Streit. „Ich weiß, sagte Patrona, „daß unsere Sachen in Persien alle Tage schlech„ter gehen, weil die Moscowiter unsern Fein„den beständig Hülfe zuschicken. Es ist daher „meine Meynung, daß man, um größern Ue„beln zuvor zu kommen, den Krieg nach Moscau „spielen, und eine zahlreiche Armee dahin schi„cken müsse, um das viele musulmannische Blut „zu rächen, das man vergossen hat. Die Tar-

„tarn müssen zugleich von ihrer Seite in das „Land dieser Ungläubigen einrücken, um es zu „plündern, und die Einwohner in die Sclaverey „zu führen. Ich glaube auch, daß es sehr wohl „gethan sey, wenn man denen Bachas auf den „Gränzen den Daumen aufs Auge hält, als „welche, anstatt für die Truppen zu sorgen, und „die Janitscharen als die festeste Stütze dieses „Reichs anzusehen, ihnen übel begegnen, ihren „Sold zurück halten, um sich denselben zuzueig„nen, oder an ihre Creaturen Geschenke auszu„theilen.„ Der Tartarcham gab ihm darauf zur Antwort; „Ihr, die ihr soviel vom Kriege „redet, wisset ihr auch, was er ist? Unter wel„chem Vorwande wollet ihr, daß Se. Hoheit „denselben den Moscowitern ankündigen soll? „Ihr wisset vielleicht nicht, daß wir mit ihnen „Friede haben, und daß es ohne gerechte Ursa„chen nicht erlaubt ist, denselben zu brechen. Ehe „man über einen so wichtigen Punct einen Ent„schluß fasset, muß man erst viel Dinge genau „wissen, die ihr ohne Beweis voraus setzet. „Man muß sodann reiflich überlegen, was für „den Staat das nützlichste und rühmlichste seyn „werde. Dieses sind Dinge, die man nicht in „einem Augenblicke, wie ihr verlanget, aufs „Reine bringen kann. Hernach saget mir doch, „durch welche Oerter wollet ihr denn in Mos„cau eindringen? — Durch eben die Oerter, antwortete Patrona, „durch welche wir ehe„mals eingedrungen sind, wir auf einer Seite, „und ihr auf der andern. — O sachte! erwie-

derte

derte der Tartarcham; „ehemals giengen wir „durch Pohlen, weil wir mit ihm im Kriege „waren; jetzt aber, da wir Freunde der Pohlen „sind, wäre es wohl billig, ein Volk zu beunru„higen, über das wir uns nicht zu beschweren „haben? Wisset ihr, daß man ein Land ruinirt, „wenn man eine Armee von hundert tausend „Tartarn durch dasselbe führt? — Desto besser, antwortete Patrona; „so eben führe ich den „Krieg am liebsten. — Und ich ebenfalls, so „wie auch meine Unterthanen; versetzte der Tartarcham: „Wenn wir nur auf unsern Eigen„nutz sehen, so haben wir nichts zu wünschen, „als den Krieg; er ist unser wahres Element, „und so sehr die Quelle unserer Reichthümer, daß, „sobald der Friede diese Quelle verstopft, wir in „der Crim, in einem unfruchtbaren und zur Hand„lung gar nicht eingerichteten Lande, ins Elend „wieder zurück fallen. Aber wir haben gelernt, „es zu ertragen, und der Gerechtigkeit unsere „Privatvortheile aufzuopfern.

„Man muß zuvor wohl überlegen, ehe man „die Waffen ergreift, damit man nicht Ursache „habe, es in der Folge zu bereuen. Es sind „keine Kleinigkeiten, die sich mit zwo oder drey „Versammlungen ins Reine bringen lassen. — „Ich finde, erwiederte Patrona, daß die ge„genwärtige sehr zahlreich ist, und hätte nicht „geglaubt, daß sich so viele dabey einfinden soll„ten. Ich bildete mir ein, daß diese Raths„versammlung nur aus euch, dem Muslub, „dem Janitscharenaga, und einigen wenigen

„an-

„andern Personen bestehen würde; wenigstens „muß es künftig so seyn, wenn es euch gefällt. „Außerdem ist es unmöglich, etwas geheim zu „halten, und die Ungläubigen werden bald von „allen Berathschlagungen benachrichtigt seyn.„

„Wenn es wichtige Sachen betrifft, antwortete der Cham, „so ist es sehr weislich ge„handelt, daß man zahlreiche Versammlungen „hält, damit alles besser erwogen werde. Die „Rechtsgelehrten müssen auch dazu gerufen wer„den; denn da sie die Wächter der Gerechtigkeit „sind, und mehr Einsichten haben, als die an„dern, so sind auch die Schlüsse, die man auf „ihren Rath faßt, billiger und glücklicher im „Ausgange. Wenn man sie aber von den Be„rathschlagungen ausschließt, und wenn das In„teresse des Staats in den Händen zwoer Per„sonen ist, so gehet es öfters wie unter dem vori„gen Großvizir Ibrahim Bacha, welcher fast „das ganze Reich zu Grunde gerichtet hat, in„dem er nur nach seinem Kopfe, und nach dem „Gutbefinden seines Eidams, regieren wollte. „Gott hat daher auch zugelassen, um sie zu stra„fen, daß sie, nach einem schimpflichen Tode, „von den Hunden sind gefressen worden. Ein „so schreckliches und neues Beyspiel sollte euch „auf andere Gedanken bringen, daß ihr nicht euren „eigenen Rathschlägen folgen wolltet. Wenn ihr „so fortfahret, wie ihr angefangen habet, so „werde ich Se. Hoheit bitten, daß man mich „nach Bursa zurück schickt, um allda in Ruhe „zu leben, und nicht mehr ein Zeuge des Raubens

„und Mordens zu seyn, welches alle Tage in „dieser Hauptstadt ungestraft getrieben wird.„ Die Rathsversammlung gieng also aus einander, ohne etwas zu beschließen, und man verschob die Entscheidung der Sache bis auf einen andern Divan, welchen man in Gegenwart des Großsultans halten wollte. Man muß in den Reden, die ich angeführt habe, die Bescheidenheit, die Klugheit und Billigkeit des Tartarchams bewundern; man erstaunt aber auch zu gleicher Zeit über die Frechheit und Unverschämtheit des Rebellen.

Man war so aufgebracht, da man sahe, wie Patrona, Musluh und der Janitscharenaga sich der wichtigsten Aemter bey der Regierung anmaßen wollten, daß man endlich den festen Entschluß faßte, diese Rebellen auszurotten. Ibrahim Bacha machte den Entwurf, wie man es anfangen müßte. Er war unter der vorigen Regierung in Ungnade gewesen. Zum Glück rettete ihm die mit derselben vorgegangene Veränderung nicht allein das Leben, sondern setzte ihn auch in den Stand, zu den wichtigsten Aemtern zu gelangen, und es endlich bis zur Vizirswürde zu bringen. Ibrahim, der ziemlich lange Zeit Statthalter zu Cairo war, wo die Empörungen nichts seltenes sind, wußte schon, wie man sich in dergleichen Gelegenheiten aufführen müsse. Sein Plan wurde demnach gebilligt, und gieng glücklich von statten.

Patrona war gegangen den Gianum Coggia zu besuchen, unter dem Vorwande, ihm

ihm zu der erhaltenen Würde eines Capitain-Bacha oder Admirals Glück zu wünschen, in der That aber mit dem festen Vorsatze, ihn ins Verderben zu stürzen. Der Capitain-Bacha, der eben so listig, aber klüger als der Rebell war, nahm ihn mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen auf, und einer sprach mit dem andern mit gleich großer Achtung. Als Patrona wieder weggieng, war der Auflauf des Volks so groß, daß er von dem Gedränge bis an seine Saique a) getragen wurde. Er ließ eine Handvoll Zechinen unter das Volk werfen, und man bemerkte, daß er wider seine Gewohnheit an diesem Tage eine Art Halbstiefeln trug, welche die Seeofficiere zu tragen pflegten.

Der Tartarcham, der Großvizir, der Muphti und der Capitain-Bacha, die sich im Geheim versammelt hatten, sprachen das Todesurtheil wider die Rebellen. Es kam nur noch darauf an, was für Personen man die Ausführung desselben auftragen sollte. Man fand für gut, die Bostangis und die andern Bedienten des Serails dazu zu brauchen. Nachdem man alles veranstaltet hatte, ließ der Großsultan den Patrona, den Musluh und den Janitscharenaga in den Pallast rufen, allwo man die Berathschlagung, wie man sagte, fortsetzen wollte, welche über die gegenwärtigen Umstände des Reichs war angefangen worden. Die drey Häupter der Rebellen kamen demnach in das Serail, von sechs und

a) Ein kleines türkisches Fahrzeug.

und zwanzig Personen begleitet, welche im Vorhofe blieben. Patrona und seine beyden Begleiter traten in den Saal, wo der Divan gehalten wird, ohne daß sie das geringste von der Gefahr merkten, welche ihnen drohete. Man schloß sogleich die Thüren des Serails zu, und als ein jeder seinen Platz eingenommen hatte, sagte der Großvizir zum Patrona: „Seine „Hoheit ernennen euch zum Statthalter in Ro„melien, und geben euch das Commando über „dreyßig tausend Mann, mit denen ihr zum „Achmet, Bacha von Babylon, stoßen, und „mit ihm gemeinschaftlich gegen die Perser krie„gen sollet. Und euch, sagte er zum Musluh, „hat man gleichfalls zum Statthalter von „Natolien ernennet, wo ihr das Commando „über ein Corps Truppen haben werdet.„ Endlich wandte er sich an den Janitscharenaga, und sagte zu ihm: „Der Sultan macht „euch zum Bacha von drey b) Roßschweifen. „Eben so schenkt der Sultan auch einen Roß„schweif dem Kadislesker von Asien und dem „Abdollah Effendi.„ Kaum hatte der Großvizir diese Rede geendigt, als einer von den vornehmsten Gliedern c) der Versamlung mit lau-

ter

b) Es ist dieses ein bloßer Ehrentitel, der mit keinem Amte verknüpft ist. Es giebt Bachas von drey, zwey und einem Schweife. Die mit dreyen sind die vornehmsten. Der Großvizir hat deren fünf, der Sultan sieben.

c) Mustapha Aga, von dem wir in der Folge reden werden.

ter Stimme rief: Man vertilge die Feinde des Kaisers und des Reichs! In dem Augenblicke fielen über dreyßig Personen, mit dem Säbel in der Hand, über die drey Häupter der Rebellen her, und ermordeten sie, ehe sie Zeit hatten, sich zu besinnen.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ein Mann, wie Patrona, so unvorsichtig gewesen, ohnbewaffnet und mit so wenigen Personen ins Serail zu kommen, um soviel mehr, da er zuvor niemals ohne seinen Säbel und Pistolen gekommen war, und stets eine Bedeckung von hundert Mann bey sich gehabt hatte; man glaubt aber, daß der Vizir, um ihn desto gewisser zu fangen, ihm habe sagen lassen, es wären sehr wichtige Dinge im Rathe vorzutragen; er bäte ihn daher, wenig Personen mitzubringen, damit die Geheimnisse des Staats nicht verrathen würden, Patrona, voll blinden Vertrauens, hatte demnach die wenigen Leute, die er mitbrachte, im Vorhofe gelassen, und führte kein anderes Gewehr bey sich, als ein kleines Messer, das ihm aber zu nichts diente; denn da er es zu seiner Vertheidigung anwenden wollte, hieb man ihm mit dem Säbel die ganze Hand ab. Musluh, der nicht besser mit Waffen versehen war, wickelte sich in seinen Pelz, da er sahe, daß hier alles verlohren wäre, und ließ sich ums Leben bringen, ohne sich zu wehren.

Sobald man diese Aufrührer ermordet hatte, warf man ihre Körper zum Fenster hinaus, und ließ die Leute herbey rufen, die mit ihnen gekom-

gekommen waren, unter dem Vorwande, daß man ihnen ein Geschenk machen wolle. Man ließ sie vier und vier zusammen herein, und so, wie diese Unglücklichen in den zweyten Hof eintraten, wurden sie ermordet. Einige von denen, die noch übrig waren, fiengen an einen Argwohn zu schöpfen, da sie ihre Camaraden nicht wiederkommen sahen, und wollten sich mit der Flucht retten; da aber alle Thüren verschlossen waren, so wurden sie ergriffen, und gleich den andern umgebracht.

Einige von den Rebellen in der Stadt, die ihre Anführer aus dem Serail nicht wieder zurück kommen sahen, begaben sich sehr eilfertig und mit Murren dahin; sobald man aber die Thüren öffnete, und diese Leute, die alles zu wagen entschlossen schienen, die todten Körper ihrer Camaraden auf Wagen geladen sahen, wurden sie mit Schrecken befallen, und flohen geschwinder davon, als sie gekommen waren. Da nachdem diese Körper öffentlich auf der Straße zur Schau ausgestellt wurden, versammelte sich eine unzählige Menge Volks, um sie zu besehen. Besonders blieb man bey dem Körper des Patrona stehen. Aus Furcht aber, daß dieses Schauspiel üble Folgen haben möchte, nahm man die Körper alle zusammen, und warf sie ins Meer. Die erdichteten Geschenke, welche der Großvezir im Namen des Sultans dem Patrona, Musluh und Janitscharenaga machte, waren das Signal ihres Unterganges. Eben so war es auch in Ansehung des Abdollah Effendi,

und des Kadislesker von Asien. Diese beyden Männer waren die vornehmsten Anstifter des Aufruhrs; da aber die dem Gesetz gewidmeten Personen im ottomannischen Reiche in großer Achtung stehen, und man sie selten am Leben straft, so groß auch ihr Verbrechen seyn mag, so glaubte der Sultan, daß er diesen beyden Rebellen erst den Character nehmen müsse, damit er hernach der Gerechtigkeit vollkommen Genüge leisten könne. Der Großsultan that dieses, indem er sie mit einem Roßschweife beschenkte, welcher gewissermaßen das Zeichen ihrer Heruntersetzung war, indem diese Ehre, die sie zu Kriegsleuten machte, sich mit ihrem Stande, als Personen, die dem Gesetze gewidmet waren, nicht vertrug.

Sobald sie demnach das unglückliche Zeichen ihrer Würde vom Großvizir erhalten hatten, wurden sie in ein Gefängniß geführt, wo sie verschiedene Personen antrafen, welche die Rebellen in dasselbe hatten setzen lassen. Da Abdollah Effendi unter diesen Gefangenen den Woywoden von Galata erblickte, sagte er zu ihm: „Du bist „uns entwischt; denn wir hatten große Lust, dich „in Kurzem in die andere Welt zu schicken. Es „ist ein Glück für dich, daß man uns zuvor gekommen ist. — Es ist mir so wenig am Leben gelegen, antwortete der Woywode von Galata, „daß ich mit Freuden sterben will, „wenn ich nur meinen weissen Bart mit deinem „Blute färben kann.„ Die Unterredung würde sich damit noch nicht geendigt haben, wenn man nicht

nicht den Effendi und Kadislesker weggeführt, und auf eine Galeere gebracht hätte, wo sie strangulirt, und ins Meer geworfen wurden.

Die Nachricht von diesen Hinrichtungen erfüllte Constantinopel mit Freude. Alle Einwohner dieser großen Stadt dankten Gott, daß er Bösewichter, die soviel Unfug im Staate gestiftet hatten, dem Schwerdt der Obrigkeit übergeben habe. Der Sultan befahl, daß man alle Mitschuldige der Rebellen greifen, und mit ihnen eben so verfahren solle, als mit ihren Anführern, welches auch geschahe; so daß innerhalb drey Tagen auf sieben hundert Personen auf verschiedene Art ums Leben gebracht wurden. Einige der Strafbarsten flohen in das Haus des Tartarchams. Dieser Fürst schützte sie gegen den Tod, nicht sowohl aus Mitleiden, als das Recht der Freystadt in seinem Pallaste zu behaupten.

Nachdem der Sultan die Rebellen bestraft hatte, war er auch bedacht, diejenigen von seinen Unterthanen zu belohnen, die ihm getreu gedient hatten. Mustapha Aga hatte nicht den geringsten Antheil an der Gnade seines Herrn. Dieser Officier, der ehemals unter dem Namen Pelivan, das ist Kämpfer, bekannt war, weil die Geschicklichkeit und die Stärke, die er im Ringen zeigte, den ersten Grund zu seinem Glücke gelegt hatte, war in seiner Jugend eine Creatur des Tartarchams gewesen, welcher ihm eine Compagnie Janitscharen verschaffte. Im Anfange der Verschwörung begab sich Pelivan

zu seinem d) Beschützer, damit er nicht auch in diese Sache verwickelt würde. Als er hernach mit dem Cham an den Hof zurück kam, stellte ihn dieser dem Sultan als einen getreuen Unterthanen, und einen Menschen von außerordentlicher Stärke vor. Der Sultan, um ihm seine Achtung zu bezeigen, und ihn dafür zu belohnen, daß er das Zeichen zur Ermordung der Rebellen gegeben hatte, machte ihn, an der Stelle des Muslub, zum Kiaia der Janitscharen. Aus Bescheidenheit schlug er anfänglich diese Würde aus, indem er sagte, er habe die zu einem so wichtigen Platze erforderlichen Eigenschaften nicht, und diese Erhebung könne ihn dem Hasse und Neide der andern Officiere aussetzen, die würdiger wären als er. Da man ihn aber nöthigte, den Posten anzunehmen, sagte er dem Kaiser tausendfältigen Dank.

Dem Fleischer, der den närrischen Stolz gehabt hatte, Fürst der Moldau zu werden, wurde der Kopf abgeschlagen. Er überlebte also seinen Beschützer nicht lange, indem er das Leben nur einen Tag später verlohr, als Patrona. Die Minister und Officiere ließen sichs sehr angelegen seyn, die übrigen Rebellen aufzusuchen. Sie stellten überall starke Wachen aus, und schickten Patrouillen durch alle Gassen, um besonders das Anzünden der Häuser zu verhüten, womit Patrona, wie man sich erinnerte, oft gedrohet hatte,

d) Der Tartarcham war damals auf einem Landgute einige Meilen von Constantinopel.

hatte, indem er, wenn man ihm nach dem Leben trachten würde, die Stadt Constantinopel an vier Ecken hatte anzünden wollen. Er hatte wirklich, in dieser Absicht, in alle öffentliche Bäder Albanier gestellt, die ihm gänzlich ergeben waren, und sich äußerst unverschämt aufführten. Nach dem Tode des Patrona aber ließen sie sich kaum auf den Gassen sehen, weil der Großvizir verschiedene hinrichten, und andern, der geringsten Versehen wegen, Prügel geben ließ.

Der Großsultan, der nun die Strenge bey Seite setzte, um blos seine Gnade zu zeigen, machte einen Generalpardon bekannt, doch mit der Bedingung, daß alle, die bis zuletzt Aufrührer gewesen wären, zwar das Leben behalten, aber in Oerter verwiesen werden sollten, welche Se. Hoheit einem jeden vorschreiben würde. Der Großvizir indeß, der entweder dergleichen Rebellionen zuvorkommen, oder sich durch seinen großen Eifer und Wachsamkeit bey seinem Herrn beliebt machen wollte, ließ sich sehr angelegen seyn, den Rest der Rebellen zu entdecken. Alle, die man auskundschaftete, wurden sogleich ins Meer geworfen, so daß man einen oder zween Monate lang den Bosphorus beständig mit todten Körpern bedeckt sahe, die von den Wellen und vom Winde hin und her getrieben wurden. Diese ausschweifende Strenge diente weiter zu nichts, als eine neue Rebellion zu erregen.

Die Janitscharen, die darüber aufgebracht waren, daß ihre Privilegien e) in der Person des Patrona und seiner Camaraden waren verletzt worden, da man dieselben öffentlich im Serail ermordet und ihre Körper dem ganzen Volke zur Schau ausgestellt hatte; das Murren des Volks, welches darüber mißvergnügt war, daß es die Lebensmittel theurer bezahlen mußte, als unter der vorigen Regierung; die Zusammenrottung einer Menge Banditen, die aus allen Provinzen des Reichs nach Constantinopel kamen, und nur auf eine beqveme Gelegenheit warteten, ihre Räubereyen zu treiben; die Bemühungen der Anhänger des abgesetzten Sultans, die, um ihm ihre Ergebenheit zu bezeigen, oder ihren Privatnutzen zu befördern, die Truppen aufzuwiegeln suchten; endlich das strenge Verfahren gegen die Rebellen, denen kein anderes Mittel zu ihrer Sicherheit übrig blieb, als wenn sie neue Unruhen erregten; alle diese Dinge zusammen genommen, waren eine Vorherverkündigung eines nahen Aufruhrs; aber, es sey nun, daß der Hof nichts von der gegenwärtigen Verfassung der Gemüther wußte, oder sich nichts daraus

e) Wenn ein Janitschar den Tod verdient hat, muß man ihn an den Oda Bachi ausliefern, der ihn in der Stille stranguliren läßt; oder wenn man ihn ja, um ein Beyspiel zu geben, öffentlich hinrichtet, so muß ihm zuvor die Würde eines Janitscharen genommen werden, welches geschiehet, wenn man sein Collet in Stücken zerreißt.

daraus machte, der Großvizir machte keine Gegenanstalten, um den Wirkungen zuvor zu kommen.

In der geheimen Correspondenz, welche einige der Verschwornen unter sich hielten, hatten sie verglichen, daß sie an einem gewissen Orte zu Constantinopel alle zusammenkommen wollten. Als nun in der Nacht zwischen dem 24 und 25 Merz 1731 einige Gebegis und Janitscharen sich zum Tumulte im Etmeidan versammelt hatten, sonderte sich ein Corps von ihnen ab, und begab sich nach dem Orte, wo die Kaufleute, welche Gewehr verkauffen, ihre Gewölber haben. Nachdem sie die Thüren eingeschlagen und alles heraus genommen hatten, theillten sie das Gewehr unter diejenigen aus, die von allen Seiten herzu gelaufen kamen. En anderer Trupp Janitscharen gieng grade auf den Pallast des Aga los, und drang in das Zimmer dieses Officiers, dem man den Tod geschworen hatte. Der Aga kam heraus, machte sich mit dem Säbel in der Hand Platz, und entkam durch Hülfe der Nacht, nachdem er einen Schuß in den linken Arm bekommen hatte.

Während daß man seinen Pallast plünderte, begab er sich zum Vizir, um ihn von dem, was vorgienge, zu benachrichtigen. Alle beyde begaben sich sodann zum Sultan, welcher die vornehmsten Officiere, Minister und Rechtsgelehrte rufen ließ, um über die Sache Berathschlagungen anzustellen. Der Schluß fiel dahin aus, daß man soviel Volk zusammen bringen sollte,

als während der Nacht möglich wäre, um mit anbrechendem Tage die Rebellen anzugreifen.

Das Schrecken und die Unruhe, worinne Constantinopel seit vier bis fünf Monaten gewesen, brachte einem jeden gegen diesen neuen Aufruhr einen solchen Abscheu bey, daß alle Einwohner der Stadt gegen die Rebellen äußerst aufgebracht wurden. Man sahe am frühen Morgen vor der Thüre des Serails eine Menge Volks mit Waffen und Stöcken gerüstet. Nicht allein der große Platz vor dem Serail, sondern auch alle benachbarten Straßen waren voll, und diese Leute giengen auch alle unerschrecken auf die Rebellen los, nachdem die Thüre des Serails war eröffnet worden, und der Großvizir mit der Fahne des Mahomet heraus kam.

Dieses Volk, das sich für seinen rechtmäßigen Herrn erklärte, wurde in zween Haufen getheilt, von denen der eine vom Vizir und Janitscharenaga, der andere aber vom Gianum-Coggia commandirt wurde. Man griff die Rebellen unverzüglich an, welche sich anfangs mit vielem Muthe vertheidigten. Der Emir, der die Fahne des Propheten trug, wurde zur Erde niedergeworfen, und wenn die Aufrührer sich dieser den Mahometanern so heiligen Fahne bemächtigt hätten, so würde der Aufruhr vielleicht eben so allgemein, und für den neuen Sultan eben so gefährlich geworden seyn, als er es seinem Vorgänger gewesen war. Da aber der Emir wieder aufstand, und die Fahne zeigte, wurde das Volk in dem Vorsatze bestärkt, alles

zur

zur Vertheidigung dieses geheiligten Zeichens zu unternehmen, welches, wie sie glauben, dem Propheten Mahomet vom Himmel war geschickt worden. Da die Rebellen eine Bewegung machten, um denen, die sie angriffen, in den Rücken zu fallen, so kam ihnen der Großvizir zuvor, und man fieng wieder an zu fechten. Der Sieg erklärte sich für die Parthey, welche gerechte Sache hatte. Verschiedene Aufrührer, die den Händen der Feinde entgehen wollten, flüchteten in die Qvartiere der Janitscharen, welche dadurch überführt wurden, daß sie an der Empörung Antheil gehabt hätten. Da sie aber weiter nichts wünschten, als ihre Freystadt verletzt zu sehen, um einen Vorwand zu haben, die Maske abzuziehen, so wollte der Großvizir nicht erlauben, daß man die Aufrührer bis in die Qvartiere dieser furchtbaren Miliz verfolgte. Man war zufrieden, daß man eine kleine Anzahl tod geschlagen, und ohngefähr sechzig Mann gefangen bekommen hatte, die man in das Serail führte, und daselbst strangulirte.

Man erfuhr von diesen, daß drey Janitscharen die Anstifter dieses Aufruhrs wären, worunter sich auch der Metter Bachi des verstorbenen Großvizirs befand, der auf dem Wahlplatze geblieben war. Man ließ die Caffee- und alle öffentliche Häuser zuschließen. Hernach suchte man die Keller der Griechen durch, und ließ den Wein auf die Gasse laufen, indem man die Fässer zerschlug. Der Großvizir verschob den Divan, um bloß auf die Vertilgung der Rebellen

bedacht zu seyn. Er vertheilte durch die ganze Stadt Truppen, welche ohne weitere Untersuchung alles umbrachten, was ihnen in die Hände fiel, und nur zum geringsten Argwohne Anlaß gab. Dieses war Ursache, daß eine große Anzahl Unschuldige umkamen, wenn sie entweder von Feinden angegeben wurden, oder die Soldaten sich durch eine barbarische Habsucht blenden ließen, indem ihnen der Hof für jeden Kopf, den sie bringen würden, eine ansehnliche Belohnung versprochen hatte, und weswegen sie den ersten den besten Griechen, Türken oder Armenier ermordeten, den sie des Nachts auf der Straße antrafen. Dieses Morden erfüllte die Stadt mit einem so allgemeinen Schrecken, daß ein jeder, für sein eigenes Leben in Sorgen, sich in seinem Hause einschloß, und sich lange Zeit nicht sehen ließ.

Dreyhundert Rebellen, die sich mit ihren Fahnen in der Stadt herum zerstreuet hatten, um sich Anhänger zu machen, kamen wieder zu den fünfhunderten, die im Etmeidan geblieben waren. Sie hatten an verschiedenen Orten Feuer angelegt, in Hoffnung, daß, wann der Großvizir und die andern Minister, nach ihrer Gewohnheit, beschäfftigt wären, dasselbe zu löschen, die Verschwornen Gelegenheit fänden, ihr Vorhaben auszuführen. Zum Glück aber griff das Feuer nicht um sich. Die Absicht der Rebellen war, den Besestein zu plündern, wo die Kaufleute zu Constantinopel und andere begüterte Personen, alle ihre Schätze zusammen in Verwah-

wahrung gebracht hatten, so daß, wenn man mit der Zerstreuung der Rebellen nur zwo oder drey Stunden gesäumt hätte, sie sich der ganzen Stadt würden bemeistert haben. Sie würden, da sie keinen Mann von Ansehen zum Anführer hatten, der sie im Zaume hielt, alle Ausschweifungen begangen, und so wenig Fremde als Einheimische verschont haben.

Man konnte in Ansehung der Urheber dieser Empörung weder hinter die wahre Anzahl, noch hinter den Stand derselben kommen. Einige Sultaninnen waren im Verdachte, daß sie daran Antheil gehabt, und man hatte Ursache zu glauben, daß Fatima mehr als eine andere dazu beygetragen habe. Diese Prinzeßinn war die Tochter des abgesetzten Sultans, und die Wittwe des vorigen Vizirs, dessen Aufopferung Patrona und seine Anhänger verlangt hatten. Fatima hatte beschlossen, ihren Vater wieder auf den Thron zu setzen, und den Tod ihres Gemahls zu rächen, und wandte ihre Schätze zur Bestechung der Janitscharen, und der meisten Hofbedienten an. Der neue Sultan ließ sie mit allen ihren Kostbarkeiten in das neue Serail bringen, wo sie bis an ihren Tod blieb, welcher einige Monate hernach erfolgte. Mahmud sperrte hierauf den unglücklichen Achmet noch enger ein. Als er aber erfuhr, daß der alte Sultan keinen Antheil an der Verschwörung gehabt, begegnete er ihm mit gleicher Nachsicht als vorher, indem er ihm alle Freyheit erlaubte, die nach der jetzt eingeführten Gewohnheit der

ottomannischen Kaiser nur erlaubt werden kann.

Bey aller Vorsicht, die man in Ausrottung der Rebellen brauchte, fand man doch im Serail und in den Moscheen bisweilen anzügliche Schriften wider die Regierung; die Rebellion war ein Feuer, das noch unter der Asche glimmte, und das bey dem ersten günstigen Winde wieder in volle Flammen ausbrechen konnte. Es breitete sich ein Gerücht aus, daß am Tage des grossen Bairam f) eine neue Empörung entstehen würde; man machte aber so gute Gegenanstalten, daß die Sache unterblieb. Der zweyte Aufruhr hatte den Eifer des Großvizirs in Verfolgung der Rebellen mehr verstärkt, als vermindert. Er ließ sich die Sache so angelegen seyn, daß er dem Sultan versprach, keinen einzigen Rebellen entwischen zu lassen. Die Stadt Constantinopel verlohr demnach in kurzer Zeit auf funfzig tausend Einwohner, von denen einige ermordet, andere ersäuft, die übrigen aber gezwungen wurden, sich anders wohin zu begeben. Um noch mehr Furcht einzujagen, ließ der

f) Ist ein grosses Fest, das die Türken drey Tage lang nach ihrem Ramazan feyern. Sie machen sich diese Zeit über lustig mit Essen und Trinken. Der Ramazan ist ihre Fasten, die sie einen Monat lang beobachten. Dreyßig Tage bringen die Türken zu, ohne zu essen und zu trinken; aber sie thun es dafür bey Nacht. Die Vornehmen halten sogar offene Tafel.

der Großvizir alle Körper, denen die Köpfe waren abgeschlagen worden, ins Meer werfen. Wenn man diesem Minister den Willen gelassen hätte, so würde Constantinopel von Menschen ganz leer geworden seyn; aber der Sultan sahe ein, daß sich der Vizir nur ein Ansehen geben wollte, und daß er leicht zu einem neuen Aufruhre Gelegenheit geben könnte; er setzte ihn daher ab, und machte ihn zum Statthalter in Negripont.

So endigten sich diese beyden Rebellionen, von denen die erste den unglücklichen Achmet um den Thron brachte. Wenn die Aufrührer der zweyten Empörung soviel Kopf gehabt hätten, als Patrona, hätten sie leicht eine neue Veränderung in der Regierung zu Constantinopel veranlassen können. Aber es war nicht schwer, einen Schwarm von Aufrührern zu zerstreuen, die keinen andern Führer hatten, als ihre Wuth, und denen man auf einmal eine stärkere Macht entgegen stellte, ehe sie Zeit gehabt hatten, ihre Parthey zu verstärken.

Ver-

Verschwörungen und Meutereyen in Japan.

Das japanische Reich bestehet aus verschiedenen Inseln. Es liegt zwischen dem ein und dreyßigsten und zwey und vierzigsten Grade der nordlichen Breite. Seine Länge ist zweyhundert deutsche Meilen, und die Breite sechzig bis siebzig. Man macht die Abtheilungen von Japan auf verschiedene Weise. Unter der großen Menge von Inseln, welche dieses Reich zusammen ausmachen, sind besonders drey vorzüglich, von denen die andern gewissermaßen als abängig angesehen werden können. Die größte von allen heißt Nipon, die beyden andern Ximo und Xicoco. Es ist sehr schwer, an Japan anzulanden, weil die Küsten fast aller Inseln entweder platt oder sehr hoch sind. Das Meer ist daselbst außerdem fast immer ungestüm, so daß die Seefahrer sich allemal mit Furcht und nicht ohne große Vorsicht in dasselbe wagen. Es liegen um Japan Inseln und Länder herum, welche, eigentlich zu reden, nicht zu diesem Reiche gehören, wohl aber von demselben abhängen, und dem Monarchen von Japan für ihren rechtmäßigen Herrn erkennen.

Das Erdreich in Japan ist seiner natürlichen Beschaffenheit nach überhaupt nicht sehr fruchtbar; aber die Einwohner zwingen es durch Arbeit, daß es ihnen alles hervorbringt, was

zu den Bedürfnissen des Lebens, und sogar auch zu den Vergnügungen desselben nöthig ist. Obgleich die Einwohner dieser Inseln sehr für ihr Clima eingenommen sind, so muß man doch sagen, daß die Witterung in Japan sehr unbeständig sey. Es fällt den Winter über eine gewaltige Menge Schnee, und die Kälte ist außerordentlich groß. Im Sommer ist dagegen die Hitze unerträglich, besonders in den Hundstagen. Es regnet daselbst öfters in allen Jahreszeiten, und die Donnerwetter sind etwas gar gemeines. Auch denen Erdbeben ist dieses Land sehr ausgesetzt, welche öfters gräuliche Verwüstungen darinne anrichten. Gold- Silber- Kupfer- Eisen- und Zinnminen sind in Japan nicht selten. Man findet auch allerhand Agathe, Karniole, Jaspise und sehr schöne Perlen daselbst. Das Porcellan, das aus diesem Lande kömmt, wird noch sehr geschätzt, ob es gleich in vielen Stücken geringer ist, als das, das man heut zu Tage in Frankreich und Sachsen macht.

Japan enthält eine Menge volkreicher Städte, welche mit keinen Mauern umschlossen sind. Die Häuser haben nur ein Stockwerk, weil man es der Erdbeben wegen nicht wagen darf, sie höher zu bauen. Sie sind übrigens fast alle aus Holz, welches zu öftern Feuersbrünsten Gelegenheit giebt. Man kann die Gemächer vermittelst gewisser beweglicher Wände, so wie unsere Schirme, nach Erfodern enger und weiter machen. Man ziert diese Gemächer mit wenigen Kosten aus. Anstatt der Tapeten bedient man

sich eines mit goldenen oder silbernen Blumen bemahlten Papieres, das man an die Wände und über die Thüren hängt. Man ziert die Decke mit Gemählden, und der Fußboden ist mit Matten bedeckt, die um den Rand herum gestickt oder mit Franzen besetzt sind. Das Außenwerk der Häuser hat in Ansehung der Bauart nicht viel ins Auge fallendes. Da die Wände, so wie auch die Dächer, aus leichten Bretern oder Pfosten gemacht sind, so pflegt man sie mit einer fetten Erde zu überziehen, und in Ermangelung derselben überstreicht man sie zu verschiedenen malen mit einem Firnisse, den man durch Vergoldungen und Mahlereyen noch glänzender macht. Man siehet alle Fenster mit Blumentöpfen besetzt, und wenn die natürlichen Blumen fehlen, so ersetzt man sie durch künstliche. Alles dieses blendet wenigstens das Auge, daß es dasselbe nicht so befriedigen kann, als eine schöne Architectur. Der Firniß ist in dem Innern der Häuser eben so wenig gespart, und trägt viel zum Aufputz der Zimmer bey. Man findet in diesen weder Bänke noch Stühle, indem es hier gewöhnlich ist, auf der Erde zu sitzen. Die Matten, die über den Fußboden gedeckt sind, dienen anstatt der Stühle und der Betten. Die Reichen breiten noch eine Tapete darüber aus, wenn sie sich niederlegen wollen. Es sind auch keine Feueressen in den Häusern, sondern in der Mitte des Zimmers ist ein gemauertes Loch, das man mit Asche und glüenden Kohlen anfüllt, oder man bedient sich auch küpferner und irdener

Töpfe,

Töpfe, in welche man die Kohlen legt. An allen großen Häusern und Gasthöfen sind insgemein schöne Gärten.

Die großen Landstraßen sind sehr breit, in gutem Stande, und auf beyden Seiten mit Bäumen besetzt. Eine große Anzahl Springbrunnen erhalten die Luft frisch. Man findet daselbst von drey zu drey Meilen grüne Cabineter, die für große Herrn angelegt sind, wenn sie reisen. Die Brücken über die Flüsse sind von Cedernholz, und sehr dauerhaft. Wirthshäuser giebt es genug an allen Straßen, besonders da, wo die Posten gehen. Man findet in diesen Wirthshäusern alle Beqvemlichkeiten, und wird sehr gut darinne bedient. Der Umlauf der Handlung, die Reisen der Pilgrime, die Besuche, welche die Großen von ihren Vasallen fodern, machen, daß die Landstraßen fast niemals leer werden. Man trifft daselbst auch fast mit jedem Schritte einen Armen an, welcher um ein Almosen bettelt, Kaufleute, welche Käufer suchen, und Huren, welche ihre Dienste anbieten.

Es ist nicht leicht zu sagen, woher die Japaner ihren Ursprung haben. Wenn etwan ein benachbartes Volk den Stamm zu dieser Nation hergegeben hat, so ist zu vermuthen, daß es die Tartarn oder die Chineser gewesen. Ohne mich in unnöthige Untersuchungen einzulassen, will ich suchen, das Genie, den Charakter und die Sitten dieser berühmten Insulaner bekannt zu machen, die von uns durch ungeheuere Meere ab-

gesondert sind. Die Japaner sind freymüthig, aufrichtig, großmüthig, treu, dienstfertig, höflich, und in Erfüllung der Freundschaftspflichten sehr emsig. Hoheit der Seele, edle Gesinnungen, Standhaftigkeit, Verachtung der Reichthümer, Liebe zum Vaterlande, sind in Japan eben so gemeine Tugenden, als sie zu Rom, in den schönsten Zeiten der Republik waren. Aeußerst empfindlich in Ansehung der Ehre, leidet der gemeinste Handwerksmann nicht die geringste Beleidigung, wenn auch der andere an Stande und Würden noch so erhaben über ihn wäre. Es ist keine Gefahr so groß, welcher sich ein Japaner nicht aussetzen sollte, um seinem Freunde zu dienen. Ein Unbekannter sogar kann sich Rechnung machen, einen eifrigen Vertheidiger in demjenigen zu finden, den er um Hülfe anspricht. Die grausamsten Martern werden nie einen Missethäter dahin bringen, daß er seine Mitschuldigen verriethe. Wenn aber diese Insulaner in der Freundschaft getreu sind, so sind sie dagegen in der Rache unversöhnlich. Geschickt sich zu verstellen, erwarten sie ruhig eine günstige Gelegenheit, ihrem Feinde zu schaden, und wenn sie sich selbst einer Beleidigung wegen nicht rächen können, so tragen sie es ihren Kindern auf. Wenn der Beleidigte in einem Zweykampfe bleibt, so wird der Beleidiger für unehrlich gehalten, wenn er sich nicht das Leben nimmt. Der Selbstmord wird in Japan nicht als ein Verbrechen angesehen; nicht der Tod, sondern die Schande ist es, die man in diesem Lande scheuet. Um dem

Schim-

Schimpfe zu entgehen, führet öfters ein Missethäter das wider ihn gesprochene Urtheil selbst an sich aus. Die Empfindlichkeit, welche die Japaner gegen die geringste Beleidigung haben, erhält sogar unter dem gemeinen Volke eine Höflichkeit, welche den gesittesten Nationen in Europa Ehre machen würde. Aus allem, was ich gesagt habe, siehet man, daß der Muth eine sehr gemeine Tugend unter den Japanern seyn müsse. Dieses Volk beweist bey den größten Unglücksfällen eine mehr als stoische Standhaftigkeit. Ihre Geschichte liefert davon verschiedene Beyspiele. Sie sind dem Betruge sehr feind, und die geringste Lüge wird mit dem Tode bestraft. Die Religion ist eine sehr heilige Sache unter ihnen, und nie bedienen sie sich derselben zur Beförderung ihres Eigennutzes. Von Natur stolz und zur Unabhängkeit geneigt, ist nichts als Gewalt und Furcht, was sie in der Unterwürfigkeit erhält; die Monarchen in Japan werden daher auch von ihren Unterthanen mehr gefürchtet als geliebt. Alle Schätze dieses mächtigen Staats sind in den Händen der Prinzen und der Großen, welche die Pracht sehr weit treiben. Der gemeine Mann sucht nur das Nothwendige zu haben, und macht sich wenig aus den Reichthümern. Da die Japaner überaus mäßig leben, so können sie auch das, was ihnen unentbehrlich ist, mit wenigen Kosten haben.

Nichts ist mit der Sorgfalt der Väter und Mütter in Ansehung der Erziehung der Kinder, noch mit dem Fleiße der Priester, im Unterrichte

des gemeinen Volks zu vergleichen. Die Väter und die Diener der Religion haben daher auch das Vergnügen, Ehrerbietung und Liebe in dem Herzen derer zu finden, welche ihrer Sorgfalt anvertrauet sind. Die großen Herrn, die Väter und die Männer haben das Recht des Lebens und Todes über ihre Vasallen, ihre Kinder und ihre Weiber. Sie haben auch eine große Gewalt über ihre Hausbedienten, und wenn sie dieselben in der ersten Hitze tödten, dürfen sie nur den Fehler darthun, durch welchen sie sich zu einer solchen Gewaltsamkeit haben verleiten lassen, um losgesprochen zu werden. Man hat mehr als einen Vater das Beyspiel des Brutus erneuern, und, ohne sein Gesicht zu verändern, einen Sohn zum Tode verurtheilen gesehen. Indeß hindert die Strenge ihres Charakters nicht, daß sie nicht das Angenehme des gesellschaftlichen Umganges sehr schätzen sollten. Sie bitten einander öfters zu Gaste, und Mäßigkeit und Kostbarkeit sind bey ihren Mahlzeiten vereinigt. Sie verabscheuen die Schwätzer, die Verläumder und Zänker. Ich habe viel von den guten Eigenschaften dieser Nation gesagt; es ist mir also noch übrig, auch ihre Fehler bekannt zu machen. Die Japaner sind hochmüthig, mißtrauisch, argwöhnisch, sehr ungebunden in ihrer Lebensart, und haben eine große Verachtung gegen fremde Völker. Sie thun den Europäern, die noch die Freyheit haben, in Japan zu handeln, alles Mißvergnügen an. Niemand als die Holländer, das ist, nach Gelde

begierige Leute, können sich daher entschließen, von diesen stolzen Insulanern sich bey der Nase herum führen zu lassen. Obgleich die Japaner verdienen, unter die gesittesten Nationen gerechnet zu werden, so giebt es doch noch viel barbarische Gewohnheiten unter ihnen. Die Väter, die sich nicht in Umständen sehen, ihre Kinder zu erziehen, können sie wegsetzen, oder gar umbringen. Es stirbt kein Mann von Stande, daß nicht eine gewisse Anzahl von seinen Bedienten sich den Leib aufschneiden, um ihren Herrn in die andere Welt zu begleiten.

Das äußerliche Ansehen der Japaner ist es nicht, womit sie am meisten in die Augen fallen. Sie sind insgemein übel gebauet, haben eine Olivenfarbe, kleine Augen, dicke Beine, eine kleine Statur, eine kurze, breite und etwas aufgeworfene Nase, dicke Augenbrahnen, platte Backen, grobe Gesichtszüge, und sehr wenig Bart, den sie entweder scheeren, oder ausreissen. Der Geschichtschreiber, der Jesuit, P. de Charlevoix, von dem ich diese Abschilderung entlehne, giebt vor, die Japanerinnen stünden im Rufe, daß sie schön wären; es ist mir aber nicht wahrscheinlich, daß die Frauenzimmer in einem Lande schön seyn sollten, wo die Männer so häßlich sind. Die japanischen Damen haben außerdem die Gewohnheit, sich im Gesichte zu schminken, um es schöner zu machen, als es von Natur ist. Man könnte glauben, daß unsere Reisenden sich durch diesen geborgten Glanz hätten verführen lassen, wenn wir nicht aus der Er-

fahrung wüßten, daß bey allen Künsten, deren sich ein Frauenzimmer bedient, um ihre Gestalt zu verbessern, die Häßlichkeit doch durchscheint.

Die Japaner lassen sich sehr angelegen seyn, den Verstand ihrer Kinder zu bilden. Wenn die jungen Leute von beyderley Geschlecht ihre Landessprache correct sprechen gelernt haben, so giebt man ihnen Unterweisungen in der Beredsamkeit, in der Moral, in der Poesie und in der Mahlerey. Man giebt vor, daß sie in der dramatischen a) Dichtkunst vortrefflich wären; in den

a) Der P. de Charlevoix sagt: „Die Japaner „sind besonders in Stücken fürs Theater glück„lich. Diese Stücke sind so, wie die unsrigen, „in Acte und Scenen abgetheilt. Sie sagen „im Prolog den ganzen Plan her; aber sie er„wähnen nichts von der Entwickelung, um „die Zuschauer besser zu überraschen, und sie „in der Ungewißheit zu erhalten. Die Aus„zierungen des Theaters sind schön und dem „Stücke gemäß. Die Zwischenspiele bestehen „in Balleten, oder einem lustigen Stücke; „alles aber ist Moral in ihren Trauer- und „Lustspielen. Die Sprache der erstern ist er„haben und nachdrücklich. Die größten Hel„denthaten, und besonders die vermeynten „Märtyrer ihrer Religion, sind die gewöhnli„chen Gegenstände.„ Nach dieser Erzählung wären die Japaner in der dramatischen Poesie eben so weit gekommen, als die Völker, bey denen die schönen Wissenschaften am meisten im Flore sind; wenigstens ist es uns erlaubt, daran zu zweifeln.

den speculativen Wissenschaften aber, sind sie nicht sehr geübt. Die Kunst, die ihnen am besten gelingt, ist die Mahlerey; sie mahlen aber nichts als Blumen, Vögel und andere dergleichen Dinge. Sie legen sich stark auf die mechanischen Künste, und alles ist meisterhaft, was aus ihren Händen kömmt. Es giebt wenig Länder, wo der b) Ackerbau und die Handlung stärker getrieben werden, als in Japan. Dieses so volkreiche Land ist, durch die Arbeitsamkeit und den Fleiß seiner Einwohner, sich selbst genug. Die Japaner geben viel Gottheiten zu. Ein jeder wählt sich seinen Gott nach Beschaffenheit des Paradieses, das ihm am meisten gefällt; denn

b) Der jesuitische Geschichtschreiber, den ich angeführt habe, sagt im Anfange seines Buchs, daß man die Handlung bey den Japanern als ein niedriges Geschäfft ansähe, und einige Seiten darnach findet man bey ihm folgende Erzählung: „Es ist in allen Theilen dieses großen Staats „ein so erstaunlicher Handel, daß man ihn „gesehen haben muß, wenn man sich einen „Begriff davon machen will. Es ist unglaub„lich, wie viele Häfen von Schiffen, Fahrzeu„gen und Kähnen voll sind; wieviel reiche „und handelnde Städte man in allen Provin„zen findet.„ Wie kann die Handlung als eine niedrige und verächtliche Beschäfftigung angesehen werden, in einem Lande, wo sich die meisten Einwohner auf dieselbe legen? Ich hätte eben so große Lust zu sagen, daß der Soldatenstand eine sehr verächtliche Sache bey den Schweizern sey, die doch fast alle Soldaten sind.

diese Insulaner glauben, daß es ein Paradies in der Luft, eins im Meere, eins in der Sonne, eins im Monde und in allen himmlischen Körpern giebt. Indeß scheinen doch die meisten Japaner von der Unsterblichkeit der Seele nicht recht versichert zu seyn. Sie kennen weiter keine Teufel, als die Seelen der Füchse, welche Thiere öfters großen Schaden im Lande thun. Die Zahl ihrer Tempel und Kapellen ist ungemein groß, und sie sparen nichts an der Ausschmückung dieser Gebäude. Die Priester sind sehr unwissend. Die äußerliche Reinigkeit der japanischen Religion bestehet darinne, daß man sich des Fleisches enthält, daß man keine todten Körper anrühret, ja nicht einmal ansiehet. Den Weibern ist es nicht erlaubt, in die Tempel zu kommen, wenn sie eine ihrem Geschlechte gewöhnliche Incommodität haben. Diese Völker glauben ihre Feste nicht besser feyern zu können, als durch Erlustigungen, indem sie glauben, daß es die Götter gern sehen, wenn sich die Menschen ein ehrbares Vergnügen machen. Die Pilgrimschaften sind sehr gemein in Japan. Diese Religionshandlung ist sehr nach dem Geschmacke der Frauenzimmer, welche die Unbeqvemlichkeiten einer solchen Reise gern der Ruhe vorziehen, die sie zu Hause bey ihren Männern und Kindern haben könnten. Man muß wissen, daß die Japaner soviel Weiber nehmen, als sie wollen; aber nur eine davon ist die rechtmäßige. Man heyrathet öfters, ohne einandre zu kennen; die Verehelichten können sich aber auch wieder

schei-

scheiden, wenn sie nicht für einander gemacht sind; welches ganz vernünftig scheint. Der Ehebruch von Seiten einer Frau wird mit dem Tode bestraft. Man nöthigt sie aber, ihren Männern getreu zu seyn, vermöge des Zwanges, worinne man sie hält. Die indianische Religion, ein Gewebe von ungeheuern Fabeln und abgeschmackten Possen, ist in Japan eingeführt, und hat grossen Fortgang gehabt. Es giebt viele Gebräuche in derselben, die von der christlichen Religion entlehnt scheinen. Ich mag mich auf mehrere Umstände der japanischen Religion nicht einlassen; es ist Zeit, von der Regimentsverfassung, und von denen in diesem Reiche vorgefallenen Veränderungen zu reden.

Japan ist zu allen Zeiten ein monarchischer Staat gewesen. Man unterscheidet drey Dynastien, von denen die beyden erstern fabelhaft sind. Von der dritten läßt sich dieses nicht sagen, welche sechshundert und sechzig Jahre vor Christi Geburt den Anfang nimmt, und der Stiftung des Reichs zur Epoche dient. Man gab den ersten Beherrschern in Japan den Titel Dairy, welcher Sohn des Himmels bedeutet. Ihre Nachfolger, welche noch heut zu Tage diesen Titel führen, und denen man fast göttliche Ehre erweiset, sind gegenwärtig weiter nichts, als Götzenbilder, vor denen man Weyhrauch anzündet, und die nicht die geringste Gewalt haben. Ein Usurpator, wie wir in der Folge sehen werden, hat sich der höchsten Gewalt bemächtiget, auf Kosten seiner alten Herrn,

denen er weiter nichts gelassen hat, als den äußerlichen Glanz der königlichen Würde.

Der Dairy oder Kaiser in Japan setzt keinen Fuß auf die Erde, aus Furcht ihn zu entheiligen. Es ist dieser Prinz an ein sehr beschwerliches Ceremoniel gebunden. Er residirt zu Meaco, allwo der Cubo-Sama (so nennt man den wirklichen Regenten) für den Unterhalt dieses Gespensts von einem Kaiser Sorge trägt.

In den ältesten Zeiten der japanischen Monarchie hieß das Haupt der Miliz Cubo; nach der Zeit setzte man noch den Titel Sama hinzu, welcher Herr bedeutet. Diese Würde, die mit einer fast uneingeschränkten Gewalt verbunden war, wurde nur Personen anvertrauet, deren Treue nicht verdächtig war. Insgemein erhielt diese Würde der zweyte Sohn des Kaisers. Es ist gefährlich, alle Gewalt des Staats einem einzigen Menschen in die Hände zu geben. Die Dairy erfuhren dieses zu ihrem Schaden. Ein Cubo-Sama empörte sich wider seinen Herrn, und Japan sahe sich unter zween Regenten getheilt. Diese Revolution geschah im zwölften Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung, und gab zu blutigen Kriegen Gelegenheit, welche endlich dahin ausschlugen, daß die höchste Gewalt in die Hände der Usurpatoren kam.

Die Herrn und Statthalter in den Provinzen, die einiges Ansehen hatten, als die Cubo-Samas denen Dairys ihre Gewalt nahmen, machten sich unabhängig, und man gab ihnen den Titel der Jacatas, den wir durch Könige über-

setzen.

setzen. Sie wurden in folgender Zeit wieder unterwürfig und zu Vasallen des Cubo-Sama gemacht. Alle diese Prinzen sind schuldig, auf ihre Kosten und nach Beschaffenheit ihres Vermögens, eine gewisse Anzahl Truppen für den c) Kaiser zu unterhalten, welche, wenn sie beysammen sind, sich auf viermal hundert tausend Mann belaufen, ohne hundert tausend zu Fuß und zwanzig tausend zu Pferde zu rechnen, welche der Cubo-Sama in seinem Solde hält, und welche zur Besetzung seiner Plätze, zu seinen Haustruppen, und zu seiner Leibwache dienen.

Es hat mir nöthig geschienen, einen allgemeinen Begriff von Japan zu geben, ehe ich von den Empörungen, Meutereyen und Verschwörungen rede, die in diesem Reiche vorgefallen sind. Ich will jetzt zur Sache schreiten, und meinen Lesern einige von den schrecklichsten Catastrophen vorlegen, welche den Inhalt meines Werks ausmachen. Ich habe schon gesagt, daß Japan in verschiedene Herrschaften getheilt ward, welche vom Cubo-Sama abhiengen. Naugato, eins von diesen zinsbaren Königreichen, stand im Jahr 1555 unter der Herrschaft eines Prinzen, Namens Facarandono, der mit nichts beschäfftigt schien, als seine Unterthanen glücklich zu machen. Ob er gleich vom Volke angebetet wurde, so erfuhr er doch auf dem Throne

c) Das ist, für den Cubo-Sama, denn der Dairy hat keine Soldaten. Ich werde künftig den Cubo-Sama immer Kaiser nennen.

Throne die gewaltigsten Unruhen. Seine Erwählung war nicht durchgängig gebilliget worden, und einige vornehme Vasallen dieser Krone hatten sich geweigert, ihn für ihren Herrn zu erkennen, so daß im Staate zwo Partheyen entstanden, deren Erbitterung gegen einander nothwendig die traurigsten Folgen nach sich ziehen mußte. Das Ungewitter, nachdem es sich lange aufgethürmt hatte, brach endlich auf einmal aus. Man griff von beyden Theilen zu den Waffen. Der König, der nicht im Stande war, den Rebellen zu widerstehen, mußte sich in eine Festung begeben, um der Gefahr zu entgehen, die ihm drohete. Die Aufrührer ließen sich alle Ausschweiffungen gelüsten, und die Hauptstadt des Königreichs Amanguchi, wurde mit Blute überschwemmt. Alles, was das Schwerdt verschont hatte, ward den Flammen zum Raube, und mehr als zehn tausend Häuser wurden in die Asche gelegt.

Morindono, der Vetter des Orindono, letztern Königs zu Naugato, ein tapferer und kühner Prinz, wollte sich die Umstände zu Nutze machen, um eine Krone an sich zu bringen, auf welche er Ansprüche hatte. Er brachte eine Armee zusammen, und lagerte sich vor der Hauptstadt. Facarandono kam aus seinem bisherigen Aufenthalte zurück, und bot dem Feinde eine Schlacht an; er wurde aber im Treffen überwunden, und verlohr Thron und Leben in demselben zugleich. Die Ueberwinder drangen in die Statt, plünderten dieselbe, und machten

alle Soldaten nieder. Der Sieg, den Morindono davon trug, verschaffte ihm den Besitz der Krone.

Die Jesuiten, nachdem sie sich in Europa festgesetzt hatten, giengen nach Japan, und predigten daselbst die christliche Religion mit ziemlichem Glück. Einer von ihren eifrigsten Proselyten war Sumitanda, der Fürst von Omura. Seine Ergebenheit gegen die neue Religion, die er angenommen hatte, wäre ihm bald übel bekommen. Es suchte dieser Prinz zuförderst einige Herrn an seinem Hofe zu bekehren; aber sie schienen nicht geneigt, dem Bey-
sehr gewöhnlich ist, einen Hofmann alles, selbst
spiele ihres Herrn zu folgen; ob es gleich sonst
sein Gewissen, aufopfern zu sehen, wenn er seinem Herrn ein Vergnügen damit machen kann. Die Herren aber, von denen ich rede, bezeugten sich den Absichten ihres Beherrschers so gemäß nicht, sondern beschlossen, den Schimpf der alten Gottheiten des Landes zu rächen. Sie verschworen sich im Jahr 1563 wider den Sumitanda, und ihre Verschwörung brach auch in kurzer Zeit aus.

Der Monarch war verbunden, alle Jahre an einem gewissen Tage, mit einer großen Begleitung in den Tempel zu kommen, wo die Bildsäule seines Vorfahren stand, welcher er eine Art von gottesdienstlicher Verehrung beweisen mußte. Sumitanda, der seinen Eifer für die christliche Religion, auf eine merkwürdige Art zeigen wollte, kam in den Tempel, warf

die Bildsäule um, und verbrannte sie. Alle Zuschauer wurden darüber aufgebracht. Dem Prinzen wurde sogleich der Untergang geschworen, und man wollte einen natürlichen Sohn des letztern Regenten zu Oruma an seine Stelle auf den Thron setzen. Die Rebellen griffen zu den Waffen, und legten Feuer in der Stadt und im Pallaste an. Sumitanda, da er sich mit Flammen umgeben und von rasenden Feinden umringt sahe, deren Anzahl jeden Augenblick zunahm, verlohr doch den Muth nicht. Er stellte sich an die Spitze einiger Truppen, und schlug sich durch die Rebellen hindurch. Da er aber nicht stark genug war, um ihnen zu widerstehen, zog er sich in eine Festung, die im Vertheidigungsstande war. Indeß fand er nicht für gut, lange an einem Orte zu bleiben, wo ihn die Feinde leicht aushungern konnten; er faßte daher den Entschluß, ihnen entgegen zu gehen, und sie anzugreifen. Ob er gleich schwächer als die Rebellen war, so lieferte er ihnen doch eine Schlacht, und trug einen vollkommenen Sieg über sie davon. Die Anführer der Aufrührer wurden gefangen genommen, und am Leben gestraft. Zwey Jahre nach dieser Begebenheit, entstand gegen den Cubo-Sama eine Empörung, welche sehr traurige Folgen hatte.

Mioxindono, König zu Imory und Cavari, war auf den höchsten Gipfel des Ruhms und der Macht gestiegen, zu welchem ein Unterthan je gelangen kann. Der Kaiser, dem er wichtige Dienste geleistet hatte, erwies ihm alle

Tage

Tage neue Wohlthaten, um ihm seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Miorindono ward endlich satt, der Freund eines Fürsten zu seyn, der mächtiger war als er. Sein Stolz machte, daß er einen neidischen Blick auf das kaiserliche Diadem warf, und den Entschluß faßte, sich auf den japanischen Thron zu setzen. Da der Entwurf einmal gemacht war, ward es ihm nicht schwer, denselben auszuführen. Alle Truppen des Reichs, die unter ihm stets gesiegt hatten, waren zu seinem Befehle. Er durfte nur noch alle Personen entfernen, auf die er nicht sicher rechnen konnte, und dieses gieng gar leicht an. Als er alle diese Vorbereitungen gemacht hatte, versammelte er eine große Menge Officiere und Soldaten, die er um Meaco herum einqvartirte, mit dem Befehle, daß sie auf das erste gegebene Zeichen zusammen stoßen, und sich so verhalten sollten, daß niemand aus seinen Anstalten einen Argwohn schöpfen könnte. Miorindono breitete hernach das Gerücht aus, er wolle dem Kaiser ein großes Fest geben. In der That kam er mit einer zahlreichen Bedeckung in die Hauptstadt, gieng gerade auf den Pallast zu, machte dem Cubo-Sama seine Aufwartung, und bat ihn, einem Feste beyzuwohnen, wozu er auf einem Landhause bey der Stadt die Anstalten habe machen lassen. Eine solche Einladung, die an der Spitze einer Armee geschahe, setzte den Kaiser in Verwunderung und verrieth das Geheimniß. Da nun dieser Prinz sich zu Meaco nicht sicher glaubte, begab er sich schleu-

nig

niz hinweg, von einigen Herren begleitet, welche ihm das Schimpfliche eines solchen Verhaltens vorstellten, und ihn nöthigten, nach der Hauptstadt zurück zu kehren.

Da Miotindono sahe, daß man hinter sein Geheimniß gekommen wäre, hielt er es für nöthig, zu eilen. Er näherte sich der Stadt, in Begleitung eines andern Prinzen, Namens Danxadono, den er an seiner Unternehmung Theil nehmen ließ, und ihm die Hälfte des Reichs versprach. Als diese beyden Anführer sich aller Zugänge zum Pallaste bemächtigt hatten, kam der Schwiegervater des Cubo-Sama zu ihnen, und fragte, was sie verlangten. „Nimm diesen Brief, antworteten sie ihm, und „bringe ihn deinem Schwiegersohne.„ Er öffnete denselben, und da er sahe, daß man den Kopf des Kaisers und der Kaiserinn verlangte, machte er den beyden Verräthern die bittersten Vorwürfe, riß den Brief in Stücken, begab sich zum Kaiser, und gab ihm zu verstehen, daß alles verlohren sey, indem er sich den Bauch aufschnitt. Sein Sohn eilte mit einigen tapfern Männern, den Tod seines Vaters zu rächen; aber dieser kleine Haufe wurde bald von den Rebellen umringt und niedergehauen.

Während daß man im Pallaste überlegte, welche Parthey man ergreifen sollte, wurde Feuer angelegt. Der Kaiser, der einige Soldaten zusammen brachte, warf sich mitten unter die Feinde. und focht mit ungemeiner Tapferkeit. Alle, die bey ihm waren, blieben an seiner

Seite.

Seite. Er selbst bekam einige Wunden, aus denen das Blut haufenweise floß. Da er sahe, daß er sich nicht mehr vertheidigen konnte, so brachte er sich ums Leben. Einer von seinen Pagen, der seinen Herrn nicht überleben wollte, näherte sich den Rebellen, schimpfte und schmähete auf sie, nahm seinen Dolch, riß sich damit den Leib auf, stach sich hernach denselben durch den Hals, und gab über dem Leichnam des Kaisers den Geist auf.

Die Verschwornen drangen in den Pallast, und ermordeten unbarmherziger Weise alle Personen, die ihnen in die Hände geriethen. Die Mutter, und einer von den Brüdern des Cubo-Sama, hatten eben dieses unglückliche Schicksal. Alles, was dem Schwerdte der Verschwornen entgieng, kam im Feuer um. Die Kaiserinn hatte sich in ein Kloster der Bonzen geflüchtet; man erfuhr aber, wo sie war, und sie entgieng dem Tode nicht. Verschiedene Prinzessinnen, und Weiber von allerley Stande, die erst alles erfahren mußten, was man von viehischen Soldaten in diesen Augenblicken der Wuth zu gewarten hat, wurden umgebracht, bis auf zwo Prinzessinnen des Kaisers, welche ein Christ diesen Rasenden entriß. Die Verschwornen hatten von ihrer Rebellion keinen Nutzen. Ohnerachtet des Blutes, das sie vergossen, um sich den Weg zum Throne zu bahnen, gelangten sie doch nicht auf denselben, und sahen keine andere Frucht ihrer Mißhandlungen, als allgemeinen Haß und Abscheu.

Als die beyden Häupter des Aufruhrs sahen, daß die Einwohner der Hauptstadt sie nicht für ihre Herrn erkennen wollten, breiteten sie ein Gerücht aus, ihre Absicht sey nie gewesen, die höchste Gewalt an sich zu reissen, sondern nur das Volk von der tyrannischen Herrschaft einiger Personen zu befreyen, welche im Namen des vorigen Kaisers alles regiert hätten. Sie stellten sich sogar, als ob ihnen der Tod des Kaisers zu Herzen gienge, und gaben vor, daß sie entschlossen wären, den Bonzen Cavadono Voyacata auf den kaiserlichen Thron zu setzen, indem man diesem Manne zutrauen könnte, daß er seine Unterthanen glücklich machen würde. Da der junge Prinz, den sie zum Reiche zu bestimmen schienen, ihren Worten nicht trauete, so begab er sich in eine Festung in Sicherheit. Nobunanga, der König zu Voari, erklärte sich für den Cavadono, und verschaffte ihm die Mittel, den Thron zu besteigen. Die Rebellen wollten noch einmal versuchen, ihr herrschsüchtiges Vorhaben auszuführen; aber der *neue* Kaiser blieb, nach verschiedenen Siegen, *im* ruhigen Besitze einer Krone, welche die Verschwornen zu rauben nicht im Stande waren.

Man wird öfters ein Feind von demjenigen, dem man die wichtigsten Dienste geleistet hat. Eben so selten ist es, einen Mann mit Vergnügen zu sehen, dem man seine Erhebung zu danken hat. Die Gegenwart eines Wohlthäters erinnert uns alle Augenblicke an den Stand der Dürftigkeit, aus welchem er uns gezogen hat,

und

und ein solcher Anblick beleidigt insgemein unsere Eigenliebe. Außerdem fodern auch die, denen wir große Verbindlichkeit schuldig sind, allzuviel Erkenntlichkeit, und veranlassen, daß ihnen gar keine erwiesen wird. Dieses ist es, was die Zahl der Undankbaren vermehrt. Wenn diese Maxime in Ansehung der Privatpersonen wahr ist, so ist sie es noch mehr in Betrachtung der Regenten. Der Vorzug, den diese vor allen andern Menschen haben, macht sie weit empfindlicher gegen alles, was ihren Stolz beleidigt, und man darf ihnen öfters nur gedient haben, um ihnen verhaßt zu seyn. Wir haben gesehen, daß der neue Kaiser in Japan seine Ehrerbietung dem Nobunanga zu danken hatte. Dieser bildete sich daher ein, daß er das Recht habe, im Reiche nach seinem Gefallen zu befehlen. Der Cubo-Sama ward es aber bald überdrüßig, daß er so unter der Vormundschaft seines Vasallen stehen sollte. Da er außerdem nicht eben viel Verstand hatte, so konnte er leicht auf Argwohn gerathen, den er zu verbergen nicht klug genug war. Nobunanga sahe bald, daß er dem Kaiser zu mißfallen anfienge. Er war auf seiner Hut, ohne daß er etwas gegen seinen Herrn zu unternehmen Willens war. Der Cubo-Sama folgte schlechten Rathgebern, und kündigte einem Prinzen den Krieg an, der gar wohl im Stande war, ihn einen solchen Schritt bereuen zu lassen. Der unvorsichtige Monarch nahm bey dieser Gelegenheit seine Zuflucht zu dem grausamsten Feinde seines Hauses, zu eben dem Mioxin-

dono, der sich in dem Blute der kaiserlichen Familie so zu sagen gebadet hatte.

Da Nobunanga sahe, daß sein Untergang beschlossen wäre, machte er Anstalten, sich zu vertheidigen, und selbst die, die ihn anfielen, anzugreifen. Er brachte eine Armee von funfzig tausend Mann auf die Beine, und näherte sich der Stadt Meaco. Als er vor den Thoren derselben ankam, that er Friedensvorschläge, welche aber mit Stolze verworfen wurden. Nunmehr glaubte er kein Verschonen mehr nöthig zu haben, und gab seinen Soldaten Befehl, die ganze Gegend um Meaco herum zu verwüsten. Die Einwohner der untern Stadt boten ihm Geld an, und schickten Deputirte an ihn, damit sie mit der Plünderung verschont blieben. Diese Demüthigung half, daß sie alles erhielten, was sie verlangten. Die obere Stadt, wo die Vornehmen und die Kaufleute wohnten, erfuhr die Wuth der Feinde, weil sie keine so billigen Vorschläge gethan hatte.

Der Kaiser wollte jetzt vom Frieden sprechen; aber es war zu spät. Er wurde gezwungen, sich zu unterwerfen, und Gesetze vorschreiben zu lassen. Nobunanga, der sein eigenes Werk nicht zerstören wollte, erhielt den Cavadono auf dem Throne; er ließ ihm aber nichts, als blos den Titel eines Kaisers, und zog alle Gewalt desselben an sich. Japan sahe demnach zu gleicher Zeit zween Schattenregenten, den Dairy und den Cubo-Sama, während daß ein

den Kaisern unterwürfiger König dem ganzen Lande Gesetze vorschrieb.

Der Stolz des Nobunanga zog ihm viele Feinde zu. Verschiedene Könige verbanden sich gegen einen Prinzen, der sie unter das Joch bringen wollte; er fand aber Mittel, dieses Bündniß fruchtlos zu machen. Man weiß nicht, ob er den Titel Cubo-Sama angenommen habe; da er aber alle mit dieser Würde verknüpfte Gewalt in den Händen hatte, so will ich ihm künftig, nach dem Beyspiele aller Geschichtschreiber, den Titel Kaiser geben. Von seinem Glücke berauscht, wollte Nobunanga als ein Gott angebetet seyn. Man bauete auf seinen Befehl einen prächtigen Tempel, in welchen man die schönsten Götzenbilder setzte, die man in ganz Japan fand. An einen Ort, der am meisten ins Auge fiel, setzte man einen Stein, auf welchem das Wappen des Kaisers, nebst verschiedenen Devisen eingehauen war. Es kam hernach ein Edict heraus, in welchem aller Gottesdienst im Reiche verboten, und bey schwerer Strafe befohlen wurde, den neuen Götzen anzubeten. Der älteste Sohn des Nobunanga war der erste, der das Beyspiel dieser niederträchtigen Schmeicheley gab, welchem zu Folge hernach alle Japaner vor dem Bilde des Kaisers niederfielen. Dieser Prinz führte beständig Krieg mit dem Morindono, dem Könige zu Naugato, und war entschlossen, alles anzuwenden, um sich denselben zu unterwerfen. Faxiba, der im J. 1582 die kaiserlichen Truppen commandirte, foderte

noch dreyßig tausend Mann mehr, die er zur Ausführung seines Auftrags nöthig zu haben vorgab. Der Kaiser begieng die Unvorsichtigkeit, daß er seine Hauptstadt, und alle Plätze in der Nähe von Truppen entblößte, um diese Anfoderung zu befriedigen, und blieb also ohne Truppen in einer Stadt, in welcher er mehr gefürchtet als geliebt wurde. Der Anführer dieser dreyßig tausend Mann, war ein Günstling, den sein Herr aus dem Stande der Dunkelheit gezogen, und ihn zu den größten Ehrenämtern, ja zur königlichen Würde selbst erhoben hatte. Aqvechi, so hieß dieser Mann, der mit einem Glücke noch nicht zufrieden war, auf welches er von Rechts wegen keinen Anspruch zu machen hatte, trieb seine Absichten noch weiter, und suchte selbst seinen Herrn und Wohlthäter vom Throne zu werfen. Der Auftrag, den man ihm gethan hatte, setzte ihn in den Stand, sein schändliches Vorhaben auszuführen. Sobald er das Commando der Truppen, von denen ich gesagt habe, übernommen hatte, brachte er die vornehmsten Officiere durch die herrlichsten Versprechungen auf seine Seite, und kehrte nach Meaco zurück, unter dem Vorwande, daß er einen Gegenbefehl vom Kaiser erhalten habe.

Man wunderte sich anfänglich sehr, da man den Aqvechi zurück kommen sahe; die Einwohner aber, die keine argen Gedanken hatten, verwehrten ihm den Einzug in die Stadt nicht. Nobunanga, der davon Nachricht bekam, sahe zum Fenster hinaus, und wurde sogleich von

einem Pfeile getroffen, den der Rebell auf ihn losschoß. Die empfangene Wunde hielt den Kaiser nicht ab, mit dem Säbel in der Hand, in Begleitung seines ältesten Sohns, des Königs von Mino, und einer kleinen Anzahl von der Leibwache, die sich bey ihm befand, heraus zu kommen. Er focht mit vielem Muthe; da ihm aber der Arm durch eine Musqvetenkugel entzwey geschossen wurde, sahe er sich genöthigt, sich zurück zu ziehen. Die Rebellen legten sodann auf allen Ecken Feuer im Pallaste an, so daß der Kaiser sich nicht retten konnte, und nebst seinem ältesten Sohne, und dem Könige von Mino, verbrennen mußte. So war das traurige Schicksal dieses Nobunanga beschaffen, der sich durch Tapferkeit auf den japanischen Kaiserthron gehoben hatte, und durch seine Unvorsichtigkeit wieder herab geworfen wurde.

Der Mörder des Kaisers erstreckte seine Wuth auf alle Personen, welche an der Gnade dieses unglücklichen Prinzen Antheil gehabt hatten, und gieng hernach, sich von der Stadt und Festung Anzuqviama Meister zu machen, allwo die Schätze des Kaisers waren, welche sogleich weggenommen wurden. Faxiba, der die kaiserlichen Truppen commandirte, wovon ich schon gesagt habe, schien anfänglich die Parthey des Königs von d) Ava zu nehmen, welcher sich als den

d) Ich habe oben gesagt, daß der älteste Sohn des Nobunanga mit dem Vater verbrannte; der

den Erben aller Staaten seines Vaters ansahe. Aber der japanische General hatte selbst Lust, sich des Reichs zu bemächtigen, und es war ihm leicht, sein Project auszuführen, indem er eine ganze Armee zu seinem Gebrauche hatte. Er sagte dem Könige von Ava frey heraus, daß er sich keine Rechnung auf die kaiserliche Krone machen solle. „Ihr wisset, sprach er zu ihm, daß „euer ältester Bruder einen Sohn hinterlassen „hat, der noch in der Wiege liegt. Das Reich „gehört diesem Kinde. Begnüget euch mit der „Insel Xicoco, welche euer Vater euch ausge„setzt hat. Ich meines Orts bin entschlossen, „die Vormundschaft über euern Nefen, und die „Regentschaft in seinen Staaten zu übernehmen.„ Der König zu Ava, der nicht im Stande war, seine Ansprüche zu unterstützen, wurde genöthigt abzuziehen, und die Regierung des Reichs dem japanischen Feldherrn zu überlassen, welcher die oberherrliche Gewalt für sich allein behielt.

Faxiba war von sehr gemeiner Herkunft. Nachdem er seine Jugend mit den niedrigsten Beschäfftigungen zugebracht hatte, ward er ein Soldat, und stieg Stufenweise bis zum Generalcommando empor. Seine Herrschsucht und die glücklichen Umstände setzten ihn endlich auf den Thron. Dieser Usurpator war klein von Gestalt, aber ziemlich stark und robust. Er hatte

der zweyte hatte den Verstand verlohren, und daher machte der dritte, welcher König zu Ava war, Ansprüche ans Reich.

hatte an der einen Hand sechs Finger, und etwas fürchterliches in seinen Gesichtszügen. Die Augen standen ihm auf eine so ungestaltete Art zum Kopfe heraus, daß man ihn nicht gern ansahe; aber unter diesem ungestalteten Aeußerlichen war ein großer Muth und vorzügliche Talente zum Kriege verborgen. Mit dergleichen Eigenschaften ist es nicht schwer, einen Thron gewaltsamer Weise an sich zu reissen.

Der König von Ava sahe sich sehr ungern von einem Throne ausgeschlossen, auf welchem er zu sitzen ein Recht zu haben vermeynte. Dieser Prinz, der sein Recht noch ausführen wollte, brachte einige Truppen zusammen, und verband sich mit seinem Onkel, dem Könige zu Micava. Faxiba, der sich ein für allemal aus dieser Unruhe ziehen wollte, richtete eine zahlreiche Armee auf, gieng damit zu Felde, und zwang beyde Könige, sich in eine Festung zu werfen, die er belagerte, und von der er sich Meister machte. Ein Rest von Ehrfurcht für den letzten Kaiser hinderte ihn, seine Hände in das Blut der beyden Prinzen zu tauchen, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben. Er ließ ihnen das Leben, beraubte sie aber der königlichen Würde, und setzte gewisse Einkünfte zu ihrem Unterhalte aus. Der Usurpator nahm sodann den Titel Cambacundono an, welcher einen unumschränkten Herrn bedeutet, oder nach einiger Meynung, Arche des Schatzes. Um das edelste japanische Blut mit dem seinigen zu verbinden,

heyrathete er eine von den Prinzessinnen des Dairy.

Cambacundono, so will ich künftig den neuen Kaser nennen, wollte auch die Ehre haben, ein Eroberer zu seyn, und vergrößerte alle Tage seinen Staat mit einigen Provinzen. Dieser Prinz, welcher das Frauenzimmer sehr liebte, füllte sein Serail mit den schönsten Mägdchen an, die man in Japan fand. Ein Arzt am Hofe, der für das Vergnügen seines Herrn sorgte, kam in das Königreich Arima, wo das Frauenzimmer, wie man sagt, außerordentlich schön ist, und fand große Schwierigkeit, Mägdchen zu bekommen, weil die Einwohner, welche Christen waren, nicht die Wollust des Kaisers befördern helfen wollten. Mehr war nicht nöthig, um den Cambacundono zu reizen, daß er eine Religion verbannete, welche gewisse natürliche Neigungen, die man nicht anders, als durch eine rechtmäßige Verbindung befriedigen darf, unter die Laster rechnet. Der Kaiser schwor von dem Augenblicke an, die christliche Religion zu vertilgen, und alle Missionarien aus seinen Staaten zu verjagen. Man zog auf seinen Befehl die Jesuiten zum Verhör, und fragte sie: 1. Warum sie die Völker in Japan zwängen, Christen zu werden? 2. Warum sie ihre Anhänger nöthigten, die Tempel zu zerstöhren? 3. Warum sie die Bonzen verfolgten? 4. Warum sie Thiere schlachteten und äßen, die dem Menschen Dienste leisten, als Ochsen und Kühe? 5. Warum sie endlich den Kaufleuten von ihrer Nation

erlaubten, Japaner zu kaufen, und in Indien zu Sclaven zu machen? Die Jesuiten gaben ihre Antwort schriftlich; aber ihrer Rechtfertigung ohngeachtet, bekamen sie Befehl, innerhalb sechs Monaten zu Schiffe zu gehen, und die Länder des japanischen Reichs auf immer zu verlassen. Die Missionarien glaubten, daß sie nicht verbunden wären, einem Edicte zu gehorchen, welches die christliche Religion in die Gefahr setzte, gänzlich aus Japan vertrieben zu werden. Sie begaben sich zu verschiedenen Prinzen, welche den christlichen Glauben angenommen hatten. Der Kaiser ließ sich nicht merken, daß es ihn verdroß, weil er einige Unruhen in seinen Staaten zu erregen befürchtete.

Nachdem Cambacundono alle Provinzen unter sich gebracht hatte, faßte er den Vorsatz, auch auswärts Krieg zu führen. Er schrieb an den Kaiser von China einen Brief, worinne er verlangte, daß er ihn für seinen Oberherrn erkennen sollte. Der chinesische Monarch, der sich über diese Anfoderung wunderte, schickte einen Abgesandten nach Japan, welcher erklärte, daß sein Herr nicht geneigt sey, Gesetze von einem andern Prinzen anzunehmen. Diese Erklärung mißfiel dem Kaiser in Japan. Er schickte eine ungeheuere Flotte in die See, versicherte sich des Hafens Nangoya, der nicht weit von Nangazaqvi ist, befestigte denselben, und machte ihn zu seinem Waffenplatze. Mehr die Eitelkeit als die Herrschsucht bewog diesen Prinz, eine Nation mit Kriege zu überziehen, über die

er sich nicht zu beschweren hatte. Er suchte sich durch eine Unternehmung unsterblich zu machen, die nie einer von seinen Vorfahren gewagt hatte.

Die Zurüstungen zu dem chinesischen Feldzuge waren im Anfange einer so wichtigen Unternehmung nicht gemäß, welches Gelegenheit gab, zu glauben, daß Cambacundono andere Absichten habe, als dieses große Reich zu erobern. Er gab indeß allen Prinzen und Herrn von Japan Befehl, sich bereit zu halten, mit allen Truppen, die sie aufbringen könnten, zu ihm zu stoßen; man machte zugleich bekannt, daß er mit dreymal hundert tausend Mann über das Meer gehen würde; als aber alles zu diesem Feldzuge in Bewegung war, wurden alle Großen an den Hof gefodert, und Cambacundono erklärte ihnen, daß er während seiner Abwesenheit dem Reiche einen Vorsteher ernennen wolle. Er faßte in der That den Entschluß, den Dainangandono, seinen Nefen, zum Mitregenten anzunehmen, und setzte denselben auf den Thron, in Gegenwart aller Prinzen, die man zusammen gerufen hatte, um Zeugen von dieser Feyerlichkeit zu seyn. Er gab seinem Mitregenten den Titel Cambacundono, und nahm dafür den Titel Tayco = Sama an, welches den höchsten unumschränktesten Herrn bedeutet, und so wollen wir sie auch ins künftige nennen. Er sagte zu seinen Nefen, als er ihn auf den Thron setzte: „Geburt und Erziehung haben mir gänz„lich gemangelt. Es ist daher nicht zu verwun„dern, daß ich viele Fehler habe, die ich gar

„wohl

„wohl an mir bemerke, und nie gänzlich werde „los werden können. Ihr, der ihr der Sohn „eines Kaisers seyd, und eine standesmäßige „Erziehung gehabt habet, ihr würdet nicht zu „entschuldigen seyn, wenn man euch gewisse Feh„ler vorwerfen könnte, welche einen Prinzen be„schimpfen.„ Alle Großen des Reichs leisteten hierauf dem jungen Monarchen den Eid. Der Kaiser räumte ihm den Pallast, und setzte ihm hinlängliche Einkünfte aus, um seiner Würde gemäß leben zu können, ließ ihm aber fast nicht die geringste Gewalt. Tayco = Sama, der stets mit großen Eroberungen schwanger gieng, beschloß eine Landung auf Corea zu thun, welches eine Halbinsel nicht weit von Japan ist. Er trug dem Tsucamidono, Großadmiral des Reichs, diese Sache auf, welcher in dem Lande ankam, und sich von verschiedenen Plätzen, ja sebst von der Hauptstadt Meister machte. Die Coreer verlohren zwo Schlachten. Als der König des Landes sahe, daß er denen Progressen des Siegers keinen Einhalt thun könne; ließ er Feuer in seinem Pallaste und in allen Magazinen anlegen, und flüchtete mit seiner Familie und allen seinen Schätzen nach China, welches ganze Land er in Bestürzung und Schrecken setzte. Die Eroberung von Corea kostete denen Japanern keinen Monat Zeit; es war aber leichter, dieses Reich zu erobern, als zu erhalten. Die Landeseinwohner legten sich in Oerter, wo ihnen nicht beyzukommen war, und verbrannten allen Vorrath von Lebensmitteln, so daß die Japaner bald

den äusersten Mangel zu empfinden anfiengen. Da die Coreer sie in diesem Zustande sahen, beschlossen sie, dieselben mit Hülfe der Chineser anzugreiffen. Diese gaben Truppen her, welche sich gegen die Tapferkeit der Japaner nicht halten konnten, so daß das Königreich Corea genöthigt wurde, um Friede zu bitten. Es erhielt denselben auf folgende Bedingungen: 1. Von acht Provinzen, woraus das Königreich Corea bestand, sollten fünf den Japanern abgetreten werden. 2. Der Kaiser von China sollte eine von seinen Töchtern dem Kaiser in Japan zur Ehe geben. 3. Die seit langer Zeit unterbrochene Handlung zwischen China und Japan sollte wieder hergestellt werden. 4. Der chinesische Monarch sollte an Japan einen jährlichen Tribut bezahlen. Der Kaiser von China wollte so schimpfliche Bedingungen nicht einräumen, und verwarf einen Tractat, welcher ohne seine Einwilligung war geschlossen worden. Die Coreer waren die einzigen, welche die traurigen Wirkungen des Krieges empfanden, den sie gegen die Japaner zu führen gehabt hatten.

Tayco-Sama hatte seinen Nefen zum Reichsgehülfen angenommen, wie ich schon gesagt habe. Die Einigkeit zwischen diesen beyden Prinzen dauerte nicht lange. Da Cambacundono bemerkt hatte, daß der Kaiser ihn den Scepter wieder rauben wollte, den er ihn in die Hände gegeben hatte, so suchte er sich gegen die Unternehmung seines Onkels in Sicherheit zu setzen. Tayco-Sama erfuhr sogleich alles,

was der junge Prinz vornahm, und fand, daß er ihm zuvor kommen müsse, wenn er den Untergang vermeiden wolle. Er verstellte sich mit allem Fleiße, und meldete seinem Nefen, daß, da nun der Krieg mit Corea geendigt sey, ihn nichts mehr auf dem Throne halten könne, und daß er ihn denselben gänzlich abtreten wolle. Cambacundono nahm ein so vortheilhaftes Anerbieten mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit auf; da er aber bald auf den Argwohn gerieth, daß es eine Schlinge sey, die man ihm legte, so war er auf seine Sicherheit bedacht. Während daß er seinem Untergange zuvor zu kommen beschäfftigt war, schickte ihm der alte Kaiser einen Befehl zu, sich nach Fucimi zu begeben, allwo er eine wichtige Sache mit ihm zu überlegen habe. Cambacundono wandte eine Unpäßlichkeit vor, die ihn verhinderte, sich einzustellen. Tayco-Sama aber ließ ihm sagen, daß er von der Krankheit nichts glaubte, weil er alle Tage ausritte, und seine gewöhnlichen Leibesübungen vornähme; daß er mit Abscheu vernommen habe, wie dieser Prinz, mit eigener Hand, die zum Tode verurtheilten Missethäter hinrichte; daß er erstaune, da er ihn nicht anders, als in Begleitung einer guten Anzahl bewaffneter Leute, öffentlich sähe, und daß er zu wissen begehre, warum er sich aufs neue den Eid der Treue schwören ließe.

Der junge Kaiser rechtfertigte sich so gut er konnte, und Tayco-Sama schien damit zufrieden zu seyn; er warb aber im Geheim Trup-

pen

pen an, und da er sich im Stande sahe, sein Vorhaben auszuführen, schrieb er an seinen Nefen einen Brief, worinne er sich folgender Gestalt ausdrückte: „Ich bin von euren Streichen un„terrichtet; daher befehle ich euch, ungesäumt „nach Fucimi zu kommen, ohne eine andere Be„deckung, als von zween oder drey Bedienten, „wenn ihr nicht lieber meine Befehle in der Fe„stnng Quiyosu erwarten wollet; in dessen Er„mangelung ich selbst nach Meaco kommen wer„de, da es euch sodann das Leben kosten soll, „indem ich Feuer an euren Pallast legen werde.„ Da Cambacundono sahe, daß ihm nichts mehr übrig sey, als zu gehorchen, so antwortete er, daß er sich dem Kaiser zu Füßen werfen wolle, um seine Gnade anzuflehen, und ihm zu erkennen zu geben, wie entfernt er sey, etwas gegen die Treue zu unternehmen, die er ihm schuldig wäre. Er begab sich wirklich nach Fucimi; der Kaiser aber, der ihn nicht sehen wollte, befahl ihm, sich augenblicklich wieder hinweg, und in das Kloster zu Coyagu begeben. Der Prinz gehorchte, und sahe wohl, da er im Kloster ankam, daß er sich keine Hoffnung zum Reiche mehr machen dürfte. Die Bonzen empfiengen ihn ziemlich übel, wiesen ihm ein enges Behältniß zur Wohnung an, und ließen weder jemanden mit ihm sprechen, noch einen Brief an ihn gelangen. Dieses geschahe im Jahr 1595. Der Prinz verlohr sodann alle Geduld, und wollte sich in der Verzweiflung selbst ums Leben bringen. Einige Zeit darnach schickte der Kaiser

seinem

seinem Nefen, und den Bedienten, die um ihn waren, einen Befehl zu, daß sie sich den Leib aufschneiden sollten. Dieser Befehl wurde sogleich befolgt; und so endigte sich die Laufbahn eines Prinzen, der tausend gute Eigenschaften durch eine ausschweifende Grausamkeit verdunkelte. Er beschäfftigte sich mit nichts lieber, als daß er sich einen Missethäter bringen ließ, ihm ein Glied nach dem andern abschnitt, bis er ihn ganz zerstückt hatte. Ich weiß nicht, ob die Japaner den Tod des Cambacundono sehr bedauert haben, der sich zu einem Scharfrichter besser schickte, als zu einem Regenten. Der alte Kaiser führte sich aber nicht weniger grausam auf; denn er ließ nicht allein alle Anhänger seines Nefen umbringen, sondern zerstöhrte auch fast die ganze Familie dieses unglücklichen Prinzen. Er las unter den Weibern des Cambacundono ein und dreyßig der besten aus, und verurtheilte sie, nebst ihren Kindern öffentlich enthauptet zu werden, an eben dem Orte, wo man die Missethäter hinrichtet. Man führte sie in ihren prächtigsten Kleidern zum Tode, und machte damit den Anfang, daß man die Kinder unter den Augen ihrer Mütter hinrichtete, an denen das Urtheil erst hernach vollzogen wurde. Auf diese Weise rächte sich der Kaiser an einem Nefen, der ihn, wie er glaubte, in Gefahr gebracht hatte, die Krone, und vielleicht selbst das Leben zu verliehren. Die Palläste, und alle Gebäude, welche Cambacundono hatte aufführen lassen, wurden niedergerissen, damit nichts

in Japan übrig gelassen würde, was diesem Prinzen zum Andenken dienen könnte.

Der Kaiser hatte einen Sohn, der damals erst drey Jahre alt war, dem er den Titel Cambacundono geben ließ. Japan wurde in diesem Jahre mit einem Erdbeben heimgesucht, welches große Verwüstungen anrichtete. Alle Palläste, die der Kaiser zu Ozaca hatte aufführen lassen, wurden eingestürzt; und was dieses Unglück noch fürchterlicher machte, war, daß man unter der Erde ein fürchterliches Gebrülle hörte. Das Meer trat an einigen Orten so aus, daß es ganze Gegenden überschwemmte. Man sahe in den meisten Städten nichts als Trümmern von Häusern, Tempeln und Klöstern. Der Kaiser mußte sich eine Zeitlang unter einem Zelte aufhalten, das er bald an diesem, bald an jenem Orte aufschlagen ließ. Die Erdbeben sind, wie ich schon angemerkt habe, in Japan sehr gewöhnlich. Unser festes Land ist diesen heftigen Erschütterungen nicht so sehr fähig; indeß haben wir doch in neuern Zeiten ein trauriges Beyspiel an Lissabon gehabt, wo ein großer Theil der Einwohner unter den Ruinen ihrer Häuser begraben wurden.

Die Japaner hatten sich von ihrem Schrecken über diese fürchterliche Naturbegebenheit noch nicht wieder erholt, als man sie in ein neues Unglück des Krieges stürzte. Es kamen Abgesandte aus China nach Japan, und wurden schimpflich abgewiesen, weil sie sich der Coreer annahmen. Diese wurden das Opfer der Wohlgewo-

gewogenheit, die ihnen die Chineser erzeigten. Tayco-Sama warb Truppen, deren Anführung er dem Quingendono, dem Nefen der Kaiserinn, übergab. Er ließ sie nach Corea übersetzen, wo sie sich aller Städte im Lande bemächtigten; der Tod des Kaisers aber nöthigte sie, nach Japan zurück zu kehren.

Als Tayco-Sama sich am Ende seiner Laufbahn sahe, war er bedacht, das Reich seinem Sohne zu versichern, der nur erst sechs Jahre alt war. Es war nöthig, dem jungen Prinzen einen zur Regierung des Reichs tüchtigen Vormund zu geben, von dessen Herrschsucht man aber auch nichts zu fürchten haben möchte. Der Kaiser warf die Augen auf den Gixasu, König zu Bandua. Er ließ ihn kommen, und redete ihn in Gegenwart des ganzen Hofes folgender Gestalt an: „Liebster Freund, ich sterbe „anjetzt, und der Tod hat nichts schreckliches „für mich. Er ist ein allen Menschen auferleg„tes Gesetz, und ich unterwerfe mich demselben „mit willigem Herzen. Eine einzige Sache „beunruhiget mich. Ich lasse einen Sohn auf „dem Throne zurück, der zur Regierung noch „zu jung ist. Er muß eine Stütze haben; und „könnte ich wohl im ganzen Reiche einen Mann „finden, der dazu tüchtiger wäre, als ihr? Ich „kenne eure Tapferkeit und Klugheit. Ich kann „nicht zweifeln, daß, wenn mein Sohn im „Stande seyn wird, die Ruder des Regiments „zu übernehmen, ihr ihm dieselben als ein Pfand, „dessen Verwahrung ich euch anvertrauet habe,

„übergeben werdet. Ich kann daher nichts „besseres thun, als daß ich meinen Scepter in „eure Hände gebe, um ihn eines Tages dem „Prinzen zurück zu geben, welcher ihn nach mir „führen soll. Damit ich aber unsere Familien „näher vereinige, so bestimme ich die Tochter „eures ältesten Sohnes meinem Sohne und Nachfolger zur Gemahlinn. Durch diese Ehe „werdet ihr gewissermaßen der Vater eures „Kaisers.„

Gixasu antwortete auf diese Anrede nur durch Thränen, und durch tausend Versicherungen einer ewigen Treue und Erkenntlichkeit. Man gab ihm den Titel Daysu-Sama, welcher soviel bedeutet, als Groß-Statthalter. Tayco-Sama sorgte hernach noch für einige Mittel, wodurch die fast unumschränkte Gewalt, die er ihm anvertrauete, ein wenig vermindert wurde. Man setzte einen Regierungsrath nieder, der aus neun Personen bestand, welche zwar den Gixasu als ihr Oberhaupt ansehen sollten, ohne deren Einwilligung dieser aber nichts wichtiges unternehmen könnte. Nachdem der Kaiser diese große Sache zu Stande gebracht hatte, war er auf weiter nichts bedacht, als nach seinem Tode unter die Zahl der Götter gerechnet zu werden. Sein Stolz war damit nicht zufrieden, daß er ein mächtiges Reich besessen hatte; er erstreckte sich bis über das Grab, und trachtete nach nichts geringerem, als nach der Ehre, ein Gott zu seyn, und göttlich verehrt zu werden. Dem zu Folge verboth er, seinen Kör-

per zu verbrennen, wie es in Japan gewöhnlich ist; man sollte ihn in einen kostbaren Sarg legen, und in einem seiner Palläste beysetzen, damit man mit der Zeit seiner Vergötterung eingedenk sey. Tayco-Sama war vier und sechzig Jahre alt, als er im Jahre 1598 sein Leben beschloß. Er hatte einen ungemein dauerhaften Körper; aber seine unordentliche Lebensart, die Beschwerlichkeiten des Krieges, und seine übermäßige Anstrengung zu den Geschäfften hatten seine Gesundheit sehr geschwächt. Einige Geschichtschreiber haben den Tayco-Sama mit dem Tiberius verglichen; andere sind weniger streng gegen ihn gewesen. Die Aufführung dieses Prinzen auf dem Thron kann zu eben so großen Vorwürfen als gerechten Lobsprüchen Gelegenheit geben. Tayco-Sama war ehrgeizig, heuchlerisch, gewaltthätig, grausam, und in seinen Sitten sehr unregelmäßig; aber er hatte viel Verstand, Tapferkeit, Klugheit, Billigkeit, und kurz, sehr viel große Eigenschaften eines Regenten.

Daysu-Sama, der sich nun an der Spitze des Staatsraths sahe, wollte lieber alle Gewalt allein haben, und kehrte sich gar wenig an seine Collegen. Diese beschlossen daher gemeinschaftlich, sich den Unternehmungen ihres Oberhaupts zu widersetzen, und zogen fast den ganzen vornehmsten Adel mit in ihre Parthey. Ganz Japan gerieth darüber in die Waffen, und sahe sich einem verderblichen Bürgerkriege ausgesetzt. Gixasu wäre ohne Rettung verlohren gewesen, wenn seine Gegner mit mehr Ueberle-

gung gehandelt, und einen verständigen Mann unter sich gehabt hätten. Der Anfang des Krieges war für die Ligue ziemlich günstig; aber Daysu-Sama fand Mittel, einige Hauptpersonen der Gegenparthey auf seine Seite zu bringen, und es entstand dadurch eine Uneinigkeit zwischen den Conföderirten, welche sich der Vormund des jungen Kaisers zu Nutze machte. Es fiel unterdessen eine blutige Schlacht zwischen beyden Armeen vor. Der Sieg erklärte sich für den Gixasu, so daß er allein im Besitze der Regentschaft blieb, und sich den Titel Cubo-Sama geben ließ. Ob er gleich nicht wirklicher Kaiser war, so herrschte er doch so unumschränkt, als je ein Monarch in Japan. Er unternahm zwar nichts gegen das Leben seines Pupillen, und ließ ihm alle äußerlichen Kennzeichen der höchsten Würde; aber man sahe doch, daß Gixasu allein Herr war, und daß er das Reich in seiner Familie erblich zu machen suchte, besonders da man ihn seinem Sohne den Titel Xogun-Sama geben sahe. Er hätte indeß doch den jungen Kaiser, der zu Ozaca war, gern in seine Hände gehabt; aber die Mutter dieses Prinzen wollte ihn nicht weggeben, und sagte, sie würde, wenn man sie dazu zwingen sollte, eher selbst dem jungen Prinzen den Leib aufschneiden, als ihn in die Hände des Regenten geben. Dieser schickte nach einiger Zeit nochmals, und ließ seinen Pupillen zu einem Besuche bitten. Der junge Kaiser schlug es anfänglich aus; aber die Herrn an seinem Hofe stellten der Kaiserinn vor,

daß,

daß, da ihr Sohn jetzt nicht im Stande sey, dem Regenten sich zu widersetzen, man einen Mann nicht aufbringen müsse, welcher sich Gehorsam verschaffen könne; sie erbothen sich aber, den Prinzen zu begleiten, und betheuerten, daß sie eher den letzten Blutstropfen vergießen, als geschehen lassen wollten, daß etwas gegen ihn unternommen würde. Fide-Jory (das ist der Name des jungen Kaisers) begab sich nach Meaco, wo er mit allgemeinem Freudengeschrey von Seiten des Volks aufgenommen wurde. Es giengen verschiedene Tage mit Festen und Lustbarkeiten hin; man bemerkte aber, daß sich der Regent gegen seinen Pupillen stets eine sehr kaiserliche Mine gab; indeß bildete man sich nicht ein, daß er die Absicht habe, ihm das Reich zu nehmen, weil er sich der Person des jungen Prinzen nicht zu versichern suchte.

Die Art der Unabhängigkeit, mit welcher Gixasu über Japan herrschte; der ruhige Besitz aller kaiserlichen Rechte und Güter, in welchem er seit einigen Jahren war; das angemaßte Recht, Edicte zu geben, selbst bis nach Ozaca, wo sein Pupill residirte: alle diese Handlungen der Souverainität hatten den rechtmäßigen Erben der Krone beynahe in Vergessenheit gebracht, und man hatte sich gewöhnt, den Cubo-Sama als den wirklichen Kaiser von Japan anzusehen. Dieser Prinz sahe indeß wahl ein, daß seine Herrschaft auf schwachen Gründen ruhe, und daß ein geringer Zufall sie leicht über den Haufen werfen könne. Und wenn er sich auch hätte

schmeicheln wollen, daß er die höchste Gewalt bis ans Ende seiner Tage werde erhalten können, so schien es ihm doch nicht leicht, sie auf einen Sohn zu bringen, der durch die Mittelmäßigkeit seines Verstandes, und durch die Wildheit seines Charakters sich durchgängig verächtlich und verhaßt gemacht hatte. Da er wohl sahe, daß er für sich und für seinen Sohn alles zu fürchten habe, so lange noch ein Prinz in Japan da wäre, der die unstreitigsten Rechte zum Reiche hätte, so machte er verschiedene Versuche, um den jungen Prinzen in seine Hände zu bekommen; aber die Kaiserinn Mutter vereitelte alle Anschläge des Regenten. Dieser sahe endlich ein, daß er keine andere Parthey zu ergreifen habe, als die offenbare Gewalt, und er entschloß sich dazu. Er warb eine zahlreiche Armee an, und marschirte mit außerordentlicher Geschwindigkeit auf Ozaca los, um es zu überfallen; aber es wollte ihm nicht gelingen. Da er dieses Vorhaben fehl schlagen sahe, so belagerte er den Platz mit einer Armee von zweymal hundert tausend Mann. Es wurden verschiedene Angriffe gethan, welche viel Volks kosteten. Sieben Wochen giengen hin, ohne daß die Belagerer einen Daumen breit Landes hatten erobern können. Sie wurden beständig mit Verlust zurück getrieben, und, so oft die Belagerten ausfielen, geschlagen. Die rauhe Witterung, der Mangel an Lebensmitteln, und die Krankheiten machten, daß sie einen ansehnlichen Theil von ihrer Armee verlohren, so daß der Regent sich genöthigt sahe, einen Vergleich

gleich vorzuschlagen. Der Friede wurde geschlossen; und die beyden Prinzen schworen bey allem, was heilig ist, daß sie die Bedingungen desselben genau erfüllen wollten. Man sahe indeß bald ein, daß Girasu nur Zeit zu gewinnen gesucht habe, um sich in den Stand zu setzen, seine ungerechten Unternehmungen mit mehrerm Glücke auszuführen.

Da der junge Kaiser erfuhr, daß der Regent neue Zurüstungen mache, erschien er im Jahr 1615 zuerst im Felde, mit einer Armee, die zum Theil aus Christen bestand. Es fielen einige Treffen zwischen den beyden Partheyen vor, und die Kaiserlichen behielten fast allemal die Oberhand. Endlich wollte man es auf eine Hauptschlacht ankommen lassen. Der junge Kaiser, den sein bisheriges Glück muthig machte, rechnete schon auf einen vollkommenen Sieg. Der Cubo-Sama hingegen sahe wohl, daß der Verlust einer Schlacht ihn auf einmal des hohen Ranges berauben würde, den er sich gegeben hatte. Er bath, wie man sagt, seinen Sohn und seine vornehmsten Officiere, daß sie ihm, falls er überwunden würde, den Kopf abhauen sollten, um ihm die Schande zu ersparen, lebendig in der Feinde Hände zu gerathen. Er verrieth dadurch zugleich, daß er nicht Herz genug habe, sich selbst ums Leben zu bringen.

Beyde Armeen standen einander im Gesicht, und die Schlacht gieng an. Die Truppen des Cubo-Sama waren schon so weit gebracht, daß sie in Unordnung geriethen, als die Sachen, durch

einen von den Zufällen, die man nicht voraus sehen kann, plötzlich eine andere Gestalt bekamen, und der junge Kaiser, der sich des Sieges schon gewiß glaubte, sahe, daß man Ozaca in Brand gesteckt hatte. Einige vom Regenten bestochene halfen ihm durch dieses Mittel aus der Verlegenheit; denn er hatte nicht ohne Grund geglaubt, daß Fide-Jory auf Ozaca zueilen würde, um seine Familie und seine Schätze in Sicherheit zu bringen. Dieses erfolgte auch. Ein Theil der Truppen gieng mit dem Kaiser, und die Unordnung riß sogleich unter einer Armee ein, welche beynahe schon gesiegt hatte. Der Cubo-Sama machte sich die Unvorsichtigkeit seines Rivals zu Nutze, und warf, mit leichter Mühe, Feinde über den Haufen, die sich nicht vertheidigten, und gleichsam vom Donner gerührt schienen. Er richtete ein erschreckliches Blutbad unter ihnen an; und man versichert, daß hundert tausend Mann auf dem Platze geblieben wären. Man kann diese Zahl zwar für übertrieben halten; aber es ist doch gewiß, daß die Menge der Todten erstaunlich groß gewesen. Der größte Theil der Flüchtigen wandte sich auf Meaco zu, fand aber die Wege besetzt. Man ließ sie indeß durch, aus Furcht, daß die Verzweiflung sie antreiben möchte, ihr Leben theuer zu verkauffen. Sobald sie sich aber ein wenig aus einander streueten, fiel man sie an, so daß sehr wenige das Glück hatten, zu entkommen.

Ozaca hatte seine Thore dem jungen Kaiser geöffnet, welcher sich sehr schleunig davon machte,

um

um den Nachstellungen seines Rivals zu entgehen. Die Feinde drangen in den Platz, und machten alle Einwohner nieder. Die Stadt wurde geplündert, und der Soldat nahm alles hinweg, was die Flammen übrig gelassen hatten. Das Feuer, welches niemand löschte, griff so geschwind um sich, daß in vier bis fünf Stunden fast diese ganze Stadt in die Asche gelegt war. Vielleicht hat man nie ein schrecklicher Schauspiel gesehen. Die Verwundeten, die Alten, die Weiber und Kinder machten ein gräßliches Geschrey, da sie die Wuth der Flammen und das Schwerdt des Feindes zu fürchten hatten. Eine große Menge von Soldaten, welche über der Plünderung, oder aus einer andern strafbaren Begierde, sich an einem Orte zu lange aufgehalten hatten, wurden von den Flammen ergriffen, und konnten ihnen nicht entgehen. Alle Schätze des Kaisers verbrannten, und man sahe, so wie ehemals zu Corinth, die kostbarsten Metalle unter einander geschmolzen, auf den Straßen herum fließen. Der Cubo-Sama, stolz auf seinen Sieg, fragte ganz trotzig, da er sich die gegenwärtige Verfassung seines Nebenbuhlers vorstellte: „Was ist aus dem geworden, „der mir das Reich streitig machen wollte? Wo„zu hat ihm die Furcht vor den Göttern gedient, „und was für eine Belohnung hat er für die „Menge von Tempeln erhalten, die er ihnen „zur Ehre erbauet hat? Ich meines Orts habe „noch keinen Heller für alle die Götter ausge„geben, die man im Reiche anbetet, und doch

bin

bin ich Herr von ganz Japan.„ Er schwor hierauf, daß er sich an den Christen rächen wolle, die es mit seinem Nebenbuhler gehalten hatten. Man weiß nicht, wo der junge Kaiser nach seiner Niederlage hingekommen ist. Einige glauben, er habe sich nach China begeben; andere behaupten, er sey aus Japan nie weggekommen, habe aber sein Leben an einem unbekannten und verborgenen Orte zugebracht. So viel ist gewiß, daß er nie wieder zum Vorscheine kam, und daß sein Gegner ruhig im Besitze des Reichs blieb.

Gixasu genoß aber die Vortheile nicht lange, die ihm sein Sieg verschaffte. Der Tod beraubte ihn auf immer eines Throns, den er so ungerechter Weise an sich gerissen hatte. Ehe er starb, befahl er seinem Sohne, daß er die christliche Religion mit der Wurzel in seinen Staaten vertilgen, und keinen europäischen Priester darinne lassen solle. Er machte hierauf Verordnungen, unter die Zahl der Götter gesetzt zu werden. Nie war das Reich von einem so staatsklugen Prinzen regiert worden. Er war zwar kein großer Krieger; aber in seinem großen Verstande fand er allemal Mittel, seinen kriegerischen Unternehmungen einen glücklichen Ausgang zu verschaffen. Als sein Stolz befriedigt war, so ward der Geiz seine herrschende Leidenschaft. Er machte sich bey den Christen verhaßt; aber diese vergaßen, daß die Religion ihnen verbietet, sich sogar wider ihre Verfolger zu empören. Gixasu hatte einigermaßen Ursache,

den Europäern nicht zu trauen. Die Spanier in den philippischen Inseln schlugen den Japanern einen ordentlichen Handel zwischen beyden Nationen vor, und diese letztern willigten darein. Als nun einige Zeit darnach ein spanischer Capitain nach Meaco kam, fragte ihn der Kaiser, ob nicht Spanien seit kurzem eine große Anzahl Schiffe nach Manilla geschickt habe. Der Castillaner antwortete, daß einige Ladungen, in Waffen und Kriegsbedürfnissen bestehend, angekommen wären. Der Prinz fragte weiter, wozu diese Zurüstungen gemacht würden, und der spanische Officier versetzte, daß sie zur Eroberung der moluccischen Inseln angewendet werden sollten. Diese unvorsichtige Antwort gab dem japanischen Monarchen zu verstehen, daß er mit gefährlichen Nachbarn zu thun habe, und daß man auf ihre Unternehmungen nicht aufmerksam genug seyn könne. Außerdem war auch die Aufführung der Christen im letzten Kriege sehr geschickt, ihn gegen die Europäer aufzubringen.

Der Xogun-Sama, der nun den Thron bestiegen hatte, war auf die Ausführung eines Projects bedacht, welches ehemals von einem seiner Vorfahren war gemacht worden. Japan war, wie ich schon gesagt habe, in verschiedene Königreiche getheilt. Ob nun gleich alle Könige des Landes Vasallen des Kaisers waren, so fanden sich doch immer einige, welche sich ihm widersetzten. Verschiedene dieser Könige waren aufs neue unterwürfig gemacht worden; aber

es waren noch etliche übrig, welche von niemand Gesetze annahmen, und unumschränkt in ihrem Staate seyn wollten. Der Kaiser wollte auch diese zur Unterwürfigkeit bringen, und über ganz Japan despotisch regieren. Das seltsamste ist, daß die Ausführung dieses großen Projects nicht einen einzigen Tropfen Bluts kostete. Sobald der Xogun-Sama seine Absicht bekannt gemacht hatte, machten alle diese Prinze keine Schwierigkeit, sich zu unterwerfen, und die Japaner erkannten nur einen einzigen für ihren Oberherrn. Es ist schwer zu sagen, ob diese Staatsveränderung mehr nützlich oder nachtheilig für diese Insulaner gewesen. Es ist gewiß, daß eine große Anzahl kleiner Herren, beständige Kriege veranlasse; aber haben auf der andern Seite die Völker nicht eben so sehr die Tyranney eines Prinzen zu fürchten, der bey allem, was er will, kein Hinderniß findet?

Im Jahre 1632, einige Jahre nach dieser großen Staatsveränderung, starb der Xogun-Sama, und hinterließ den Thron seinem Sohne, den er schon seit einiger Zeit zum Mitregenten angenommen hatte. Dieser neue Monarch nahm einen Titel an, wodurch er zu verstehen gab, daß er sich weit über seine Vorfahren erhaben zu seyn glaubte. Er ließ sich To-Xogun-Sama nennen, und dieses To, im Anfange eines Namens, ist das Kennzeichen eines großen Vorzuges. Dieses war nicht der einzige Beweis der Eitelkeit, den er während seiner Regierung gab. Er blieb lange Zeit unverheyrathet, weil

er

er nicht glaubte, daß eine Prinzessinn in der Welt würdig wäre, seine Gemahlinn zu werden. Noch eine andere Ursache verhinderte ihn, sich zu vermählen. Sein Hang zu Vergnügungen, welche die Natur verabscheuet, brachte ihm einen unüberwindlichen Haß gegen das weibliche Geschlecht bey. Endlich, da er genöthigt war, eine von den schönsten Frauenspersonen aus Japan zur Gemahlinn zu wählen, so erhielt diese gute Kaiserinn auch weiter nichts, als die Ehre, die ihrem Stande gebührte. Sie war über die Verachtung ihrer Schönheit so empfindlich, daß sie in eine Krankheit fiel, und man bekümmerte sich um nichts weniger, als ihr zu helfen. Die Amme des Kaisers hatte endlich das Herz ihm seine schändliche Aufführung vorzuhalten; sie richtete aber weiter nichts damit aus, als daß die Kaiserinn in einen Pallast eingesperrt wurde, wo sie bis an ihr Ende bleiben mußte. Eben diese Amme hatte noch den Einfall, daß sie überall die schönsten Frauenzimmer zusammen suchte, und sie dem Kaiser, da er bey guter Laune war, vorstellte. Er verliebte sich auch wirklich in ein gemeines Mägdchen, die eines Sattlers Tochter, aber von ungemeiner Schönheit war, und zeugete mit derselben einen Sohn. Die Nebenbuhlerinnen dieses Frauenzimmers beschlossen das Kind umzubringen, und führten ihr schändliches Vorhaben wirklich aus.

Der neue Manarch kam den Absichten seines Vorfahren nach, und verfolgte die Christen, welche sich mit jedem Tage in seinen Staaten

ver-

vermehrten. Nie war so viel Blut vergossen worden; die Zeiten des Diocletians schienen wiedergekommen zu seyn. Der König von Arima, der entweder das Christenthum verabscheute, oder sich beym Kaiser beliebt machen wollte, verfuhr gleichfalls gegen seine Unterthanen, welche sich zur Lehre der europäischen Priester bekannten, auf die grausamste Weise. Diese Unglücklichen, die auf eine so schreckliche Art verfolgt wurden, folgten endlich ihrer Verzweiflung, da sie sahen, daß ihr Untergang beschlossen sey, und empörten sich öffentlich. Ihre Anzahl belief sich auf dreyßig tausend. Sie wählten sich einen Anführer, und bemächtigten sich der Festung Simabara. Der König sahe ein, daß er sie nicht leicht bändigen würde. Er schrieb daher an den Kaiser, welchem die Folgen dieser Rebellion so bedenklich schienen, daß er geschwind eine ansehnliche Armee auf die Beine brachte, unter welcher sich auch eine große Anzahl Holländer befanden. Diese, die das Unglück gehabt hatten, dem Kaiser zu mißfallen, und daher befürchteten, daß sie den Handel mit Japan verliehren möchten, suchten durch diese Gefälligkeit sich wieder in Gunst zu setzen, daß sie ihre Dienste anbothen, als der Kaiser im Begriffe war, die Rebellen zu demüthigen. Der Kaiser schien ihnen für ihren guten Willen Dank zu wissen; man sagt aber, daß die Japaner, welche eine edle und erhabene Seele haben, nach der Zeit einen großen Haß auf diese Fremdlinge warfen, da sie dieselben zum Untergange einer Religion alles beytragen

sahen, wozu sie sich selbst bekannten. Konnten aber die Holländer zu ihrer Rechtfertigung nicht sagen, daß sie die Christen des Königreichs Arima als Aufrührer betrachteten, gegen welche man sich erklären könne, ohne einen Vorwurf zu verdienen?

Die kaiserlichen Truppen belagerten im Jahr 1637 die Festung Ximabara. Der Verlust, den die Rebellen von Zeit zu Zeit erlitten, diente zu nichts, als sie noch muthiger zu machen; aber der Hunger brachte sie bald in die kläglichsten Umstände. Ob man gleich wußte, in was für Verlegenheit sie sich befänden, so that man ihnen doch ziemlich vortheilhafte Vorschläge, die sie aber nicht annehmen wollten. Sie wagten öftere Ausfälle, welche denen Belagerern viel Volks kosteten. Endlich fehlten die Lebensmittel gänzlich in der Stadt, und man mußte sich entweder ergeben, oder es auf ein Treffen ankommen lassen. Die Rebellen nun wollten lieber mit den Waffen in der Hand umkommen, als sich an die Feinde ergeben. Sie zogen daher aus dem Platze aus, um die Kaiserlichen anzugreifen. Die Schlacht war sehr blutig. Die Christen fochten als Verzweifelte; endlich aber ließen sie für Mattigkeit die Waffen aus den Händen fallen, und kamen alle um, ohne überwunden zu seyn. Dieses war das Schicksal vieler tausend Christen, welche ihr Blut vergossen, ohne auf die Ehre des Märtyrerthums Anspruch machen zu können, weil der Gehorsam gegen die Befehle der Obrigkeit ein Gesetz ist, welches

das Christenthum allen seinen Bekennern vorschreibt.

Einige Zeit nach der Begebenheit bey Ximabara kam ein Edict heraus, welches denen Unterthanen des Königs in Spanien bey Lebensstrafe verboth, einen Fuß auf das japanische Gebieth zu setzen, oder sich in einem Hafen dieses Reichs blicken zu lassen. Man erlaubte blos den Holländern den freyen Handel, und beschuldigte die Portugiesen, daß sie an der letztern Empörung Antheil gehabt hätten. Die Verfolgungen und die Schlacht bey Ximabara hatten das Christenthum in Japan fast gänzlich ausgerottet, so daß nach dem Tode To-Xogun-Sama, im Jahr 1650, sich fast keine Spur einer Religion im Reiche mehr fand, welche ehemals so blühend darinne gewesen war. Man sehe hier die Beschaffenheit dieses Landes gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Ich bediene mich der eigenen Worte des oben angeführten Schriftstellers. „Nichts legte den Absichten und dem Willen des „Kaisers weiter ein Hinderniß in den Weg. Es „war für diese Prinzen nichts mehr zu fürchten „übrig, weder von dem Stolze der Großen, die „sie sich unterworfen hatten; noch von dem un„ruhigen Geiste des Volks, das sie zu beschäff„tigen wußten, dessen Neugierigkeit, fremde „Nationen kennen zu lernen, sie im Zaume hiel„ten, und das sie streng, doch ohne grausam „zu seyn, beherrschten; noch von den Unterneh„mungen der Ausländer, die sie entfernt oder „außer Stand gesetzt hatten, ihnen die geringste

„Un-

„Unruhe zu machen. Sie hatten allenthalben „eine bewundernswürdige Ordnung und Zucht „eingeführt, Liebe zur Arbeit und eine edle Nach„eiferung in den Künsten rege gemacht, und un„ter allen Theilen dieses großen Körpers den Um„lauf der Handlung so befördert, dergleichen man „vielleicht nirgends als allhier siehet, und wor„aus Ueberfluß für ein Land entspringt, das an „sich nichts weniger als fruchtbar ist. Da sie „demnach mit Grunde auf den Muth und die „Treue ihrer Unterthanen rechnen konnten, und „alles, was zu einheimischen Unruhen Anlaß ge„ben kann, bey Seite geschafft hatten, so ver„achteten sie die Eifersucht anderer Nationen, „und beherrschten ihr Reich in einer tiefen aber „weisen Ruhe, welche die Frucht ihrer Staats„klugheit war.„

Man ist heut zu Tage äußerst vorsichtig, die Europäer von Japan abzuhalten. Nichts ist zur Vertilgung des Christenthums den Kaisern besser gelungen, als eine gewisse schreckliche Ceremonie, die man Jusimi nennt. Man läßt an den Orten, wo man muthmaßet, daß sich Christen aufhalten, gegen das Ende des Jahres alle Einwohner aufschreiben, und trägt mit dem Anfange des folgenden Jahrs von Haus zu Hause zwey Bilder herum, von denen das eine Christum am Kreuze, und das andere die heilige Jungfrau oder sonst einen Heiligen vorstellet. Man leget diese Bilder auf den Boden, und der Hausvater, die Frau, die Kinder, das

Gesinde und alle, die im Hause wohnen, kommen, wie sie gerufen werden, herbey, und treten mit Füßen auf dieselben. Selbst Kinder, die man noch auf den Armen trägt, werden davon nicht frey gesprochen. Man giebt vor, daß, wenn ein fremdes Schiff nach Japan kömmt, das ganze Schiffsvolk sich dieser Cerimonie unterwerfen müsse; es ist aber nicht zu glauben, daß die Holländer sich nach einer solchen Gewohnheit beqvemen sollten. Obgleich die Menschen öfters fähig sind, ihre Religion einem niederträchtigen Eigennutze aufzuopfern, so kann man doch eine ganze Nation nicht im Verdachte haben, daß sie sich durch eine Aufführung beschimpfen wolle, welche sie in den Augen aller Christen abscheulich machen würde.

Die Holländer sind die einzigen Europäer, welche die Freyheit haben, nach Japan zu handeln; sie müssen dieselbe aber theuer genug erkaufen. Man entwaffnet sie bey ihrer Ankunft, und giebt ihnen eine Wache, die auf alle ihre Schritte Achtung geben muß. Sie können keinen Brief schreiben oder empfangen, daß der Inhalt davon nicht in ein dazu bestimmtes Buch eingetragen würde, und man nicht eine Abschrift davon dem Gouverneur gegeben hätte. Wenn man ihnen bisweilen erlaubt, aus dem Hafen, in welchen sie eingelaufen sind, heraus zu gehen, sind sie stets mit Wache umringt, die sie begleitet, so wie man Staatsverbrecher begleiten

läßt.

läßt. Diese Wache müssen sie aus ihrem Beutel bezahlen. Sie können keinen Spaziergang ohne große Kosten thun, weil sie alle ihre Begleiter frey halten müssen. Wenn sie Schiffe beladen wollen, müssen sie Japaner dazu nehmen, welche diese Arbeit nicht umsonst thun. Man muß vierzig Personen dingen, wenn man nur zwanzig nöthig hat, und öfters müssen zwo Stunden für einen ganzen Tag bezahlt werden. Man liefert den Holländern die Lebensmittel, das Getränke, den Hausrath und selbst Huren; sie müssen aber doppelt, und auch wohl dreyfach dafür bezahlen. Mit einem Worte, es wird den Holländern in Japan so übel begegnet, als nimmermehr den Juden in erzcatholischen Ländern.

Ein deutscher Arzt, Namens Kämpfer, sagt, die Japaner hätten Ursache gehabt, allen auswärtigen Nationon den Eintritt in ihr Land zu verbiethen. Der Abscheu gegen das Christenthum ist es, was diesen Insulanern eine solche Vorsicht eingegeben hat. Es scheint, wenn man die Sache mit einem politischen Auge betrachtet, daß die Einführung einer neuen Religion, sie sey welche sie wolle, große Unruhen erregen, und zu blutigen Kriegen Anlaß geben könne. Wir kennen aus der Erfahrnng die Uebel, welche Neuerungen in der Religion nach sich ziehen. Japan würde nicht mit so vielem Blute seyn benetzt worden, wenn die Einwohner dieses Reichs immer in den Irrthümern geblie-

ben wären, aus denen man sie reissen wollte. Die Beherrscher dieses Landes beschwerten sich daher nicht ganz ohne Grund darüber, daß man bey ihnen eine Lehre predigte, die dem, was man sonst geglaubt hatte, gerade entgegen war, und welche eine sehr nachtheilige Verschiedenheit der Gesinnungen bey Unterthanen eines und eben desselben Landes einführen konnte. Wenn man aber zum Grunde voraussetzt, daß die christliche Religion die einzige wahre ist, und daß alle, die sich nicht zu derselben bekennen, nach ihrem Tode die härtesten Strafen zu gewärten haben, so ist es gewiß, daß man den Eifer jener beherzten Männer nicht genug loben könne, welche ungeheuere Meere durchschiffen, und tausend Gefahren verachten, um die Völker aus einer verderblichen Unwissenheit zu ziehen, und zur höchsten Glückseligkeit zu führen. Man kann daher dem deutschen Arzte zur Antwort geben, daß er zwar als ein guter Politiker, aber als ein schlechter Christ, seine Meynung sage.

Ob ich gleich von den Sitten der Japaner einige Vorstellungen gemacht, ehe ich die in ihrem Reiche vorgegangenen Veränderungen erzählt habe, so will ich hier doch noch einige Züge anbringen, die aus der Geschichte des P. Charlevoix genommen sind, und den Character dieser Nation vollends werden ausbilden helfen. Man findet folgendes bey dem angeführten Schriftsteller:

„Eine

„Eine Magd, welche einer ganz geringen „Ursache wegen, wobey sie nicht einmal etwas „versehen hatte, ausgelacht wurde, wodurch sie „sich aber beschimpft zu seyn glaubte, nahm ihre „Brüste, drückte sie zum Munde, zerriß sie mit „den Zähnen, und starb auf der Stelle.

„Ein großer Herr war heftig in ein Mägd„chen verliebt, die er einer Soldatenwitwe ent„führt hatte, um sie in sein Serail zu setzen. „Die Mutter, die sich in schlechten Umständen „befand, und den Aufenthalt ihrer Tochter er„fuhr, schrieb an dieselbe, stellte ihr Elend vor, „und bath, daß sie doch sehen sollte, ob sie ihr „in ihren gegenwärtigen Umständen einige „Hülfe verschaffen könnte. Der Heer kam „eben dazu, als das Mägdchen den Brief „las. Er verlangte, ihn zu sehen; sie „aber weigerte sich, denselben zu zeigen. Er „drang darauf, und das junge Mägdchen, wel„ches seine Mutter nicht beschämen wollte, wi„ckelte den Brief rund zusammen, und schluckte „ihn so hastig hinter, daß sie daran erstickte. „Der Herr war eifersüchtig, und daher um so„viel neugieriger; er ließ die Kehle des Mägd„chens öffnen, und gerieth in Verzweiflung, da „er den Brief las, daß er eine Person, die er „liebte, so im Verdachte hatte haben können. „Er wußte kein anderes Mittel, seine Betrüb„niß zu mildern, als daß er die Mutter zu sich „kommen ließ, welche zu diesem Unglücke Gele„genheit gegeben hatte, und welcher er bis an

„ihren Tod mit allem reichlich versorgte, was
„ihr bisher gemangelt hatte.„

Die beyden folgenden Exempel werden zeigen, wie weit die Japaner die eheliche Treue und die kindliche Liebe treiben. „Ein Edelmann in
„Fingo hatte eine Frau von seltener Schönheit,
„von welcher er allein geliebt wurde, und welche
„ihn glücklich gemacht hätte, wenn er sein Glück
„hätte verbergen können; der Kaiser aber erfuhr
„es, und das kostete ihm das Leben. Einige
„Tage nach seinem Tode ließ der Kaiser die
„Wittwe kommen, und wollte sie bereden, in
„seinem Pallaste zu wohnen. Sie antwortete,
„daß Ihro Majestät ihr eine große Ehre erzeig-
„ten; sie bäte sich aber die Gnade aus, daß sie
„ihren Mann dreyßig Tage lang ungestöhrt be-
„weinen, und hernach ihren Anverwandten im
„Pallaste ein Gastgeboth geben dürfte. Alles
„wurde ihr eingeräumt, und der Kaiser wollte
„selbst bey dem Feste zugegen seyn. Er fand
„sich wirklich dabey ein, und trank viel. Da
„man von der Tafel aufstand, näherte sich die
„Dame dem Balcon, und unter dem Scheine,
„als ob sie sich auflehnte, stürzte sie sich von der
„Höhe herab, und brach sich selbst den Hals,
„um die Treue zu halten, die sie ihrem Manne
„geschworen hatte.„ Die folgende Geschichte ist noch heroischer.

„Eine Frau war mit drey Kindern zur Witt-
„we geworden, und hatte nichts, als was sie
„mit

„mit ihrer Arbeit verdienten. Da nun ihre drey „Söhne nicht soviel verdienen konnten, daß sie „bequem davon hätten leben können, geriethen sie „auf einen seltsamen Entschluß, um ihre Mut„ter in bessere Umstände zu setzen. Man hatte „seit kurzer Zeit bekannt gemacht, daß, wer ei„nen Räuber der Gerechtigkeit überliefern wür„de, eine ansehnliche Summe zur Belohnung „bekommen sollte. Die drey Brüder beredeten „sich unter einander, daß sie einen von ihnen „für einen Räuber ausgeben wollten, und die „andern beyden ihn vor den Richter führen soll„ten. Sie looßten, um zu sehen, welcher das „Opfer der kindlichen Liebe seyn sollte, und das „Loos traf den jüngsten, der sich binden, und „als einen Missethäter führen ließ. Der Richter „verhörte ihn, und er bekannte, daß er gestoh„len habe. Man schickte ihn ins Gefängniß, „und die Ueberbringer erhielten die versprochene „Summe. Ihr Herz wurde nun über die Ge„fahr weich, in welcher sich ihr Bruder befand. „Sie fanden ein Mittel, ins Gefängniß zu kom„men, und in der Meynung, daß sie von nie„mand gesehen würden, umarmten sie ihn aufs „zärtlichste, und benetzten ihn mit ihren Thrä„nen. Der Richter, der sie von ohngefähr „gewahr wurde, verwunderte sich über einen so „seltsamen Anblick nicht wenig. Er rief einen „von seinen Leuten, und befahl ihm, den beyden „Anklägern nachzugehen, und sie nicht aus den „Augen zu lassen, bis er zur Aufklärung einer

„so sonderbaren Begebenheit einige Entdeckung „gemacht hätte. Der Abgeschickte richtete seinen „Auftrag sehr gut aus, und erzählte, daß, da „er die beyden jungen Leute in ein Haus habe „gehen sehen, er ihnen nachgeschlichen wäre, und „gehört habe, wie sie ihrer Mutter alles erzehl„ten, was ich gesagt habe; daß die arme Frau, „bey dieser Erzählung, ein klägliches Geschrey „erhoben, und ihren Kindern befohlen habe, „das Geld wieder hinzutragen, wo sie es bekom„men hätten, indem sie lieber für Hunger ster„ben, als ihr Leben durch das Leben ihres Soh„nes retten wollte. Der Richter, über diese „Erzählung erstaunt, ließ den Gefangenen holen, „fragte ihn aufs neue wegen des beschuldigten „Diebstahls, und legte ihm verschiedene Fragen „vor, durch welche er ihn zu fangen vermeynte; „da es ihm aber damit nicht gelingen wollte, so „sagte er ihm endlich, daß er von allem unter„richtet sey. Nachdem er ihn voll Zärtlichkeit „umarmt hatte, stattete er dem Cubo-Sama „davon Bericht ab, welchem eine so heroische „That so wohl gefiel, daß er die drey Brüder „sehen wollte. Er überhäufte sie mit Schmei„cheleyen, setzte dem jüngsten funfzehn tausend „Thaler, und einem jeden von den beyden an„dern Brüdern fünf tausend Thaler aus.„

Da wir Gelegenheit gehabt, von den Coreern zu reden, so will ich versuchen, in wenig Worten einen Begriff von diesem Volke und von ihrem Lande

de zu geben. Corea ist eine Halbinsel, welche von China nur durch den nanquinischen Meerbusen abgesondert ist. Das Erdreich derselben ist fruchtbar, und bringt alles hervor, was zum Lebensunterhalte nöthig ist. Es bezahlt dieses Königreich einen Tribut an China, welchen die Einwohner zum Theile in Ginseng, einer Pflanze, die zu Arzeneyen gebraucht wird, entrichten. Die Regierungsform ist monarchisch; oder besser zu sagen, der König genießt einer unumschränkten Gewalt. Man hält beständig eine zahlreiche Miliz, und eine große Menge Schiffe. Es ist vielleicht kein Land in der Welt, wo die Verbrecher härter bestraft werden, indem man ihnen die schrecklichsten Martern anthut.

Der Pöbel betet Götzenbilder an, und die Großen haben gar keine Religion. Es giebt eine ungeheure Menge Mönche in diesem Königreiche. Der älteste befiehlt, und wenn einer der Untergebenen seine Pflicht nicht thut, kann er ihm zwanzig bis dreyßig Schläge auf den Hintern geben lassen. Diese Mönche verdienen ihr Brodt mit Arbeit, oder mit der Handlung. Andere gehen betteln, und wissen sich so gut darein zu schicken, als die Bettelmönche in Europa. Die Klöster werden in Corea öfters von vornehmen Leuten besucht, weil man sich daselbst mit öffentlichen Buhlschwestern lustig machen kann. Man wählt diese Oerter um soviel lieber, weil sie insgemein eine sehr angenehme Lage haben. Es giebt auch Nonnenklöster; aber

ich

ich kann nicht sagen, ob man in denselben ebenfalls sein Vergnügen finden kann.

Die Coreer verheyrathen sich sehr zeitig. Sie können ihre Weiber verstoßen; diese aber haben nicht gleiches Recht gegen ihre Männer. Es kann einer soviel Weiber haben, als er für gut befindet, und zu allen Stunden zu ihnen gehen, ohne daß jemand etwas dawider sagen dürfte; aber nur die Frau, die er geehlicht hat, wohnt bey ihm. Man verabsäumt zwar die Erziehung der Kinder nicht; aber alle Wissenschaft bestehet darinne, daß man lesen lernt. Die Trauer der Coreer ist sehr beschwerlich. Wenn ein Mann stirbt, so dürfen seine Kinder drey Jahre lang kein Amt verwalten, sich nicht schlagen, nicht betrinken, auch nicht bey ihren Weibern schlafen; die Kinder, die binnen der Zeit zur Welt kommen, werden für unehelich gehalten. Sie begraben ihre Todten, und suchen diese traurige Handlung durch Gastereyen und Lustbarkeiten angenehm zu machen. Wenn ein Hausvater achtzig Jahre alt geworden, so erkläret er sich selbst für unfähig, sein Vermögen länger zu verwalten, und tritt es den Kindern ab; die sodann für seinen Unterhalt sorgen.

Die Coreer sind sehr geneigt zu Stehlen und Lügen; sie glauben die rühmlichste That von der Welt gethan zu haben, wenn sie einen betrogen haben. Die Tapferkeit ist keine Tugend, aus der sie viel Werks machen; sie beklagen das Unglück derer, die sich schlagen müssen. Die

Schuld-

Schuldner, die das, was sie dem Könige oder andern Personen schuldig sind, nicht zu gesetzter Zeit bezahlen, bekommen alle Monate zwey oder dreymal Schläge auf die Waden, und dieses wird so lange fortgesetzt, bis sie bezahlt haben. Wenn sie darüber verstorben, so sind ihre nächsten Anverwandten zur Bezahlung verbunden, oder müssen sich eben der Strafe unterwerfen, so daß die Gläubiger hier nie etwas verliehren. Das Prügeln auf den Hintern oder auf die Waden, ist in diesem Lande sehr gewöhnlich, und gar nicht schimpflich. Man belegt die kleinsten Fehler mit dieser Strafe.

In dem wenigen, was ich von Japan gesagt habe, findet man das merkwürdigste und sonderbarste, was die weitläuftigsten Geschichte enthalten. Wer indeß sich durch die ausführliche Erzählung der Heldenthaten und des glorreichen Märtyrertodes einer großen Menge japanischer Christen erbauen will, der darf nur die Geschichte des Jesuiten Charlevoix zu Rathe ziehen.

Ende des sechsten Theils.

Inhalt.

Inhalt.

I. Verschwörung der Baronesse von Alby S. 3

II. Verschwörung des Thomas Aniello 24

III. Verschwörung zu Neapel 58

IV. Verschwörungen und Meutereyen in der Türkey 81

V. Verschwörungen und Meutereyen in Japan 302

VI. Beschreibung des Königreichs Corea 362

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duport du Tertre, François-Joachim, 1715-1759

Des Therrn Düport dü Tertre Geschichte der sowohl alten als neuern Verschwö rungen, Meutereyen und merkwürdigen Revolutionen

Bd.: 6

Breslau (1768)

H.misc. 87-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738119-1
VD18 80315461-001